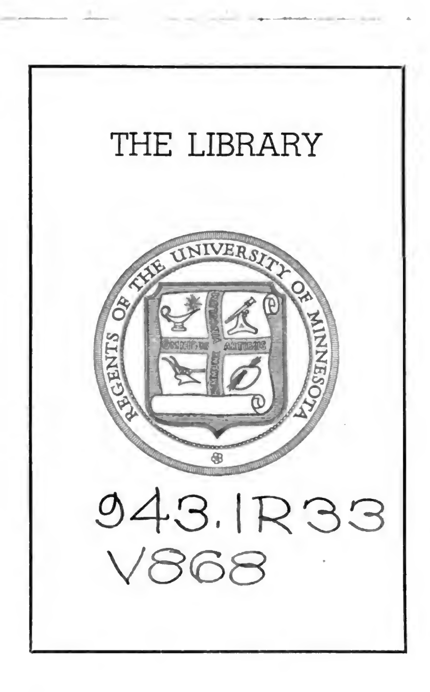

ATHENÆUM.


REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA

165

Geschichte

des

Verfalls und Untergangs

der

Rheinischen Staaten

des alten deutschen Reichs.

Von

N. Vogt.



Cum multa divinitus a majoribus nostris inventa atque instituta sunt, tum nihil praeclarius, quam quod vos eosdem et religionibus Deorum immortalium et summae reipublicae praeesse voluerunt, ut amplissimi et clarissimi cives rempublicam bene gerendo, Pontifices religiones sapienter interpretando rempublicam conservarent.

Cicero pro domo.

---

1 8 3 3.

Meinen

Freunden und Landsleuten

gewidmet.

Vorwort.

In meinem historischen Testament Th. III. Seite 299 sage ich: „Wenn man unserm Göthe das Verdienst lassen muß, daß er den germanischen Geist in Poesie und Kunst wieder geweckt habe, so wird man mir zugestehen müssen, daß ich jenen großen Geist der europäisch-christlichen Republik oder des germanisch-europäischen Bundes in seiner ganzen Gliederung dargestellt habe." In allen meinen seit fünfzig Jahren erschienenen historisch-politischen Schriften liegen offenbar die Beweise davon.

Man hat zwar nach dem Sturze Napoleons diesen Geist wieder beschwören wollen. Man hat das heilige Kreuz an den Hüten und Kappen getragen, die Niebelungen hervorgesucht, den Dom von Cöln gepriesen, die altdeutschen heiligen Bilder gesammelt, die Turnkunst geübt und einen Landsturm errichtet; ja sogar eine heilige Allianz gestiftet: aber den ächten christlich-germanischen Geist schlafen gelassen, der doch alle diese großen Werke hervorgebracht hat. Statt den Franzosen das Pensum zu korrigiren und ihnen selbst mit ihrem Montesquieu zu zeigen, daß das noch Gute und Haltbare ihrer neuen Verfassungen von den Germanen hergekommen sei,*) hat man ihr oberflächliches, blos auf Zah-

*) Ce beau système a été trouvé dans les lois des Germains.

len, Ziffern, Geld und Buchstaben beruhendes Machwerk über den Rhein gebracht, welches, in dem nach Mercier schon vor der Revolution verdorbenen Paris concentrirt, nun schon über vierzig Jahre bei einer jeden neuen Erschütterung auch einen neuen Despotismus und eine neue Zerstörung des Alten hervorgebracht hat. Um nun der Nachwelt ein treues, ächtes Bild dieses zerstörten Alten zu hinterlassen, habe ich im Jahre 1828 zu Bonn bei Marcus noch eine Schrift unter dem Titel: Grund- und Aufriß des christlich-germanischen Kirchen- und Staatsgebäudes im Mittelalter nach unverwerflichen Urkunden und Quellen erscheinen lassen. Diese Schrift ist die von mir versprochene Beilage zu den drei Theilen meiner rheinischen Geschichten und Sagen, und kann also mit diesen als geschlossenes Ganze angesehen werden. Was ich am Ende dieser Schrift von der Zerstörung des christlich-germanischen Doms sage, wird in gegenwärtiger Geschichte des Verfalls und Untergangs desselben deutlicher dargethan werden. Da diesen Gegenstand schon viele vortreffliche Geschichtschreiber z. B. Michael Ignaz Schmidt, Menzel, Buchholz 2c. im Allgemeinen beschrieben haben, so werde ich nur das davon vorzüglich und genau herausheben, was die alten rheinischen Staaten betrifft. Ich bin am Rhein geboren, war ein fleißiger Beobachter und oft nicht unwirksamer Theilnehmer von dem, was um mich vorging. Ich kannte einen großen Theil der die Begebenheiten unsrer Zeit lenkenden Personen. Ich glaube daher, daß meinen Lesern diese Schrift nicht unbedeutend sein wird.

Sowohl von dieser, als von meinen rheinischen Geschichten war schon vor vierzig Jahren vieles niedergeschrieben, und wie man an dem Abrisse einer Geschichte von Mainz und in meinen Staatsrelationen 2c. finden kann, später auch gedruckt. Aus diesem Grunde wird man darin meine

alte Anhänglichkeit an mein Land und seine Verfassung ꝛc. nicht verkennen. Ich folgte darin den Gesinnungen der alten klassischen Geschichtschreiber und Staatsmänner, eines Thucydides, Xenophon, Polybius, Sallustius, Cicero, Tacitus ꝛc., welche fast einstimmig den Verfall der Religion, Vaterlandsliebe und der andern bürgerlichen Tugenden auch für die Hauptursache des Verfalls der so berühmten alten Republiken gehalten haben. Denn weder des Sokrates oder Platos Lehren, noch des Demosthenes und Cicero strafende Reden, noch des Hannibal Warnungen, noch Sullas grausame Restauration, noch Catos Starrsinn, noch Cäsars Ermordung, noch der Antonine philosophische Regierung, ja selbst des feinen Julians Theosophie konnten den Untergang aufhalten. Während dem also die großen und edlen Menschen, ja selbst die Dichter*) bei dem herrschenden Zeitgeiste an einer Erfrischung des Menschengeschlechts fast verzweifeln mußten, hatte die alles leitende Vorsehung die Quellen eines neuen Lebens dort entspringen lassen, woher es weder die Philosophen, noch die Staatsleute, noch die Regenten vermutheten. Nicht von dem philosophirenden Griechenland, noch aus dem die Welt beherrschenden Rom, noch aus dem handelnden, aber schon zerstörten Karthago, sondern aus dem bisher verachteten, nicht einmal recht gekannten Judäa sollte der Heiland und Wiederhersteller der Religion und Moralität, und aus dem barbarisch genannten Germanien der Anordner der ächten Freiheit und Staatsverfassung hervorgehen. — Christus und Karl der Große.

Ich habe in den letzten Kapiteln meines Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit aus gleichzeitigen Schriftstellern dargethan, wie wunderbar die Vorsehung die alte verdorbene Welt zuerst durch Sophisterei, Tyrannei und Ausgelassenheit gezüchtigt, dann durch die christliche Reli-

*) Die Ode des Horaz wird hinten folgen.

gion und durch die Germanen wieder geheilt habe. Ob diese Alleslenkerin in unseren Zeiten auf eine ähnliche Art einschreiten werde, wissen wir nicht, oder können es nur ahnden. Die Kinder unserer Zeit halten den Liberalismus für das Mittel der neuen Wiedergeburt. Es sei fern von mir, den ächten Liberalismus als den Verbreiter der religiösen und politischen Irrthümer unserer Zeit anklagen zu wollen, denn er ist selbst aus dem Christenthum und dem freien Germanien hervorgegangen. Ich habe sogar dem oben angeführten Grund- und Aufriß des alten Gebäudes den Grund- und Aufriß des Tempels von Panama oder des neuen Gebäudes gegenüber gestellt, um die nothwendige Consequenz der neuen Grundsätze zu zeigen, wenn er die Stelle des Christenthums in der Hand der Vorsehung vertreten wollte; da sich aber statt des ächten Liberalismus ein sophistischer, falscher an dessen Stelle eingeschlichen hat, so will ich diesen sowohl an Geist, als Gang mit dem Christenthum vergleichen, und man wird finden, daß beide zwar in der Schnelligkeit der Ausbreitung, keineswegs aber in Hinsicht des Geistes eine Aehnlichkeit miteinander haben; denn

Erstens hat die christliche Religion sich gleich bei ihrer Entstehung als eine unmittelbare Offenbarung Gottes angekündigt, dagegen hat der falsche Liberalismus das Christenthum als Aberglauben und Pfaffentrug, sich aber als das ächte, unverfälschte Produkt der fortschreitenden Vernunft erklärt.

Zweitens hat die christliche Religion die Welt durch die drei himmlischen Tugenden, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe bessern wollen und auch gebessert; dagegen beförderte der mißverstandene Liberalismus durch Lehren und Schriften den Unglauben, den Zweifel an Unsterblichkeit und den Haß gegen alle die, welche sich seinen Meinungen nicht unterwerfen wollen.

Drittens verbreitete sich die christliche Religion durch Demuth, Geduld, Gehorsam und den Märtyrertod über die Welt; dagegen der Afterliberalismus durch heimtückische Verschwörung oder offenbaren Aufruhr, durch Verbannung, Güterraub und den blutigsten Terrorismus.

Viertens sind die christlichen Institutionen nicht allein auf die menschliche Vernunft, sondern auch auf das menschliche Gemüth angelegt; dagegen sind die des sophistischen Liberalismus nach Zahlen, kalten Formen, mechanischem Gewicht, Wucher und Geld berechnet. Daher sind auch jene sich immer mehr befestigend und das Geistliche, Himmlische mit dem Weltlichen, Irdischen verbindend, schon beinahe zweitausend Jahre bestanden; dagegen diese sich nach einigen Jahren wieder selbst zerstören.

Fünftens und endlich ist es der christlichen Religion gelungen, aus allen Gläubigen, wenigstens der Form und den Grundsätzen nach, eine allgemeine christliche Republik und Bruderschaft zu bilden; dagegen hat der falsche Liberalismus schon durch Jahrhunderte den Religions- und Bürgerkrieg in allen christlichen Ländern entzündet.

Da ich nun schon seit fünfzig Jahren durch die Bestrebungen dieses Afterliberalismus, den frechen Hohn gegen das Heiligste, die Verachtung der Kinder gegen ihre Eltern, der Schüler gegen ihre Lehrer, der Bürger gegen ihre von ihnen selbst gewählten Obrigkeiten, die Verletzung der allgemein anerkannten Bürger-, Staats- und Völkerrechte, und endlich den täglichen Meuchel- unb Selbstmord immer um mich her wachsen sehe, so wird man mir diese Mißgeburten des falschen Liberalismus schwerlich als Fortschritte der Vernunft, Civilisation und Gerechtigkeit aufschwätzen wollen.

Nun hätte aber die Vorsehung den falschen Liberalismus doch als ein Werkzeug zu einer Erfrischung des Men-

schengeschlechts herbeiführen können, um, wie in der alten Welt durch die Barbaren, so in der jetzigen durch die Sans-cülotten das faul- und morsch-gewordene Pfaffen-, Fürsten-, Wucherer-, Industrie- und Luxusreich zu zerstören.

„Unter der Regierung des Kaisers Honorius, sagt Aimo-nius, verließ Kroch, der Vandalen König, in Verbindung mit den Schwaben und Alanen seine Heimath, um sein Glück in Gallien zu suchen. Vor seinem Einfall fragte er seine Mutter um Rath, wie er wohl sein Andenken am sichersten verherrlichen könne? Diese gab ihm zur Antwort: „Mein Sohn! willst du dir einen Namen in der Welt machen, so ziehe hin, reiße nieder, was Andere mit vielen Kosten erbaut haben, und rotte aus die Völker, welche deiner Stärke unter-liegen müssen; denn schönere Gebäude kannst du nicht auf-führen, als die Römer gethan haben; auch kannst du ihren Kriegsruhm nicht mehr verdunkeln, als durch eine allgemeine Zerstörung ihres Reichs." Kroch nahm diesen Rath der Mutter als einen Göttersspruch auf und zerstörte das alte Reich.

Auf eine fast ähnliche Art sprach Robespierre zu seinen Terroristen: „Ihr seht meine Brüder! daß trotz unseren Gesetzen und Institutionen die Verschwörung und der Auf-ruhr immer wieder ihr Haupt erheben; ja daß sogar viele unserer Volksrepräsentanten zum alten antirepublikanischen Luxus, Wucher, der Intrigue und der Geldaristokratie sich hinneigen. Ich weiß daher kein anderes Mittel mehr, um eine wahre auf Freiheit, Gleichheit und Bürgertugend ge-gründete Republik zu stiften, als die durch unsere treuen Sanscülotten zu bewerkstelligende Ermordung aller Pfaffen, Adeligen, Reichen, Wucherer, Gelehrten und Wollüstlinge, und die gänzliche Zerstörung aller großen Städte. Dann überlassen wir dem noch guten, unverdorbenen Volke, wie

bei den alten Römern, nichts als den Pflug und das Schwert, um sich einfach zu ernähren und tapfer zu wehren. Nur auf die Art kann die Republik erhalten und fest gegründet werden." So sprach Robespierre, und wo unter seinem Heilausschusse die republikanischen Armeen siegend hindrangen, wurden Kirchen, Altäre, Thronen, Fabriken, Bibliotheken, ja sogar die alten Kunstwerke zertrümmert.

Discite justitiam moniti et non temnere divos.

Die Druck- und andere in dieser Schrift vorkommenden Fehler wird man meiner Abwesenheit von dem Druckorte und meinem hohen Alter zu gut halten.

Ad Romanos.

Delicta majorum immeritus lues,
Romane, donec templa refeceris,
Aedesque labentes deorum, et
Foeda nigro simulacra fumo.

Dis te minorem quod geris, imperas:
Hinc omne principium, huc refer exitum.
Di multa neglecti dederunt
Hesperiae mala luctuosae.

Fecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere et genus et domos:
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam nunc et incestos amores
De tenero meditatur ungui.

Mox juniores quaerit adulteros
Inter maristi vina: neque eligit;
Cui donet impermissa raptim
Gaudia luminibus remotis.

Non his juventus orta parentibus,
Infecit aequor sanguine Punico;
Pyrrhumque et ingentem cecidit
Antiochum, Hannibalemque dirum.

Sed rusticorum mascula militum
Proles, Sabellis docta ligonibus
Versare glebas, et severae
Matris ad arbitrium recisos

Portare fustes, sol ubi montium
Mutaret umbras, et juga demeret
Bobus fatigatis, amicum
Tempus agens abeunte curru.

Damnosa quid non imminuit dies?
Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Einleitung.

Ich habe sowohl in den drei Theilen meiner rheinischen Geschichten, als auch in meiner Schrift: Grund und Aufriß des christlich-germanischen Staats- und Kirchengebäudes im Mittelalter nach unverwerflichen Urkunden, die Grundsätze angegeben, worauf dieses Gebäude beruhte, und wornach es zur Zeit des constanzer Conciliums reformirt werden sollte. Nun wollen wir sehen, in wie weit die Väter der Kirche und der Reiche darnach gehandelt haben, und warum es und mit ihm die rheinischen Staaten zuerst verfallen, dann in unsern Zeiten gänzlich untergegangen sind.

Die Stifter und Gesetzgeber der germanisch-christlichen Republik hatten mit vieler Weisheit die Kirche mit dem Staate innigst verwebt, sie vergaßen aber während ihrem Riesenbaue die Grenzen der wechselseitigen Einwirkung genau und fest zu bestimmen. So mußte natürlich jener beinahe ein Jahrtausend dauernde Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt entstehen, welcher, in unsern Tagen auf beide zurückschlagend, die ganze Christenheit mit dem Untergange bedrohte. Die Kirchenfürsten hatten sich der Jurisdiction über weltliche Händel bemeistert, dagegen griffen die Layenfürsten in die Rechte und das Heiligthum der Kirche ein. Die deutschen Kaiser sahen sich noch immer als die Oberherrn von Italien und Rom an, dagegen stellten sich die Päpste an die Spitze der italienischen Städte und Republiken, und bedrohten sie mit Aufruhr und Kirchenbann. Hatten die Cardinäle einen dem Kaiser misfälligen Geistlichen zum Papste gewählt, so ließ jener diesem einen von seiner Parthei entgegensetzen; hatten die Kurfürsten einen wackern Mann auf den kaiserlichen Thron erhoben, so bannte ihn der Papst und ließ gegen ihn eine neue Wahl vornehmen. So finden wir seit dem unglücklichen Streite zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. die Christenheit in zwei ungeheure Partheien zerrissen und nach Abgang des Hohenstaufischen Hauses eine

anhaltende Anarchie in dem Reiche, ein anhaltendes Aergerniß und Schisma in der Kirche.

Kurz vor der Berufung des constanzer Conciliums stritten noch drei Fürsten, Jobst von Mähren, Wenzel und Sigismund, um die Kaiserkrone, drei Prälaten, Johann, Benedikt und Gregor, um die päpstliche Inful. Indessen war Jobst von Mähren bald nach seiner Wahl gestorben, und Wenzel von Böhmen so tief in der Achtung der Fürsten gefallen, daß er das Reich freiwillig an Sisgismund überließ. Dieser wurde sodann einstimmig als rechtmäßiger Kaiser erkannt.

Auch Gregorius entsagte ohne große Weigerung seinen Ansprüchen auf das Papstthum, und Johann XXIII., welcher mit Sigismund das Concilium berufen hatte *), glaubte jetzt in eigener Person gegenwärtig und sich auf die Beschlüße des Conciliums von Pisa stützend, allein zur päpstlichen Würde gekommen zu seyn; aber die eifrigen Väter erklärten laut: „Was zu Pisa unter dem Einflusse des gegenwärtigen Papstes gethan worden, sei der Bestätigung nicht werth, die Reformation der Kirche müsse durch die Tilgung aller partheiischen Rücksicht, vermittelst vorläufiger Absetzung aller drei Päpste angefangen werden. Die alles zusammenhaltende Ordnung der Gemeinde Gottes, durch Schuld und Unglück aufgelößt, ohne andere Furcht als Jesu Christi des einzigen Hohenpriesters, ohne andern Einfluß als des heiligen Geistes, gereinigt herzustellen, darum seyen sie aus den entfernstesten Ländern als Stellvertreter der Gläubigen aller Nationen zusammen gekommen.“ Nach diesen kräftigen Worten forderten die Väter nicht nur von Johann, sondern auch von den zwei andern Afterpäpsten die Niederlegung des oberhirtlichen Amtes, und als diese sich weigerten, entsetzten sie dieselben, Kraft höchster Machtvollkommenheit, und wählten den Cardinal Otto unter dem Namen Martin V. zum Papste.

Diese anscheinlich hergestellte Einigkeit in der Kirche, machte einen so fröhlichen Eindruck auf die christlichen Häupter und Glieder, daß der Kaiser Sigismund selbst nach dem Conclave eilte, und im Namen des ganzen römischen Reiches, der Patriarch von Antiochien aber im Namen der ganzen Kirche den Vätern dankten und dem von ihnen Gewählten die Füße küßten.

Die versammelten Kirchenväter glaubten auch in soweit klug und folgerecht zu handeln, daß sie dem Neuerwählten erst mehrere Punkte vorlegten, welche er, ehe sie ihm die oberste Würde übertrugen,

*) Siehe meine rheinischen Geschichten 3r Theil Seite 419.

zuvor genehmigen sollte. Da sie aber in der Theorie die päpstliche Gewalt zu viel beschränken wollten, verfehlten sie in Praxi ihren Zweck. Die hauptsächlichsten Punkte waren folgende: sie verlangten, daß künftig nur vierundzwanzig Cardinäle eingesetzt werden möchten, wovon jede christliche Nation eine ihrer Größe und Bevölkerung angemessene Anzahl vorzuschlagen habe. Diesen wollten sie das Recht übertragen, statt ihrer die Päpste zu wählen; sollte aber der Gewählte sein Amt nicht so verwalten, wie es dessen Heiligkeit und die Kirchengesetze vorschreiben, so behielten sie sich die Gewalt vor, den darwider fehlenden Papst vor ihren Richterstuhl zu ziehen, nach Maßgabe seiner Verbrechen zu richten und mit Absetzung zu bestrafen. Damit aber die päpstliche Gewalt nicht in Dingen und Fällen misbraucht werden könne, welche dem Geiste ihrer Einsetzung widersprächen, so verlangten sie von dem Neugewählten, daß er der bisher angemaßten Vergebung von Beneficien, Exemtionen, Aemtern, Ablässen und Gerichtsbarkeiten entsagen und sich auf die Ausübung jener Gewalt beschränken möge, welche ihm Christus und die allgemeinen Concilien zur Erhaltung der Einigkeit und Regierung der Kirche anvertraut haben. Sie drangen ferner darauf, daß der Papst die Kirchenzucht sowohl in der römischen als andern chrichlichen Kirchen aufrechterhalten und alle Aergerniß, welche bisher durch Simonie und andere den geistlichen Stand schändende Laster hervorgebracht worden wären, vermeiden möge. Sie forderten endlich, daß der Papst zuerst nach fünf, dann alle Jahre ein allgemeines Concilium zusammenrufen möge, welche sodann die angefangene Reformation vollenden könnten *).

Wie die Väter des Conciliums die Anmaßungen und Laster der Päpste also zu rügen glaubten, so verfuhren sie auch gegen jene Gelehrte oder Geistliche, welche der allgemeinen Kirchenlehre widersprechende, einseitige Meinungen aufstellen und öffentlich unter dem Volke verbreiten wollten. Die Natur gibt zwar einem jeden Menschen

*) Nach katholischen Grundsätzen können und dürfen die in einem Concilium versammelten Väter keine neue Glaubensartikel aufstellen, sie haben nur in soweit die Erleuchtung des heiligen Geistes zu erwarten, als sie bei Streitigkeiten die an sie von den Aposteln überlieferten Dogmen authentisch erklären und interpretiren. Die sogenannten Kirchengebote oder die nach Zeit und Umständen von ihnen angeordneten Diöcesan-, Disciplinar- und liturgischen Institutionen rc., sind ihrer Weisheit, Klugheit, Einsicht und ihrem Vertrauen auf göttlichen Beistand überlassen, und müssen auch darnach beurtheilt werden.

die unveräußerliche Befugniß, für sich zu glauben oder für wahr und gut zu halten, was ihm seine eigne Vernunft vorzuschreiben scheint, und keine göttliche oder menschliche Gewalt kann hierin seinem Gewissen Zwang anthun; allein nach den wenigstens damals noch unter den chrichlichen Nationen angenommenen Grundsätzen und Gesetzen, hatte nur ein allgemeiner Kirchenrath in Glaubens- und geistlichen Sachen, ein allgemeiner Reichstag in Staats- und bürgerlichen Sachen das Recht, entweder eine authentische Erklärung zu geben, oder Gesetze abzuändern. Wer diese Grundsätze öffentlich angriff oder bestritt, wurde in der Kirche als ein Ketzer, in dem Reiche als ein Aufrührer angesehen. Nun kann aber jede Gewalt, wenn sie auch aus noch so reinen und rechtmäßigen Quellen geflossen ist, getrübt und misbraucht werden, und es wird nicht an Privat- oder öffentlichen Personen fehlen, welche diese Misbräuche entdecken, davor warnen, und sie abgeschafft und verbessert wünschen. So finden wir seit der Apostelzeiten Männer und Hirten in der Kirche, wie Paulus, Irenäus, Ciprianus und Bernardus, welche mit Wort und That gegen solche Misbräuche angekämpft haben. Auch vor und nach dem constanzer Concilium waren eifrige Gelehrte, wie Occam, Dante, Gerson, Clemangis, Peter von Ailly, Dietrich von Niem, Heinrich von Hessen aufgetreten, welche die Laster der Päpste und Bischöfe mit so argen Worten rügten, wie es in der künftigen Zeit ihre heftigsten Feinde nicht thaten; allein sie trennten sich nicht von der Kirche und erkannten immer noch die bisher unbestrittenen Vorrechte der Concilien und der Oberhirten als nützlich und heilig an *). Aber seit einiger Zeit erschienen einzelne Geistliche und öffentliche Lehrer, welche nicht allein gegen die Misbräuche, sondern selbst gegen die Rechte der Päpste und Concilien zu Felde zogen, und ihre eigene Vernunft oder ihren eigenen Glauben über jenen der ganzen Christenheit erheben wollten. Unter diesen zeichnete sich zu der Zeit vorzüglich Johann Huss und Hieronimus von Prag aus. Diese kühnen Geistlichen hatten zwar die Laster und Unordnungen in der Kirche mit gerechtem Unwillen gerügt, dabei aber solche Grundsätze aufgestellt, welche das Concilium, wollte es sein eigenes Ansehen nicht herabsetzen, verwerfen mußte. Wie es also die widerspenstigen After-Päpste Gregor und Johann mit Absetzung bestraft hatte, so

*) De ruina ecclesiae. — De corupto ecclesiae statu. — De modis uniendi et reformandi ecclesiam in concilio universali. — In von der Hardt actis conc. const.

sprach es auch den Kirchenbann über Huss und Hieronimus aus, als diese sich seinen Sprüchen nicht unterwerfen wollten.

Bis hierher glaubten die Kirchenväter ganz folgerecht gehandelt zu haben. Sie bestraften eben so die Afterpäpste, welche ihre Gewalt, als die Geistlichen, welche ihr Lehramt überschritten hatten; jene weil sie geistliche Usurpatoren, diese weil sie geistliche Rebellen geworden waren. Aber bald sahe man nur zu deutlich, wie wenig noch die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt bestimmt und festgesetzt waren. Die Kirchenväter glaubten zwar nach christlichen Grundsätzen einen anmaßenden Papst seiner Würde entsetzen, und einen hartnäckigen Ketzer aus der Kirchengemeinde verbannen zu können, sie durften aber nicht die weltliche Gewalt zur Bestrafung der Schuldigen auffordern; sondern mußten es dieser überlassen, was sie nach weltlichen Gesetzen mit denselben vornehmen wollte. Es geschahe aber gerade das Gegentheil. Die Vertheidiger des römischen Hofs behaupteten, daß den Vätern das Recht nicht zustehe, einen Papst zu richten oder abzusetzen, und nach diesen Grundsätzen war der Papst Johann XXIII., um der Einwilligung in seine Absetzung zu entgehen, aus Constanz entflohen, und suchte Schutz bei dem Herzog von Oestreich *), und Huss hatte von dem Kaiser sicheres Geleit erhalten, und war, auf dieses vertrauend, nach Constanz gekommen. Diesem gemäß mußten die Väter das Asyl des erstern, und den Geleitsbrief des letztern nicht nur achten, sondern nach dem Beispiele und den Vorschriften Christi sogar noch für die Schuldigen Gnade erflehen. Statt dessen riethen einige Eiferer dem schwankenden Kaiser, gegen den Herzog von Oestreich den Reichskrieg, und gegen den Huss die Todesstrafe zu erkennen **). Der Papst wurde gefangen, der Herzog seiner Länder beraubt und Huss mit Hieronimus verbrannt.

Diese Eingriffe, welche sich diese Eiferer in die weltliche Gewalt erlaubten, hatten bald die traurigsten Folgen. Der neugewählte Papst Martin V. schien zwar vor seiner Wahl die zur Beschränkung seiner Macht und zur Reformation erlassenen Beschlüße zu genehmigen, als ihm aber dieselbe zur förmlichen Bestätigung vorgelegt wurde, wich er in seinen Antworten mit soviel Gewandheit aus, daß man bei dem Schluße des Conciliums nicht recht mehr wußte, ob sie anerkannt seyen oder nicht. Der Papst ritt in seinem Kirchenornate auf

*) Siehe rheinische Geschichten 2r Theil.

**) Nach den Reichsgesetzen war auf Ketzerei die Strafe des Verbrennens gesetzt.

einem kostbar aufgeschmückten Schimmel und unter einem prächtigen Thronhimmel aus Constanz. Der Kaiser führte selbst das Pferd und die Fürsten trugen den Schleif der scharlachnen Decke. Die Kirchenväter begleiteten ihn mit Ehrfurcht und das Volk mit andächtiger Unterwürfigkeit. Dieser Abschied war ein neuer Triumph des römischen Hofes über die Stellvertreter der ganzen Christenheit *).

Viel nachtheiliger noch wirkte die an Huss vollzogene Todesstrafe des Verbrennens. Man muß zwar gestehen, daß er, in Hinsicht der Kirchengewalt und der Reformation, Grundsätze lehrte, welche mit der seit undenklichen Zeiten als rechtmäßig und heilig gehaltenen Dogmen nicht übereinstimmte, auch zeigte er sowohl gegen die sanften Ermahnungen **), wie gegen die wider ihn ausgesprochenen Beschlüsse der Väter zu wenig Achtung, als das er nicht eine Ahndung verdient hätte; dagegen waren aber die meisten seiner Rügen so wahr und gegründet, seine Sitten und sein Wandel so untadelhaft, und sein Betragen im Feuertode so gelassen und heldenmüthig, daß er in Vergleichung mit dem ärgerlichen, üppigen und ganz weltlichen Leben der meisten Päpste und Bischöfe, eher einem Lehrer und Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte, als einem verruchten Ketzer und Verbrecher zu gleichen schien. Die Botschaft von seinem Tode wirkte auch so gewaltig auf seine Landsleute und Anhänger, daß sie sowohl gegen die Beschlüße des Conciliums, als gegen die Ansprüche des Kaisers Sigismund auf ihre Krone die Waffen ergriffen, und sowohl die Bischöfe als die gegen sie abgeschickten Reichstruppen aus ihrem Lande jagten. Dazu kam noch, daß die Türken das orientalische Kaiserthum mit Umsturz, das occidentalische mit einem gleichen Anfall bedrohten. Eine allgemeine Verwirrung in Kirche und Reich schien die Folge der wechselseitigen Anmaßungen zu seyn, welche sich die christlichen Völker und Fürsten gegen einander erlaubt hatten.

In dieser dringenden Noth wendeten sich sowohl der occidentalische als orientalische Kaiser nochmal an den Papst und die Kirchenhäupter, und forderten von ihnen die Berufung eines neuen Conciliums, auf daß die Einigkeit in der Christenheit wieder hergestellt und

---

*) Huss soll sich von dem prächtigen Einzuge der Päpste ein Bild, und ein anderes, was den Einzug Christi auf einer Eselinn vorstellte, als Gegenstück habe malen lassen.

**) Man legte ihm sogar eine Bekenntnißformel vor, wodurch sein Gewissen nicht beschwert werden konnte. Er sollte nur bekennen, daß die ihm vorgelegten Säze, nicht seine, sondern der katholischen Kirche Grundsätze seyen; allein er verwarf auch dieses hartnäckig.

das christliche Volk zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen und Ketzer bewegt werden möge. Die Väter versammelten sich auf Berufung Martins V. auch wirklich zu Basel im Jahr 1431, um das zu vollenden, was man zu Constanz angefangen hatte. Sie luden dazu die beiden Kaiser, die christlichen Könige und Fürsten oder ihre Gesandten und endlich sogar die Häupter der Hussiten ein, theils um ihre Beschwerden zu hören, theils um ihre Händel zu schlichten.

Indessen war aber der Papst Martin V. gestorben, und an dessen statt Eugen IV. gewählt. Dieser wich unter einigen scheinbaren Vorwänden ihrer Einladung aus, und dachte durch Zögerungen das Concilium auseinander zu sprengen. Dagegen erschienen die Hussiten, welche gegen das sanftmüthige Beispiel ihres Lehrers, nun aus Geistlichen und Mönchen Krieger geworden waren mit ihrem schrecklichen Anführer Procopius an der Spitze, und brachten die vier Prager Artikel mit, um sie, wie zuvor mit dem Schwerte, nun mit Worten zu vertheidigen. Diese Artikel lauteten also: Erstens sollte das Wort Gottes von den Priestern frei und getreu gepredigt; zweitens die heilige Communion unter beiden Gestalten allen Christgläubigen frei gereicht werden; drittens sollte der Geistlichkeit die weltliche Herrschaft über Geld und zeitliche Güter, welche sie bisher gegen das Gebot Christi zum Nachtheil ihres Amtes und zum Schaden der weltlichen Gewalt ausgeübt habe, genommen, und sie selbst zur Richtschnur des Evangeliums und dem apostolischen Leben, welches Christus mit seinen Aposteln geführt, zurückgebracht; und viertens alle Todsünden, besonders öffentliche und andere dem göttlichen Gesetze entgegenlaufende Dinge, in Ansehung eines jeden Standes durch diejenigen, denen es gebührt, auf eine rechtmäßige und vernünftige Art verboten und außer Wege geräumt werden.

Die Kirchenväter hörten diesmal Hussens Lehrsätze aus dem Munde eines ausgesprungenen, blutdürstigen Mönchs nachsichtiger an, als ehemals aus dem Munde eines sanftmüthig sterbenden Märtyrers. Sie gaben daher in dem ersten Punkte in soweit nach, daß das Wort Gottes von den Priestern frei und getreu dem Volke gepredigt werden könne, setzten aber die Bedingniß hinzu, daß diese Priester durch die Obern, denen es gebühre, zuvor ihre Anstellung und Gutheisung erhalten haben müßten. Auch gestatteten sie, was den zweiten Punkt betrifft, die Communion unter zweierlei Gestalten; über den dritten Artikel, daß nämlich die Geistlichkeit nicht über zeitliche Güter und Herrschaft zu gebieten habe, wichen sie klug mit der Erklärung aus, daß dieses künftig nach **Vorschrift der heiligen Väter** gesche-

hen könnte. Den Sinn des letzten Artikels wegen Bestrafung der Sünde ꝛc., legten sie so aus, daß dieses nur öffentliche, nicht aber Privatpersonen betreffen könne. Durch diese kluge Nachsicht vermieden die Väter diesmal einen Zwiespalt, welcher späterhin nur darum unwiderbringlich die Christenheit zerriß, weil man nicht eine ähnliche Verträgligkeit auszuüben wußte.

Mit dem Papste gingen die Kirchenväter anfänglich eben so klug zu Werke, wie mit den Hussiten. Eugen IV. wollte, wie die meisten seiner italienischen Bischöfe, der Berufung des Conciliums ausweichen; aber die Väter befolgten die Grundsätze, welche schon sein Vorfahrer zu Constanz genehmigen sollte. Sie forderten von ihm eine ähnliche Bestätigung, und da er sich dessen weigerte, beschlossen sie zuerst seine Suspensation, dann förmliche Absetzung, und wählten den Herzog von Savoyen Amadäus unter dem Namen Felix V. zum Papste.

Und nun trat durch günstige Umstände ein Zeitpunkt ein, der, wenn er klug und christlich benutzt, oder nicht durch eben so ungünstige Umstände wieder verrückt worden wäre, eine vollständige Reformation der Kirche und der Reiche in Häuptern und Gliedern hervorgebracht haben würde. Zum ersten hatten die Siege, Grausamkeiten und Empörungen der Hussiten sowohl den Kirchen- als Reichsfürsten eine so schreckliche Warnung gegeben, daß sie sich leicht eine Verbesserung würden gefallen lassen haben, wenn sie nur aufrichtig und mit Ernst betrieben worden wäre. Auch flößten die Einfälle der Türken sowohl dem orientalischen als occidentalischen Kaiserreiche eine solche Furcht ein, daß die zunächst bedrohte orientalische oder griechische Kirche, wie die Verhandlungen zu Florenz beweisen *), sich gern mit der occidentalischen oder lateinischen würde vereinigt haben, wenn letztere nicht selbst uneinig gewesen wäre. Was diese Annäherung zur Reformation noch mehr zu befördern schien, war, daß die jetzt zu Basel

*) Papst Eugen brachte auch wirklich diese Vereinigung unter folgenden vier Artikeln zu Stande. 1) daß der heilige Geist nach Angabe beider Kirchen von Ewigkeit her vom Vater und Sohn als aus einer Grundursache ausgehe, in der sich nach Ansicht der Griechen der Sohn blos dadurch vom Vater unterscheide, daß derselbe die Kraft, den heiligen Geist auszusenden, erst durch seine Zeugung vom Vater von Ewigkeit her empfangen habe; 2) daß der Gebrauch des gesäuerten oder ungesäuerten Brodes auf einer an sich gleichgültigen Gewohnheit beruhe, in der jeder dem Herkommen folgen möge; 3) daß die Seelen, welche noch keine Buße gethan, im Fegfeuer gereinigt würden, und daß der heilige Apostolische Stuhl und der römische Papst in der ganzen Welt den Vorrang behaupte, und dieser als Nachfolger des heiligen Petrus das Haupt und der gemeinschaftliche geistliche Vater der ganzen Kirche sei.

versammelten Kirchenväter einen Papst, und die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten einen Kaiser gewählt hatten, welche sowohl durch ihre persönlichen Eigenschaften, als durch das Gewicht ihrer hohen Familien dazu gemacht zu seyn schienen, daß angefangene Werk der Reformation zur Vollendung zu bringen. Der neugewählte Papst Amadäus war aus dem mächtigen Hause von Savoyen entsprungen, welches durch seine Verbindungen mit den weltlichen Fürsten seinem geistlichen Amte ein neues Ansehen gab. Dabei besaß er, obwohl als ein ein weltlicher Fürst erzogen, doch eine so christliche Demuth, Enthalsamkeit und Wohlthätigkeit, daß er das Leben der meisten Bischöfe und Geistlichen seiner Zeit beschämen konnte. Nicht minder ausgerüstet zu einer allgemeinen Reichs- und Kirchenreformation war Albert II., der neugewählte Kaiser. Schon zuvor ein mächtiger Herzog von Oestreich, nun durch seine Gemahlin auch König von Ungarn und Böhmen und mit der Kaiserkrone geschmückt, an Weisheit und Tapferkeit keinem weltlichen Fürsten nachstehend, an Eifer und Klugheit sie alle übertreffend, weder eifersüchtig auf die geistliche Gewalt, noch derselben ein blinder Unterthan, konnte er mit dem frommen Felix das christliche Staats- und Kirchengebäude, was der Papst Hadrian und Karl der Große angelegt, durch Abschaffung der Misbräuche zu der Vollendung bringen, welche bisher alle rechtliche und aufgeklärte Reformatoren gewünscht, aber nie erreicht hatten.

Beide neugewählte Oberhirten der Christenheit versprachen auch durch ihre Gesinnungen und Thaten den heilsamsten Erfolg. Felix V. hatte durch seine Tugenden der so lange mit Lastern uud Weltlichkeit besudelten päpstlichen Würde eine Heiligkeit und Ehrfurcht erworben, und würde, da er schon seine weltlich-fürstliche Macht freiwillig an seinen Sohn übergeben hatte, auch gerne einer Gewalt entsagt haben, welche ihm nach den Vorschriften Christi und den allgemeinen Kirchensatzungen nicht zukam. Auch Albert hatte bereits die Anarchie in Deutschland, Ungarn und Böhmen gebändigt und war ein Schrecken der Aufrührer und Ungläubigen geworden. Allein des Felix zu große Demuth wich endlich den Ränken seiner stolzen Gegner Eugens IV. und Nikolaus V. Er überließ ihnen mit eben der Selbstverläugnung das Papstthum, wie er zuvor seinem Sohne Ludwig sein Herzogthum übergeben hatte. Müde aller geistlichen und weltlichen Gewalt, zog er sich in das Kloster von Ripaille zurück, und starb wie ein Einsiedler.

Kurz zuvor war auch der Kaiser Albert in der Blüthe seiner Jahre aus der Welt gegangen, als er gerade die Türken aus der Christenheit vertreiben wollte. Da also die Fürsten und Völker keine obere

Kraft mehr fühlten, welche sie entweder durch Heiligkeit oder Macht vereinigen konnte, fiel alles wieder in Stücke und Parteien. Den Gesandten der griechischen Kirche und des orientalischen Kaiserthums schien die Vereinigung mit der occidentalischen jetzt unausführbar, weil sie selbst da weder Eintracht noch Kraft fanden, wo doch der Mittelpunkt der christlichen Einheit seyn sollte. Die Hussiten waren in geistlicher und weltlicher Hinsicht nicht zur Ruhe gebracht, und dachten auf eine gänzliche Kirchentrennung; die Türken nahmen Constantinopel weg und bedrohten die ganze Christenheit. Das Concilium wurde aufgelöst und die Päpste übten ihre alte Gewalt, wie die Geistlichen ihre alten Laster wieder aus. Das Reich verfiel durch die Habsucht seiner Fürsten in eine neue Anarchie, und die Reformatoren, welche durch Worte und Warnung nichts ausgerichtet hatten, zettelten jetzt Aufruhr und Revolutionen gegen Staat und Kirche an.

Wir wollen den Zustand der damaligen Verwirrung von der Feder des Aeneas Sylvius beschreiben lassen, welcher so werkthätig dagegen geeifert und gearbeitet hat. Zuerst Schreiber und Censor auf dem Concilium zu Basel, dann Geheimerath bei dem Kaiser Friedrich und endlich Papst, hatte er Gelegenheit, die Gebrechen seines Zeitalters genau zu erforschen, die Mittel zu ihrer Verbesserung anzugeben, aber auch seine Anschläge trotz der Anstrengung seiner Geisteskraft scheitern zu sehen. „Du forderst mich auf," schrieb er einem seiner Freunde, „bei dem Kaiser aus allen meinen Kräften für den Kriegszug gegen die Türken zu wirken, und Du thust dadurch, was einem Christ und Siener geziemt. Leute aus dieser Stadt haben einmal die Eigenschaft, daß sie um so vielmehr für das Gemeinwohl sorgen, je weniger sie zu helfen im Stande sind. Wollte Gott, daß die, welche den großen Dingen vorstehen, eben so dächten, und es würde besser um die Christenheit stehen. Denn die Wahrheit zu sagen, unter unsern Regenten herrscht allzu viel Schlafsucht. Sie sind entweder wider ihre Pflicht oder außer derselben beschäftigt. Vermuthlich hast Du schon gehört, was zu Regensburg verhandelt wurde, und wie saumseelig man dort zusammengekommen ist. Aus Italien ist gar Niemand erschienen, denn die Gesandten von Venedig hatten noch nicht die baierische Grenze betreten, als sie schon die Auflösung der Versammlung vernahmen. Der einzige Herzog von Burgund hat veranlaßt, daß einige Artikel aufgesetzt worden sind. Nun ist ein anderer Reichstag angesagt, auf welchem aus Italien der König von Arragonien, die Republiken Venedig, Genua, Florenz, Siena und Lucca, auch der Graf Franz Sforza, wiewohl er noch nicht mit Mailand belehnt ist,

ferner der Herzog von Modena, die Markgrafen von Montferrat und Saluzzo berufen worden. Auch die Könige von Frankreich, England, Böhmen, Ungarn, Polen, Dännemark, Schweden, Norwegen und Schottland erhalten Aufforderungen, diesen Tag zu beschicken, alle Städte, ihre Botschafter zu senden. Und was wird erfolgen? — Ich möchte lieber schweigen, oder, da ich doch einmal rede, lieber ein falscher als ein wahrer Prophet seyn. Die Christenheit hat kein Haupt, dem die Schafe gehorchen wollen. Weder dem Papste noch dem Kaiser wird gegeben, was ihnen gebührt. Da ist keine Ehrfurcht, kein Gehorsam. Papst und Kaiser werden wie erdichtete Namen, wie gemalte Figuren angesehen, und jede Stadt hat ihren eigenen König, jedes Haus beinahe seinen eigenen Fürsten. Wie soll man so viele Häupter, als die Welt hat, dahin bringen, die Waffen zu ergreifen? und gesetzt, man habe sie dazu gebracht, wem soll man die Führung übertragen? Welche Ordnung, welche Kriegszucht, welcher Gehorsam wird gelten? Wer die mancherlei Sprachen verstehen? Wer die verschiedenen Volkscharakter leiten? Wer die Engländer mit den Franzosen befreunden, wer die Genueser mit den Arragoniern, die Deutschen mit den Ungarn und Böhmen? Führt man Wenige gegen die Türken, so wird man leicht unterliegen; führt man Viele ins Feld, so wird auch der Verwirrung viel seyn."

Ueber die von den deutschen Fürsten gemachte Anklage, daß die Gelder und Beiträge, welche der päpstliche Stuhl aus Deutschland erhalten habe, nicht zur Niederlage der Türken verwandt worden seyen, schrieb er mit einem edlen Stolze dem Kaiser Friedrich: „Wir dürfen uns rühmen in dem Herrn, der durch seine Diener, die bei fast allgemeiner Versunkenheit der christlichen Fürsten in Trägheit und Schlaf, allein das große Werk treiben und fördern, die stolzen Schlachtreihen der Türken in Ungarn gebrochen, und jenes große und mächtige Heer niedergestreckt hat, welches nicht nur ganz Ungarn, sondern auch ganz Deutschland, Frankreich und Italien zu zertreten, und das Gesetz Gottes völlig niederzustürzen gedroht hatte." Endlich sprach er wie ein feuriger Demosthenes nicht für das Heil eines winzigen Athens, sondern für das Heil der ganzen Christenheit auf der Fürstenversammlung, welche er nach Mantua berufen hatte. Da zu der Zeit die große christliche Republik noch nicht zerrissen und unnatürlich zerstückelt war, und seine Rede als der Schwanengesang des mittlern Zeitalters angesehen werden kann, so will ich sie auch zum Schluße hier anführen. Nachdem er zuerst die Gefahren vorgestellt, womit die türkische Macht die Christenheit bedrohe und die Mittel, sie abzutreiben angegeben

hatte, schließt er also: „Das Land wo Milch und Honig floß, der Boden, dem die ersten Blüthen unsers Heils entsprossen, der Tempel Salomons, in welchem der Herr so oft gepredigt hat, Bethlehem, wo er geboren, der Jordan, worin er getauft ward, Tabor, die Stätte seiner Verklärung, der Calvarienberg, der sein Blut trank, das Grab, worin er uns zum Leben gelegen hat, das alles ist längst Besitz unserer Feinde geworden, und wenn sie es nicht verstatten, dürfen wir diese heiligen und trostvollen Oerter nicht schauen. Aber es sei nun die alte Schmach und die alten Verluste, es sei Afrika und Asien, es sei Jerusalem, die Mutter des alten und neuen Bundes, durch Schuld unsrer Väter in der Ungläubigen Hände gefallen. Ist etwa in unsern Tagen und durch unsere Schuld weniger verloren worden? Nicht unsere Väter, sondern wir haben Constantinopel von den Türken erobern lassen, und während wir in träger Ruhe daheim sitzen, dringen die Waffen dieser Barbaren bis an die Danau und Sawa. In der Kaiserstadt des Orients haben sie Constantins Nachfolger mit seinem Volk erschlagen, die Tempel des Herrn entweiht, Justinians erhabenen Bau durch Mohammeds scheußlichen Dienst befleckt; sie haben die Bilder der Mutter des Herrn und anderer Heiligen vertilgt, die Altäte umgestürzt, die Reliquien der Heiligen den Schweinen vorgeworfen, die Priester getödtet, Frauen und Töchter, selbst die Gottgerechten Jungfrauen zur Lust mißbraucht, die Edlen der Stadt beim Gelage ihrer Sultane geschlachtet, das Bild unsers gekreuzigten Hohenpriesters mit Spott und Hohn, unter dem Ausruf: sehet das ist der Gott der Christen, in ihr Lager geschleppt und mit Koth und Speichel besudelt. Dieß alles ist unter unsern Augen geschehen, wir aber liegen in unerwecklicher Schlafsucht. Doch nein, unter uns selber können wir kämpfen, nur die Türken lassen wir walten. Um kleiner Ursachen Willen ergreifen Christen gegeneinander die Waffen und liefern blutige Schlachten, gegen die Türken, die unsern Gott lästern, unsere Kirchen zerstören, die christlichen Namen ganz auszurotten suchen, will niemand die Hand aufheben. Wahrhaftig, alle sind abgewichen, alle sind unnütz geworden; da ist nicht Einer, der für das Gute handelt. Man meint, das seyen geschehene Dinge, und nicht mehr zu ändern, von nun an würde man Ruhe haben; als ob von einem Volke, das nach unserm Blute dürstet, daß nach der Unterwerfung Griechenlands, schon das Schwert in die Seite Ungarns gesetzt hat, Ruhe zu hoffen, von einem Gegner wie Sultan Mohammed ist, Frieden zu erwarten wäre. Gebt diesen Glauben nur auf! Mohammed wird nie anders, denn als Sieger die Waffen niederlegen. Jeder Sieg wird

ihm die Stufe zu einem andern seyn, bis er nach Bezwingung aller Könige des Abendlandes, das Evangelium Christi gestürzt, und aller Welt das Gesetz seines falschen Propheten aufgedrungen haben wird."

Nachdem er nun die Streitkräfte der Türken verächtlich zu machen sucht und sie nur aus zusammengetriebenen Barbarenhaufen und erzwungenen Griechen bestehen läßt, fährt er folgendermaßen fort: „Was die Türken vermögen, ist bei Belgrad erkannt worden, wo wenige christliche, mit dem Kreuze bezeichnete Vertheidiger, und nicht etwa ritterliche, wohlgerüstete und wohlgeübte, sondern rohe, unkundige, weniger mit dem Schwerte als mit dem Glauben versehene Männer die Türken besiegten und ihren hochmüthigen Sultan in schimpfliche Flucht gejagt haben *). O wenn jetzt Gottfried, Balduin, Eustach, Hugo der Große, Boemund, Tancred und andere der Helden, die einst Jerusalem den Saracenen entrissen, gegenwärtig wären, nimmermehr würden sie uns so lange sprechen lassen, sondern aufspringend, wie vormals vor unserm Vorfahrer Urban II., mit freudiger Stimme ausrufen: Gott will es, Gott will es! Ihr hingegen erwartet das Ende meiner Rede, und scheint durch meine Ermahnungen nicht gerührt zu werden; ja vielleicht sind mehrere unter euch, die da sagen: dieser Papst redet viel, um uns auf die Schlachtbank zu liefern, und unsere Leiber den Schwertern der Türken Preis zu geben; daß ist die Art der Pfaffen, andern schwere Lasten aufzubürden, und selbst sie nicht mit einem Finger anzugreifen. Glaubet solches nicht, meine Söhne! Niemand, der seit unserer Väter Zeit auf diesem Stuhle gesessen, hat für den Glauben Christi mehr gethan, als ich zu thun hoffe. Ich bin, wie ihr sehet, hierhergekommen in großer Schwachheit, mit Gefahr meines Lebens, und nicht ohne Verlust zeitlicher Güter der Kirche, mehr mit der Vertheidigung des Glaubens, als auf das Erbtheil St. Peters bedacht. Unsere Ausgaben haben zugenommen, unsere Einkünfte sind ansehnlich verringert. Rühmend erwähne ich dieses, und schäme mich, daß ich mehr zu thun nicht vermocht habe. O wenn diese Glieder noch Jugendkraft beseelte, ihr solltet nicht ohne mich in diesen Krieg ziehen. Selbst wollte ich vor den Fahnen einhergehen, selbst das Kreuz des Herrn vorantragen, selbst die Fahne Christi den Ungläubigen entgegenhalten, selbst mich glücklich schätzen, für Jesum zu fallen. Aber auch so will ich, wenn ihr

*) Aeneas hatte nämlich durch einen eben so begeisterten Mönch, den Capistrano einen Haufen gemeinen Volkes zusammen gebracht, welcher Belgrad entsetzte und unter den Waffen Huniades die Türken geschlagen hat.

es für gut haltet, mich nicht weigern, mit diesem kranken Leibe, mit diesem ermatteten Geiste in den heiligen Krieg Christi zu ziehen, in einer Sänfte will ich mich durch das Lager, durch die Schlachtreihen, allenfalls mitten in die Feinde tragen lassen. Mein Thun soll hinter meinen Worten nicht zurückbleiben. Rathschlagend, was der gemeinen Sache zum Vortheil gereicht, und nichts, was mir angehört, soll euch zurückbehalten werden. Messet die Kraft des apostolischen Stuhls, schätzt was sein Zeitliches, was sein Geistliches einbringt, und leget darnach unsern Schuldern eine beliebige Last auf. Denn zwei Schätze hat die Kirche, einen geistlichen und einen zeitlichen, beide wollen wir freiwillig verwenden, sowohl jenen, der nie erschöpft, als diesen, der nie erfüllt werden kann. Jetzt aber habt ihr nur den Krieg gegen die Türken zu beschließen, über die Erhebung des Geldes, die Erwählung der Führer, die Ausrüstung der Flotte, die Zeit des Auszugs wollen wir künftig berathschlagen; und diese Berathschlagung wird nicht schwer seyn, wenn nur erst der gemeinsame Wille für das Ganze nicht fehlt.“

So war der Zustand der Kirche und des Reiches, so der Gang der Reformation während der Concilien von Constanz und Basel. Wir wollen nun wieder zur rheinischen Geschichte zurückkehren und sehen, was für eine Wirkung sie auf diese hervorgebracht haben.

Erstes Buch.

Geschichte der Reformation am obern Rhein.

Zu dieser Zeit saß auf dem heiligen Stuhle zu Mainz Theodorich ein Graf von Erbach, auf dem von Trier Jacob von Sirk, und auf jenem von Cöln Dietrich ein Graf von Mörs. Alle drei hatten die Parthei der Kirchenväter gegen die Misbräuche des päpstlichen Hofes ergriffen, vergaßen aber zuvor die Misbräuche an ihren eignen Höfen abzustellen. Ersterer führte einen so üppigen und prachtvollen Hofstaat, daß er damit jenen des Papstes verdunkelte, der zweite hatte sein Erzbisthum und Churthum seinem Vorfahrer um 60,000 Gulden abgekauft, und der letztere erschien mehr mit dem Schwerte als dem Bischofsstabe in der Hand *). Solche selbst schuldige Feinde und Ankläger hatte der Pabst nicht zu fürchten. Nachdem die Väter des Conciliums ermüdet und selbst die geistreichsten Verfechter der Kirchenfreiheit und der Beschlüße gar gewonnen waren, kehrte Eugen IV. die Waffen um, und schleuderte nun den Bannfluch, womit diese drei Prälaten ihn bedroht hatten, gegen sie selbst. Er setzte die beiden Erzbischöfe von Trier und Cöln ab, und an deren Stelle seine Creaturen, Johann den Bischof von Cambrai und Adolfen den Herzogen von Cleve. Den greisen Theodorich von Mainz gewann er durch dessen geistlichen Rath von Lysura, welcher bisher die Seele der kurfürstlichen Beschlüße gegen den römischen Hof wor.

Diese noch während des Conciliums von Basel gewagten Gewaltübungen empörten fast alle Fürsten des Reichs. Die sämmtlichen Kurfürsten erneuerten den schon zu Rense beschlossenen Kurverein gegen alle fremde Anmaßungen. Sie drangen auf die Cassation der päpstlichen Absetzungs-Bullen, und drohten dem Papste, daß, wenn er sich dagegen weigerte, sie seinen Gegner Felix V. auf den päpstlichen Stuhl zurückfordern würden.

*) Siehe den 3n Theil der rheinischen Geschichten.

Der Kaiser Friedrich III., welcher den Eugen schon als Papst anerkannt hatte, wurde durch diesen Beschluß der Kurfürsten in große Verlegenheit gebracht. Er schickte daher seinen geheimen Rath Aeneas Sylvius Piccolomini nach Rom, um die Sache zu vermitteln. Aeneas blieb so lange ein eifriger Anhänger des Conciliums, als er dessen Schreiber und Kaiserlicher Rath war, er nahm aber bald andere Gesinnungen an, als er mit den Grundsätzen des römischen Hofes bekannt, und ihm die Hoffnung zu einer Cardinals-, ja selbst zur päpstlichen Würde gemacht wurde. Der Papst vermochte ihn, daß er die Parthei der deutschen Erzbischöfe verließ, und er vermochte den Papst, daß er die beiden Erzbischöfe wieder in ihre Würde einsetzte und auf das Misvergnügen der deutschen Nation und ihrer Fürsten Rüchsicht nehme. Schon auf dem Reichstage zu Mainz wurden die Beschlüße des Baseler Conciliums angenommen, vermöge welcher der Papst aller Reservationen geistlicher Stellen entsagen, die Wahlen der Bischöfe und Aebte ungestört vornehmen lassen, alle Anwartschaften auf erledigte Pfründen aufheben, die Präbenden der Metropolitan- und Domkirchen auch gelehrten und verdienstvollen Leuten gestatten lasse, und keine Fremden dazu aufdringen sollte. Nach diesen auf dem Reichstage beliebten Forderungen, verfertigte der kurmainzische Kanzler Martin Mayer die so berühmten Beschwerden der deutschen Nation, welche allgemeines Aufsehen erregten. Unter diesen Bewegungen starb der Papst Eugen IV. und an dessen Stelle wurde Nikolaus V. gewählt; aber die Seele des päpstlichen Hofes war jetzt Aeneas Sylvius. Dieser schon lange mit den Schwächen der Baseler Canonisten und der deutschen Fürsten und ihrer Rathgeber bekannt, antwortete jetzt dem Kanzler Mayer auf seine Beschwerden mit einer so trefflichen Lobrede der deutschen Nation, wie seit des Tacitus Schrift über die Sitten der Deutschen keine schönere und kräftigere in den Annalen der deutschen Geschichte zu finden ist. Dieser Lobrede fügte er zugleich einen so bittern Tadel der deutschen Fürsten bei, daß deren Betragen einem jeden deutschen Patrioten verächtlich werden mußte *). Nachdem er zuvor die natürliche Lage und Beschaffenheit von Deutschland, und sodann den Reichthum und die Macht, die wissentschaftlichen Kenntnisse und Kriegserfahrenheit, den eben so frommen als biedern und tapfern Charakter der Deutschen sowohl im allgemeinen als besondern mit einer bewun-

*) Warum ist diese Schrift mit des Tacitus Germania nicht schon lange übersetzt und zusammengedruckt worden?

derungswürdigen Kenntniß bis auf einzelne Punkte und Stücke dargestellt hat, rügte er auch die Fehler und Mißgriffe der deutschen Fürsten mit klugem Tadel. «Du sagst mir,» so endet er dieses Schreiben, «unter Karl dem Großen sei nicht nur Deutschland, sondern auch Frankreich, Italien und Spanien untertaan gewesen, und die Ottonen, die Heinriche und Friedriche hätten ein weit ausgedehnteres Reich beherrscht, jetzt aber gehe das deutsche Reich nicht über die Grenzen der deutschen Sprache hinaus. Wir gestehen gern, daß euer Reich nicht mehr das ist, was es unter Karl dem Großen war, und daß eure Macht nach den Zeiten der Friedriche sehr abgenommen hat; dafür aber kann der apostolische Stuhl nicht, und wenn eure Nation wollte, mögte Niemand sie hindern, diese Macht wieder zu gewinnen. Denn nicht das, was Du Dir einbildest, ist die Ursache davon, nicht der Abfluß eures Geldes ist schuld an dem Verfall und der Auflösung eures Reiches, sondern die bei euch beliebte Vielherrschaft, ein Umstand, über den von jeher alle weise Leute ihr Mißfallen bezeigt haben. Denn obwohl ihr den Kaiser für euren Herrn und König erkennt, scheint er doch nur nach euerm Gefallen zu herrschen, er hat keine Macht, und ihr gehorcht ihm so viel ihr wollt, das heißt, so wenig, als möglich. Euch allen beliebt es, unabhängig zu seyn; weder Städte noch Fürsten geben dem Kaiser, was ihm zukömmt. Er hat weder Einkünfte noch eine Schatzkammer, und ein jeder von euch ist seiner eigenen Angelegenheiten Führer und Meister. Daher die häufige Zwietracht unter euch, daher die beständigen Kriege, Räubereien, Mordthaten und tausend Arten von Unheil, die überall eintreten müssen, wo mehrere Häupter gebieten. Denn wie sollten die andere Völker beherrschen, die sich selbst nicht beherrschen können? Erst müssen die, welche über andere Völker herrschen wollen, ihren eigenen Oberhäuptern dienen lernen. Gewiß, meine lieben Deutschen, würde euer alter Ruhm wiederkehren, wenn ihr eben so euerm Kaiser Friedrich gehorchet, wie eure Vorfahren ihrem Kaiser Karl dem Großen gehorcht haben; denn an Männern, Rossen, Waffen und Kriegskunst fehlt es euch nicht. Aber statt dem Kaiser sein Recht zu erweisen, wollt ihr auch noch dem heiligen Stuhl das seinige nehmen, damit das kleinere das größere Licht nicht beneide, und beiden Schwerdtern ihre Schärfe genommen werde. Dies aber vergeßt ihr bei euern Beschwerden ganz und gar, daß ihr eure ganze Bildung und das Christenthum selbst dem päpstlichen Stuhle zu verdanken habt. Das ist mehr, mein lieber Martin, als Gold und Silber, und gewiß, ihr habt mehr bekommen, als ihr

2

gebet. Daher sollet ihr der empfangenen Wohlthat eingedenk seyn, und wissen, daß ihr sie durch keine noch so großen Schätze zu bezahlen vermöget. Es ist möglich, daß gerechte Beschwerden der Nation über Maßnehmungen des heiligen Stuhls statt finden: denn auch der Papst kann als ein Mensch zuweilen irren und fallen, zumal in einzelnen Thatsachen; aber es geziemt weder den Bischöfen, noch andern Sterblichen, sich über den apostolischen Stuhl ein Ansehen anzumaßen, und das Beispiel derer nachzuahmen, die zum Schaden der kirchlichen Hierarchie, zur Zerstörung des mystischen Leibes Christi, zum Verderben ihrer Seelen Grundsätze aufstellten, nach denen erlaubt seyn soll, päpstliche Befehle zu vernichten, und nach selbst eigener Willkür die Angelegenheiten der Kirche zu betreiben."

Nachdem er nun den geistlichen Fürsten gezeigt hatte, daß sie durch solche Grundsätze ihre eigene Macht untergraben würden, und daß die Gelder, welche die päpstliche Kammer aus Deutschland erhalten habe, zur Niederlage der Türken verwendet worden seyen, reiste er nach Deutschland und gewann zuerst den Kaiser, dann andere geistliche und weltliche Fürsten; und so wurde das Concordat in einer der Hauptstädte des Kurfürsten von Mainz, in Aschaffenburg vorbereitet,*) in Wien vollendet; und der kurmainzische Kanzler von Mayer, der Verfasser der Beschwerden der deutschen Nation, mußte beschämt eingestehen, daß darin der Papst zwar einige seiner scheinbaren Vorzüge preisgegeben, aber im Grunde seine bedeutendsten Vorrechte erhalten habe.

Nach dem Tode Theodorichs wählten die Domherrn von Mainz **Diethern** von Isenburg zu ihrem Erzbischofen und Kurfürsten; diesen that aber eben der Aeneas Sylvius, jetzt als Papst Pius II., in den Kirchenbann, weil er die der päpstlichen Kammer schuldigen Palliengelder nicht bezahlt, und die päpstliche Einladung nach Mantua, deren Zweck war, die Türken aus der Christenheit zu vertreiben, nicht geachtet hatte, und setzte an dessen Stelle **Adolfen** von Nassau auf den erzbischöflichen Stuhl. Ich habe bereits in der Geschichte von Mainz die große Verwirrung und das Unglück beschrieben,**) welche dieser Bannfluch des Papstes über das Erzstift gebracht hatte. Die Rede, welche Diether auf dem Fürstentage zu Mainz hielt, verbunden mit der zu gleicher Zeit dort erfundenen Buchdruckerei,***)

---

*) Es wurde daher auch das Aschaffenburger Concordat genannt.

**) Rheinische Geschichten III. Theil. Seite 91 rc.

***) Diethers Vertheidigungsschrift gegen den päpstlichen Stuhl ist die erste im Druck erschienene Staatsschrift.

schienen gleichsam der erste Aufruf der deutschen Fürsten und Völker gegen den päpstlichen Hof zu seyn. Von dieser Zeit an blieben die deutschen Reformatoren nicht mehr in den ihnen von der Kirche vorgeschriebenen Schranken der Verbesserung derselben, sondern sie verwarfen alle kirchliche Autorität, und drohten mit einer förmlichen Trennung und Empörung gegen die kirchlichen Oberhäupter. Wir wollen davon sogleich ein Beispiel anführen, was sich selbst noch unter Diethers Regierung in Mainz zugetragen hat. Ich werde diese merkwürdige Begebenheit, welche wahrscheinlich Luthern geweckt hat, größtentheils aus gleichzeitigen Schriftstellern zusammen stellen.

Im Jahre 1479, sagt einer derselben,*) schickte der hochwürdigste Erzbischof von Mainz Diether Schreiben an die hohen Schulen zu Heidelberg und Köln. Hiezu verleiteten ihn einige Thomisten; denn er fürchtete, durch den Papst noch einmal von dem erzbischöflichen Stuhle vertrieben zu werden. Sie stellten ihm das Elend vor, welches vor kurzem noch das Mainzer Land erdulden mußte; und worüber selbst der Papst, wenn von dieser Stadt die Rede war, geseufzet habe, weil er sein Recht durch so viel Unheil behaupten wollte. In diesem Schreiben ersuchte der Erzbischof gedachte hohe Schulen und Theologen, welche die der Ketzerei verdächtigen Sätze des Magisters Johann von Wesalia untersuchen sollten. Im Namen der hohen Schule zu Heidelberg beantwortete ich dieses Schreiben.

Johann von Wesalia, sonst auch Rückrad oder Ruchart genannt, trug, gleich vielen Gelehrten, den ersten Namen von seinem Geburtsorte, der Stadt Oberwesel am Rheine. Er war ein berühmter Mann seiner Zeit, und lehrte zu Erfurt mit vielem Beifall; da ließ er Schriften im Drucke ausgehen, die auch, nachdem er abwesend und gestorben war, allgemein geschätzt wurden.**) Im Jahre 1468 war er Dompfarrer zu Mainz und Domherr zu Worms. Der Pest wegen flüchtete er sich eine Zeitlang von Mainz, und predigte zu Worms. Da zu der Zeit schon mancher scolastische Theolog seine Gedanken nach dem Geiste einer Reformation gestaltete, verfiel auch er auf Meinungen, welche offenbar den Aussprüchen der Kirche widersprachen. Die Sätze, deren er beschuldigt wurde, werden folgendermaßen angegeben: „Die Kirchenvorsteher haben keine Gewalt, neue Gesetze zu geben. Kein Christ, so gelehrt und weise er auch

---

*) Vermuthlich ein Professor der Heidelberger Universität, der bei der Untersuchung gegenwärtig war.

**) Sie haben wahrscheinlich Luthern erweckt.

sei, habe Fug, die Worte Christi anszulegen; die Ablässe seien nichts; der Glosse traue er nicht, auch glaube er nicht an die Sätze der Kirchenlehrer, wenn sie noch so heilig wären; die Kirchenverbote verbänden nicht unter Sünde. Die Auserwählten seien von Ewigkeit in ein Buch geschrieben: wer einmal darin, werde nie daraus gelöscht, nie eingeschrieben, wer nicht darin seie. Die Auserwählten werden durch die Gnade Gottes allein selig, Priester, Papst und andere helfen nichts dazu. Christus habe nie zu fasten befohlen, noch einige Speise an je einem Tage verboten. Die heilige Kirche habe dies auch nicht gethan; so oft den Menschen hungere, möge er essen. Christus habe keine Festtage angeordnet, kein Gebet gelehrt, als das Vater-Unser. Den Beichtenden werden harte Busen aufgelegt; Christus habe aber nur gesagt: gehe und sündige nicht mehr. Menschliche Satzungen quälten den Menschen. Die heilige Schrift sage nicht, daß der Geist Gottes vom Sohne ausgehe. Die nach Rom gingen, wären Thoren, was sie da suchten, fänden sie auch hier. In dem Symbolum setze er zu den Worten: eine heilige christliche Kirche, nicht das Wort: allgemeine. Hieronymus auch nicht; die allgemeine Kirche sei nicht heilig, sondern großentheils verworfen. Er verachte den Papst, die Kirche und Concilien, und lobe Christum, das Wort Christi soll überflüssig in uns wohnen. Nun sei es schwer, Christ zu seyn."

So lauteten die irrigen Sätze, deren Wesalia beschuldigt ward, selbst nach dem Berichte des Ortuinus Grotius; ob sie auch so in seinem Sinne und Schriften Wesalia's waren, ist nicht ausgemacht; sie sind wenigstens aus ihrem Zusammenhange gerissen, abgebrochen vom Faden, an den sie gereihet, vielleicht so böse und übellautend nicht.

Indessen ging die Untersuchung gegen den der Ketzerei beschuldigten Wesalia förmlich vor sich; man rathschlagte über die Art, wie darin zu Werke gegangen werden sollte. Die Professoren zu Heidelberg, der Mainzer Weihbischof Emich, die Domherren Wilhelm von Wertheim, Rupert von Solms, Bernhard von Breidenbach, Makar von Busek, der Pfarrer von Frankfurt, Jakob Welder, Rektor der hohen Schule zu Mainz, Jakob Duden, Dechant der artistischen Fakultät, beschlossen, Wesalia sollte unter einem Eid alle Schriften vorlegen, um aus denselben einen Auszug der ketzerischen Sätze zu machen. Man legte ihn Diethern vor, der ihn keines Anblickes würdigte.

Wesalia hatte viel geschrieben, und doch war man mit dem Auszuge aus seinen Schriften vom Freitage bis zum Montage fertig.

Indessen langten die beiden großen Magister von Köln, Gerhard Elten und Jakob Sprenger, beide Predigerordens, in Mainz an, Wesalia aber lag im Minoritenkloster gefangen.

Der Tag kam, an dem die Inquisition ihren Anfang nahm; es war der Montag nach Mariä Lichtmeß. Der Kurfürst selbst war bei der Inquisition gegenwärtig, der Magister Gerhard Elten, die Professoren von Heidelberg, Köln und Mainz, der Kanzler, die Räthe des Kurfürsten, die Aebte von St. Jakob, und Alban, Stiftsherren, Klostergeistliche, Schüler, Fiskal und Pedellen der Universität, waren als Glieder oder Zeugen des inquisitorischen Raths zugegen. Der Ort war der Speisesal im Kloster der Minoriten. *)

Der Inquisitor nahm den Vorsitz vor dem Erzbischofe. Diether mußte es geschehen lassen; denn er hatte schon die Bannstrahlen des römischen Hofes gefühlt. Wesalia trat blaß, abgewelkt, von Alter und Krankheit gebeugt, aber mit heiterer Stirne in den Saal. Kaum trugen ihn seine Beine; denn ein Stab stützte den alten sinkenden Körper. Nach einigem Wortwechsel von beiden Seiten erklärte er: er habe nichts geschrieben wider den Sinn der Kirche; wäre dies ja geschehen, so wollte er Widerruf, und alles thun, was er schuldig sei.

Der Inquisitor nahm dies als Geständniß an. «Ihr begehrt also Gnade,» sagte er, «wenn und wofür ich muß,» erwiederte Wesalia, «aber weder bin ich mir eines Verbrechens, noch einer Schuld bewußt.» «Das wird sich bald zeigen,» sagte der Inquisitor, und fuhr fort: «Glaubt ihr, daß ihr nach nun geleistetem Eide, schuldig seid, die Wahrheit zu sagen wider euch selbsten, wider jeden andern?» «Das weiß ich,» versetzte Wesalia. «Saget: das glaube ich,» sagte der Inquisitor. «Wie kann ich doch glauben, was ich weiß,» versetzte Wesalia. «Magister Wesalia,» fiel der Inquisitor mit dreimal immer schärferer Stimme ein, «saget: das glaube ich.» «Nun so glaube ich's,» schloß Wesalia.

«Glaubet ihr in die Excommunication gefallen zu seyn, wenn ihr die Wahrheit nicht saget?» «Das weiß ich,» erwiederte Wesalia; «und endlich, Eurer Weisheit zu gefallen, das glaube ich.»

«Habt ihr eine Abhandlung über die Verbindlichkeit der menschlichen Gesetze an einen Niklas von Böhmen oder Polen, und über die kirchliche Gewalt, Abläße, Fasten und andere Dinge geschrieben?» «Das glaube ich,» antwortete Wesalia, «und daß ich dieselbe vielen gelehrten Männern, die Abhandlung vom Fasten aber dem Bischof von Worms (Reinhard von Sickingen) zugeschickt habe.

*) Später wurde dieses Kloster den Jesuiten eingeräumt.

Am Dienstage ward die Untersuchung in Beiseyn des Kurfürsten, und wer sonst wollte, fortgesetzt, Wesalia vorgeführt, und der Inquisitor öffnete die Session mit folgender Rede: «Drei Dinge müssen heute vorzüglich der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit seyn: erstens hat Magister Wesalia in dem gestrigen Verhöre sich über verschiedene Fragen nicht deutlich genug erklärt, darüber müsse er heute abermal vernommen werden, damit er seine Antworten recht überlegen und dieselben wohl verdauet von sich geben könne; zweitens ist er über einige Sätze nicht vernommen worden, und dies muß jetzt geschehen. Drittens endlich müssen ihm die vornehmsten derselben vorgelesen werden, um zu hören und zu sehen, ob er darauf beharren oder davon abgehen wolle?» Die ganze Untersuchung dauerte bis Mittwochs Nachmittags.

Am Donnerstage wurden ihm seine sämmtlichen Antworten vorgelegt, um sich darüber zu erklären. Da Alter und Gefängniß ihn furchtsam gemacht hatte, widerrufte er die als ketzerisch angegebenen Sätze seiner Schriften. Diese wurden alsdann öffentlich verbrannt; er aber zum fernern Verhaft verdammt.

«Bei dieser Untersuchung des Wesalia, sagt der gleichzeitige Schriftsteller, war ich selbst unter dem Erzbischofe Diether gegenwärtig, der die Theologen von Heidelberg und Köln berief, und schreibe dieses hier in Mainz. Wesalia war lange gefährlich krank, und doch drang man mit vieler Hitze in ihn. Einige Sätze leugnete er; andere suchte er auszulegen, so gut es ihm dünkte; er selbst entschuldigte sich mit seiner Krankheit.

Statt mein eigenes Urtheil sowohl über die Ketzereien des Wesalia, als das Verfahren der Inquisition hier anzubringen, will ich vielmehr das anführen, was der Magister Engelin, einer der berühmtesten deutschen Theologen jener Zeit, darüber fällte.

«Wer anders, sagt er, als der Teufel, hat dieses Unkraut unter die Philosophen und Theologen gestreuet? Herrschet doch unter denen, die dem Thomas, dem Duns Scotus, dem Marsil zugethan sind, eine so große Zwietracht, daß, wenn einer die allgemeinen nicht für dingliche Begriffe hält, man ihn eben so ansiehet, als habe er gegen den heiligen Geist, gegen Gott, gegen die christliche Religion und das gemeine Wesen gesündigt. Woher kömmt diese Geistesblindheit, als vom Teufel? Der macht unserer Phantasie ein Gaukelwerk vor, daß wir außer Acht lassen, was nützlicher, besser, den Sitten, den Tugenden, dem Seelenheil dienlicher ist. So ziehet er uns zu diesen unnützen Dingen, zu leeren Grübeleien über gedanken-

lose Hirngespinse hinüber, die uns weder zur Andacht gegen Gott, noch zur Nächstenliebe anfeuern. Darum stiften wir weniger Nutzen in der Kirche Gottes, und der Christeneifer scheint nicht zu-, sondern täglich abzunehmen.»

Bald auf diese ersten Aeußerungen einer Kirchen-Reformation, welche Diether und Wesalia zu Mainz, aber zu ihrem eigenen Schaden versucht hatten, fing es unter den hellern Köpfen und den heftigern Gemüthern der deutschen Nation an zu gähren. Einige der vorzüglichsten Gelehrten am Rhein, als Reuchlin, Melanchthon und Erasmus von Rotterdam, wollten durch gründliche Untersuchungen oder auch feinen Spott die Mißbräuche rügen. Aber nun traten von dem Hofe oder aus der Kirche von Mainz Männer von kühnerem und heftigerem Gemüthe, Ulrich von Hutten und Martin Luther hervor, und diese griffen die Ausschweifungen des römischen und selbst jener geistlichen Höfe an, von welchen sie bisher unterstützt und belohnt waren.*)

Man konnte zu der Zeit den rheinischen Fürst-Bischöfen gewiß nicht den Vorwurf machen, daß sie bei dem allgemeinen Streben nach Reformation und Wissenschaft zurückgeblieben seien. Wenn man bei dem Anfange der Kirchenverbesserung die Sitze der Musen finden wollte, so mußte man sie bei den ersten heiligen Stühlen der Kirche, zu Rom und zu Mainz aufsuchen. Es ist bekannt genug, was Papst Leo X. für die Künste und Gelehrten that; auch haben wir schon der rheinischen Gesellschaft gedacht, welche Johann, Fürst-Bischof von Worms, gestiftet hat.**) Die beiden Erzbischöfe von Trier, aus dem badnischen Hause Johann und Jakob, belohnten und schätzten die Gelehrten auch bei ihrer hohen Schule; Herrmann von Köln fing selbst schon vor Luther eine Reformation in seiner Kirche an. Aber der vorzüglichste Beschützer der Künste und Wissenschaften war zu der Zeit Albert II. von Brandenburg, Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Die größten Gelehrten und Künstler Deutschlands, ja selbst die ersten Reformatoren, waren entweder an seinem Hofe, oder von ihm geschätzt und belohnt. Erasmus von Rotterdam, Reuchlin, Helding, Hutten, Grünewald, der Nebenbuhler Albrecht Dürers, und andere vortreffliche Köpfe, dienten ihm als Gesellschafter. «Wo ist nun in ganz Deutschland ein wahrhaft gelehrter Mann, den er nicht kennt?» sagt Hutten von ihm; «oder von welchem gelehr-

---

*) Hutten war am Hofe zu Mainz angestellt, Luther studirte zu Erfurt.
**) Siehe rheinische Geschichten III. Theil. Seite 376.

ten und geschickten Manne ist er jemals begrüßt worden, den er nicht mit seiner Gnade und seiner Freigebigkeit überhäufte? Wie sorgfältig war er nicht erst neulich noch, daß dem guten Capnio [1]) nichts seiner unwürdiges begegne? Wie begierig hat er nicht durch eignes Schreiben den Erasmus zu sich berufen, dessen Namen er allezeit mit den größten Lobeserhebungen nennt? Wie oft fragt er uns nicht, was doch jeder der Gelehrten arbeite, was er leide?»

Sein Hof war eine Art von Akademie, wo Genie und Gelehrsamkeit um die Wette eiferten. [2]) Hier schrieb Hutten seine Gedichte; [3]) hier mahlten Albrecht Dürer und Grünewald ihre Bilder; [4]) hier verfertigten Bildhauer und Goldarbeiter Statuen, Denkmäler und Kostbarkeiten; [5]) hier führten Tonkünstler heilige und süße Gesänge auf. [6]) Die Hofhaltung und Prachtliebe des Fürsten unterstützte die Künste. Schöne Weiber würzten die Gesellschaft durch ihren Witz und Reiz. [7]) Die Dichter und Hofnarren unterhielten die Gesellschaft mit Gedichten und Späßen. Kostbare Weine und Gerichte füllten die Tafel. Schöngemalte Teppiche und glänzende Spiegel zierten die Säle und Gemächer. [8]) Hundert und funfzig Reiter und eine Menge Hofbediente in Roth und Gold gekleidet, gaben dem Ganzen ein eben so prächtiges als niedliches Ansehen. Wenn er auf eine Reise, oder auf einen Zug ausging, war er immer von einem großen Gefolge begleitet; und wenn er zurückkehrte, empfing ihn die Klerisei, der Adel und die ganze Bürgerschaft in festlicher Kleidung mit Gesang und Glückwünschungen. [9])

Dies alles machte die Sitten des Hofes, und von da aus auch die des Volkes freier, geschliffener und geschmeidiger — der Aber-

1) Reuchlin.
2) Siehe Huttens Schriften, besonders wo er von dem Hofe redet.
3) Siehe Huttens Gedichte.
4) Siehe deren Bilder zu Mainz und Aschaffenburg.
5) Der Domschatz.
6) Qua finita carmine solenni concinne dulciterque percantato.
Serarius.
7) Siehe Grünewalds Magdalenenbilder.
8) Noch sind Tapeten dieser Zeit übrig.
9) Habebat ad custodiam corporis centum et quinquaginta equites armatos, qui rubri coloris, quo induti erant, vestitu galeisque splendentibus insigni erant aspectu.

Inter civium decore armatorum stationem ex utraque via, quo procedendum erat, perite depositam, deductus fuit.
Serarius.

glaube wurde gerügt oder verlacht,*) den drückenden Gebräuchen und Kasteiungen ausgewichen,**) und der öffentliche Gottesdienst mit einer Pracht gefeiert, die jener Roms glich.***)

Aber wie alles in der Natur, so scheint auch der Fortgang der Kultur seine Grenzen und Wendezirkel zu haben, und dieses um so mehr in geistlichen Staaten, wo man die Ausschweifungen der Denkfreiheit und Weichlichkeit um so eher merkt und zu rügen anfängt. Wenn man die damaligen Erzbischöfe und Bischöfe, welche am Rheine hin herrschten, blos als Reichsfürsten betrachtet, so müssen ihnen die gleichzeitigen weltlichen Fürsten vor dem Richterstuhle der Geschichte in jeder Regententugend nachstehen; da aber mit der Fürstenkrone zugleich die bischöfliche Mieter auf ihrem Haupte vereinigt war, so fand man jede ungeistliche Handlung an ihnen höchst anstößig. Zu eben der Zeit, als die zwei ersten geistlichen Höfe und Städte der Christenheit (Rom unter Leo X., und Mainz unter Albert II.) auf den höchsten Punkt des Wohllebens klimmten, entstand das schreckliche Ungewitter gegen sie, was sie beinahe gestürzt hätte.

Die Sitten beider Höfe und Städte zeugten zwar von Feinheit, Geschmack, Artigkeit und Gewandheit; aber sie grenzten auch so nahe an Ueppigkeit und Unglauben, daß sich nicht nur ihre Feinde, sondern auch die eifrigsten Freunde und Vertheidiger darüber beklagten. Die Sitten des römischen Hofes und Volkes sind von andern Geschichtschreibern umständlich genug beschrieben worden. Wir wollen jene der Mainzer durch einen eifrigen Engländer, welcher sich zu der Zeit am Hofe aufhielt, malen lassen, «Die Stadt,» sagt Robert Turner, «ist so schön gelegen, hat einen so prächtigen Pallast, so artige geschliffene Einwohner, eine so zahlreiche Geistlichkeit, daß ich nichts mehr bedaure, als daß alle die Vortheile, welche die vortreffliche Lage, die Pracht des Hofes, die feinen und menschlichen Sitten des Volkes, und die Anzahl der Klerisei verschaffen könnten, durch die Ausschweifungen und Laster, welche hier herrschen, überwogen werden. Man rühmt die Freiheit in Sitten und Denkungsart des goldnen Mainz; allein mir scheint es um so mehr eine Sclavin des Zeitalters geworden zu sein, als es frei gepriesen wird. Am Steuer-

*) Siehe Huttens Schriften.

**) In dioecesis urbibus et pagis permisit diebus vetitis carnes in mensas proponere. Serarius.

***) Die noch übrigen Kirchenzierrathen, welche Albert dem Dom schenkte, sind Beweise davon.

ruder sitzt ein katholischer Fürst; aber das Steuerruder selbst führt ein unglaubiger Minister.*) Auf der Zunge, in den Kirchen, an den Thüren sieht man den heil. Bonifacius, aber nur einen schöngemalten Bonifacius; an der Tafel aber, im Schlafgemache, im geheimen Rathe sitzt Luther, und zwar ein sehr verführerischer und gefährlicher Luther. — Daher kömmt es, daß die Jugend, welche den Giftbecher der Ketzerei kaum mit den äußersten Lippen versucht hat, dasselbe schon mit vollem Munde einem entgegen speit; Knaben, welche die ersten Begriffe der Priesterschaft noch nicht kennen, unterstehen sich schon, die Majestät der Geistlichkeit zu verhöhnen. Wenn man die verzärtelten und weichlichen Sitten dieser Jugend, ihr unanständiges Gespötte und sardonisches Gelächter, ihre Hanswursten- und Komödiantenmanieren, ihre Theater- und Romanensprache beobachtet, so glaubt man, sie haben sich im Serail des Sardnapals gebildet, und nachdem sie allen männlichen Tugenden den Nerv entzweigeschnitten, sich gänzlich auf die weichlichen Sitten der Weiber verlegt.»

«Die Dinge,» sagt Turner weiter, sind an diesem Hofe so verkehrt, daß der junge Edelknabe, welchen unsere Väter dorthin als in eine Schule der Religion schickten, nur darum dort zu seyn glaubt, um alle Frömmigkeit zu verlernen. Wenn man an der Tafel bei ihnen sitzt, oder sich in ihre geheimen Gesellschaften und Gemächer schleicht, so findet man eine Menge, welche nicht nur den öffentlichen Gottesdienst vernachlässigen, sondern selbigen auch spöttisch verlachen.»

Die freie Denkungsart, welche an dem Hofe und unter der gebildeten Klasse der Mainzer herrschte, blieb nicht allein in gesellschaftlichen Zirkeln oder auf die Lebensweise einzelner Menschen eingeschränkt, sondern sie hatte auch auf öffentliche Begebenheiten einen wirksamen Einfluß.

Als der berühmte Franz von Sickingen die geistlichen Staaten von Trier und Worms mit Fehde überzog, schien der Mainzer Hof diesen Friedensbruch eher zu begünstigen als zu rügen. Ja man wollte sogar behaupten, sein erster Minister und Großhofmeister Frowin von Hutten, nebst einigen Domherren, haben heimlich Theil daran genommen: und als dem Kurfürsten ein gewisser Stromer eine Schrift des berüchtigten Pfefferkorn überreichte, worin dieser kölnische Theologe mit Eifer und Heftigkeit gegen Reuchlin und

*) Er meint vermuthlich Frowin von Hutten, einen Vetter des Dichters, welcher Oberhofmeister und Minister war.

andere Reformatoren loszog, warf er sie sogleich, wie er sie gelesen hatte, ins Kaminfeuer, und sagte dabei diese merkwürdigen Worte: «So mussen alle die zu Grunde gehen, welche so lästern.»

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr es nicht nur klügern Männern und Reformatoren, sondern selbst dem gemeinen Volke auffallen mußte, daß zu eben der Zeit, wo an den Höfen zu Rom und zu Mainz solche Sitten, und eine so freie Denkungsart herrschten, man von da aus den Ablaß predigte, und durch die Gewalt, die Sünden zu vergeben, sich eine neue Quelle öffnen wollte, deren Ertrag den Aufwand beider Höfe unterhalten sollte. Albert, als Kardinal und erster Erzbischof in Deutschland, erhielt vom Papste Leo X. den Auftrag, den so anstößigen Handel zu befördern. Das Geschäft wurde dem Guardian der Minoriten zu Mainz, Alexander Müller und Tezeln, einem Dominikaner, übergeben. Dieselben hatten ihre Unterkommissarien, oder Mitdeputirten; sie errichteten in allen Kirchen Geldkisten und Opferstöcke, wozu sie und die berühmten Wechsler von Augsburg (die Fugger), Schlüssel hatten. Man glaubte dadurch für einen neuen Glanz der Kirche und der geistlichen Höfe zu arbeiten; aber eben der Handel beförderte den fürchterlichsten Aufstand, welcher jetzt nicht nur gegen den Ablaß, sondern gegen die ganze katholische Hierarchie gerichtet werden sollte.

Zu der Zeit, als der Cardinal und Erzbischof von Mainz den Ablaß für Geld anbieten ließ, lebte in einem entfernten Theile seiner Diözese und seines Kurthums zu Erfurt ein Augustinermönch, Martin Luther mit Namen, welcher anfänglich verachtet, dann gebannet, das große geistlich-politische Gebäude erschütterte, woran seit des heiligen Bonifacius Zeiten so viele Päpste und Bischöfe, Kirchenlehrer und Ordensstifter, Kaiser und Könige gebaut hatten. Er war an innerem geistigen Sinn nicht mit dem sanften Huß oder Wesalia zu vergleichen, in dessen Schule er wahrscheinlich zu Erfurt gebildet wurde, aber an kriegerischem Muthe und natürlichem Mutterwitz übertraf er beide, und darum eben führte er sein kühnes Unternehmen hinaus. Luther griff zuerst den Ablaßkram, und als man ihn entweder unklug verachtete oder gewaltsam bedrohte, die ganze Hierarchie an, und stürzte sie in dem halben Theile der Christenheit.

Anfänglich waren seine Anfälle noch mit vieler Mäßigung begleitet. Aufgereizt selbst durch seine Ordensbrüder, welche wegen dem Ablaß-Geschäfte die Dominikaner beneideten, hatte er einige Sätze drucken lassen, worin er hauptsächlich den Mißbrauch der Ab-

lässe rügte. Allein dieselben erregten bald ein allgemeines Aufsehen. Auf der einen Seite wurden sie mit lautem Beifall, auf der andern mit bitterm Tadel aufgenommen. Der Papst Leo X., an dessen Hof ein Vers von Ariosto oder ein schöngemalter Kopf von Raphael mehr geschätzt wurde, als alle Dispute deutscher Köpfe und Theologen, verachtete die ersten Ausfälle Luthers als einen bloßen Schulstreit, und glaubte bei weiteren Fortschritten seiner Lehre genug gethan zu haben, wenn er mit Kirchenbann und Gefängniß drohte. Der heilige Vater dachte nicht, daß eben die freie Denk- und Lebensart an seinem Hofe, deren Beförderer er war, bereits seinen Thron untergraben hatten. Er schickte den Cardinal Cajetan nach Deutschland, um Luthern zur Rechenschaft zu ziehen, allein dieser heftige Prälat und Dominikaner trug mehr dazu bei, daß Feuer anzufachen, als zu löschen. Er forderte einen unbedingten Wiederruf der aufgestellten Sätze.

Auch auf dieses Anmuthen blieb Luther noch in den Schranken der Mäßigkeit. Er appellirte, wie ehemals der Erzbischof Diether, von dem nicht genug unterrichteten Papste, an den besser zu unterrichtenden. Er schrieb sogar folgenden mit sehr vieler Demuth abgefaßten Brief an denselben. „Dir heiligster Vater," sagt er, „ergebe ich mich mit allem, was ich bin und habe; hingeworfen zu deinen Füßen, belebe, tödte mich; billige, verwirf, wie es dir gefällt. Immer werde ich Deine Stimme für die Stimme des in Dir wohnenden und durch Dich redenden Christus halten. Sollte ich den Tod verdient haben, so werde ich mich dessen nicht weigern; das einzige was ich thun kann, ist, daß ich künftig die Frage von dem Ablasse nicht mehr berühren, und in den öffentlichen Geschäften den reinen Dienst der römischen Kirche empfehlen werde.»

Aus diesem Briefe sieht man, daß Luther bei dem Anfange seines Unternehmens noch viele Ehrfurcht vor der päpstlichen Gewalt hatte, und selbst noch nicht deutlich wußte, wohin ihn seine Reformation führen würde; allein dies ist meistens der Fall sowohl bei geistlichen als weltlichen Reformatoren. Sie treten zuerst mit aller Bescheidenheit gegen die obere Gewalt auf, wenn diese aber im Gefühle ihrer Macht hartnäckig auf die Erhaltung ihrer alten Mißbräuche besteht, oder der Abschaffung derselben nicht selbst mit Klugheit entgegen geht, oder die eifrigen Reformatoren gar mit Bann und Tod bedroht, so empört sich in diesen das natürliche Gefühl der Selbstwehr, und sie treten plötzlich sowohl in ihren Aeußerungen, als in ihren Unternehmungen aus dem Zustande einer bescheidenen Reformation in einen so verzweifelten Zustand der Revolution, daß auch gar kein Rückschritt oder keine

Aussöhnung mehr möglich ist. Da man dem kühnen Reformator auf seinen ehrfurchtsvollen Brief an den Papst, und endlich auf seine Apellation an ein Concilium damit antwortete, daß man seine Sätze als ketzerisch öffentlich verbrennen ließ, that auch er ein Gleiches mit der gegen seine Lehre gerichteten Bulle und dem Corpus juris canonici und verwarf zuerst die Authorität des Papstes, dann die der Concilien und endlich der ganzen katholischen Kirche.

Die Sache hatte nun schon zu viel Aufsehen erregt, als daß man nicht auch von Seiten der weltlichen Regierung eingetreten wäre. Der muthige Reformator wurde auf den Reichstag nach Worms beschieden, und damit er um so gewisser erscheinen möge, ihm ein kaiserliches Geleit zugesagt. Seine Freunde, Hussens gefährliches Beispiel erwägend, riethen ihm, nicht nach Worms zu gehen; allein die Zeiten hatten sich geändert. Als Huss, des kaiserlichen Geleitsbriefes ohngeachtet, doch zu Constanz verbrannt wurde, haben noch Fürsten und Völker die in einem Concilium versammelten Kirchenväter verehrt, jetzt aber war das kirchliche Ansehen durch die fortgesetzten Laster und Mißbräuche der Geistlichen, welche doch die Concilien von Constanz und Basel verdammt hatten, schon so sehr herabgekommen, daß die päpstlichen Legaten auf ihrer Reise nach Worms ihres Lebens nicht sicher waren, indessen Luther in allen Städten und Dörfern, wie ein neuer Apostel, mit Beifall und Bewunderung aufgenommen wurde. Auch konnte er schon auf einen mächtigen Anhang unter den weltlichen Fürsten und Rittern zählen, welche ihn im Falle der Noth mit ihrer Macht beschützen würden. Dadurch aufgemuntert, sagte er seinen warnenden Freunden: «Ich gehe nach Worms, und wenn dort so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern sind!» und er hielt Wort.

Am 16. April des Jahres 1521 erschien er in dieser alten Reichsstadt, und schon am folgenden Tage wurde er zu der Reichsversammlung abgerufen. Viele der anwesenden Fürsten wurden nach Maßgabe ihrer Gesinnungen durch seinen Muth entweder von Furcht und Bewunderung, oder von Zorn und Rache erfüllt; nur der Kaiser Karl und Luther blieben unerschüttert. Jener sagte: «dieser freche Mönch bringt mich nicht dahin, daß ich ein Ketzer werde;» und dieser bekannte sich mit Standhaftigkeit zu seinen ihm vorgelegten Schriften und Sätzen, indem er dem ihn fragenden trierischen General-Vicar Eck antwortete: »Man soll mich durch die heilige Schrift widerlegen, dann will ich meine Bücher selbst ins Feuer werfen.»

Da der Kaiser sahe, daß ein so muthiger Mann nicht auf andere Gesinnungen zu bringen sei, übergab er den Fürsten ein von ihm

selbst verfaßtes Schreiben, worin er ihnen erklärte: «Daß er als Abkömmling so vieler christlicher Kaiser und Könige den katholischen Glauben gleichsam erblich erhalten habe, und daran auch seine Krone, seine Reiche, seinen Leib und Leben setzen werde; da es nun aber am Tage liege, daß ein einziger Mönch solche Sätze vorbringe, welche gegen die Denkungsart aller Christen, sowohl derer, welche tausend Jahre vor uns gelebt, als derer, welche noch lebten, und woraus folgen würde, daß die ganze Christenheit sich bisher geirret, so sei er fest entschlossen, dem weitern Fortgang dieser Sache sich entgegen zu setzen, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen würde. Er wollte demnach Luthern nicht mehr hören, sondern ihn wieder entlassen, alsdann aber gegen ihn als einen Ketzer verfahren.»

Dieses kräftige Schreiben des Kaisers machte einen großen Eindruck auf die versammelten Fürsten und Stände. Sie stimmten ihm bei und die Freunde Luthers fürchteten für seine Sicherheit. Sie schlugen daher Nachts eine Schrift auf dem Markte an, worin sie Luthern auf jede Weise zu rächen schwuren, wenn ihm etwas Widriges begegnen würde. Der Kaiser achtete diese Drohung nicht, und verglich sie spottweise mit jener des Mutius Scävola; allein der Erzbischof und Kurfürst von Trier befürchtete die Folgen von Luthers Standhaftigkeit. Er versuchte es nochmal, ihn durch eine vertrauliche Unterredung auf mäßigere Gesinnungen zu bringen. Luther aber blieb auf seiner Meinung fest stehen, und sagte mit Gamaliel Apostelgeschichte V. «Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich selbst zergehen, ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können.» Mit diesen Worten verließ er unter kaiserlichem Geleite Worms, und der Kaiser erklärte ihn in die Acht; aber sein Freund, der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, ließ ihn durch unbekannte Wege auf die Festung Wartburg bringen, wo er in Sicherheit die Bibel in das Deutsche übersetzen und seinen kleinen Katechismus oder sein Beth- und Lesebüchlein verfertigen könnte.

Während dem also Luther auf dieser Festung seine Reformation durch Schriften zu befördern suchte, verbreiteten seine Schüler und Anhänger dieselben durch Predigen. Nicht nur in Sachsen und Böhmen wurden seine Sätze öffentlich gelehrt und der Gottesdienst nach denselben eingerichtet, sondern auch in Frankfurt, Speier, Worms, Straßburg und andern rheinischen Städten, ja selbst zu Wien, der Hauptstadt des Kaisers, traten Prediger auf, welche ihm sowohl unter den Fürsten, als dem Volke Anhang verschafften.

Durch diese Fortschritte seiner Lehre von neuem ermuthigt, und weil er auch schon ein auf den Reichstagen zu Worms und Speier vorgeschlagenes Concilium befürchten mußte, trat er nun öffentlich als ein erklärter Feind des Papstthums und der katholischen Kirche auf. Gegen beide verfertigte er solche Schriften, wodurch keine gütliche Wiedervereinigung der Partheien möglich war.

Um seine Anhänger unter den Geistlichen noch fester an seine Grundsätze zu binden, ermahnte er die höhere und niedere Geistlichkeit, den ehelosen Stand zu verlassen, und nahm sich vor, selbst den andern zum Vorbild zu dienen. Er erklärte die Klostergelübde als Erfindungen des Teufels und ließ sich im J. 1522 mit einer Nonne, Katharina von Bora, trauen. Diesem Beispiele folgten bald andere Mönche und Geistliche, ja selbst einige Fürstbischöfe und Aebte, welche bisher mit Beischläferinnen gelebt hatten, fingen an in ihren Gesinnungen zu schwanken, und suchten über einen so auffallenden Schritt seinen Rath. Luther aber, der mit eben so viel Muth auftrat, wenn er seine Sätze angegriffen fand, handelte jetzt mit eben so viel Klugheit, wo man seinen freundschaftlichen Rath forderte. Ich halte es daher der Mühe werth, hier einige seiner Briefe einzurücken, woraus man den Geist dieses seltsamen Mannes in beiden Fällen beurtheilen kann. Seinem Freunde und Beschützer, dem Kurfürsten von Sachsen, welcher ihn wegen der Verehelignng des Fürst-Abts von Fulda um Rath fragte, antwortete er also:

Durchlauchtigster Hochgeborner Cfürst und Herr.

Es hat mir der achtbar hochgelörter D. Gregorius Bruck angezeigt, wie E. Churfl. Gnad. von mir begeren mein bedenken auf das ansinnen des Abts zu Fulda, so E. Chr. Gnad. umb Rath ersucht, weß Er sich halten soll, wenn Er auff keyserl. Maj. befehl über ein jahr die kappen wider soll anlegen Darauf were mein underthaniges bedenken, wie ich dann bisher für mich selbs, gegen alle ausgetrettene personen gebrauchte, das in E. Churfl. Gnad. noch Einiges menschen Vermögen stehet, jemandt zu rathen, oder heissen, auß dem Closter zu gehen, oder seine Religion zu foderen, dann weil solche Sachen Gott, und gewissen betreffen, so hat man da Gottes Wort und die Schrift, die unß bewegt, was ein iglicher thun und lassen soll, nicht allein rathts weisse, sondern auch gebotts weyße. Darumb mich niemandt darff fragen, ob Er diß oder das thun soll, sondern Er sehr zu prüfe sein selbst gewissen, was Er glauben und thun wolle und mege; ich kan ihm nicht rathen, oder weiter heißchen; dann im

fall, wo ichs Ihm riete oder hieße, und Er were doch der sachen ungewiß, und thete im Zweiffel oder Wankel gewissen, so machte ich mich theilhaftig, so were ich gantz die ursach solcher sünden wieder Gott. Es ist aber nicht geringe Sünde auß Zweiffel oder unglauben [das ist wieder das Erste und ander gebott] etwas thun. Denn Gott will glauben, und nicht Zweiffel haben. Wer will aber mich versicheren, das Er glaube. Wollte doch S. philippus Actor. 8. den Kemerer nicht taufen, hieß und riedts ihm auch nicht, sondern da ers selbs begerte, und sprach: Er glaubte an Christum, da gab Er ihm auff solchen glauben die Tauffe.

Aber das ist mit dem Abt noch ein anders; dann wer weiß, ob Er schon glaubte, daß Er auch stark und feste gnug im Glauben seye zu Ertragen zukunftige anfechtung. Denn wir lesen in der Schrift, und Erfahrens taglich an uns selbst, was der Teufel, und alle Welt, wider den rechten glauben anricht, ja auch außricht; und der Verfolgung und anfechtung keyn ende und maß ist. Solt nun der Abt hernach ein boses gewissen kriegen [wie vielen geschicht] und der rewel finden, oder in Elend, Armuth, ungredt oder ander onfähl überkommen, und solches nicht konnen leiden, und entlich wieder zuruck gedenken und trachten, wie itzt gar viel thun, und gethan, so were Es viel besser itz gelassen.

Darumb niemandt darzu rathen noch heissen kan. Es muß ein jglich hie sein selbs meister, Rathgeber, und Helffer seyn, nach dem Gottlichen wort; und gehort warlich ein man und Hertz darzu, das ritterlich stehen mege. E. Churf. Gnad. haben wohl erfaren, was die fromme Furstin Hertzogin Ursula von Munsterberg druber Erlitten hat; denn sonderlich ist den hohen Personen vor großer Herschafft Swörlich zu thun, und gar ubel, ja allerding nicht von Jemandes zu rathen. Denn wan sie gleich zeytlich gut gnug mit sich bringen, oder anders wo finden mochten [welches doch kann möglich] für ihren standt, so ist noch zu besorgen, daß sie die Schmach- Verachtung, Haß, und angredt nicht vertragen megen, so sie, beyde von dem schenen theil, und unter den unseren Erfahren werden. Sollen sie denn sich auch sogar herunter lassen, und andern gemeynen leuthen sich gleich halten, das ist ihnen ja zu schwöre, und were keines ihnen zu rathen, wo sie es nicht selbst erwelten zu thun, und zu wagen, was der Teufel, und die Welt an Ihnen thut und thun will.

Das wolt ich aber rathen, weil alle sachen itz in der waage stehen, und niemandt weiß, woher Gott den anßschlag will gerathen lassen, das der Abt auch seine sachen auffschiebe, Vieleichts machts

Gott also schicken, das alle, oder doch viele Closter mochten aufgethan werden, so bliebe es in der obgesagten weiße, das Er sich selbst prüfen, und sein gewissen zu rathe nehmen müste, und auf Gott wagen, was Er thun wolte, und auf keines menschen rathe Dann da würde nichts guts auß, und hette auch keinen bestandt. sintemahl, wer es auf Gott und Gottes wort nicht wagen thete, und wils doch auff menschen rath wagen, das ist ein abgottisch unglaubigs Hertz, das mehr eynem menschen, dan Gott vertraut; und gewißlich nichts gut fur hat, auch nichts guts ausrichten werdt; darzu ich warlich keinem ursach noch rath geben wolte.

Zuletzt achte ich, weil der Abt hohes standes und Geburtht, nirgendt so wohl versorget seyn kan als an Closter, solt ihm mehr zu rathen seyn, das Er drinnen bleibe. Sintemal Er im Closter nicht allein bas versorget, und auch ohne Schmach in Guth und ehren bliebe, sondern auch mehr guts schaffen konnte, dann heraussen. Denn heraussen kan Er niemand helffen, sondern man muß ihm helffen, und müste dennoch geringes standes, und verracht werden. aber im Closter hette Er alles in der Handt, kondte vielen helffen, und mit der Zeyt die Closter Greuel schwechen, und untergehen lassen, und damit vielen gewissen zur Wahrheit und Freyheit helffen, wie die fromme Ferstin und Ebtissin zu Gerenrode, und viel andre prelaten und prelatin thun. Darumb wo es sein Ernst ist, das Evangelium zu haben, und Gott zu dienen, kan Er nicht besser dienen, dann thun also, wie jetz gesagt, und schadet ihm an seinem gewissen nichts, das Er drinnen bleibt, weil Er darumb drinnen bleibt, daß Er will die Greuel helffen sturtzen, und Gottes Wort fordern, welches Er haussen keins thun kann. Wolt Gott ich selbs were ein solcher Abt oder prior uber ein Closter, ich wolte die sachen baß rathen, denn wenn ich Haussen were, und wolt den Teufel in seiner eigenen Farbe, und mit seinem eignen wesen fein verjagen.

Wo aber der Abt sich beschweret das Er nicht zur Ehe greiffen kann, wolt ich lieber rathen, daß Er eine heimliche Ehefrau nehme, und thät gleichwohl wie gesagt. Weil es doch bey den Papisten keine schande ist weibsbilder zu haben, biß das Gott der Herr anders schickte, wie es dann in kurtz thun wirdt, denn so kann die sache niet lang stehen. Hiemit were der Abt sicher und versorgt, durffte auch seine Freundschaft nicht beschweren, sintemahl auch Paulus die strafft, so andern beschwerlich sint, und doch nichts dafür arbeiten noch schaffen. 2 Thessal. 8.

Solches hab ich dismals in eyle auf E. Churf. G. beger untertheniglich angezeigt.

E. Chr. G.

willliger

D. Martin Luther.

Ganz anders, als dieses Schreiben Luthers an den Kurfürsten von Sachsen, lautet jenes, was er dem Erzbischöfen und Kurfürsten von Mainz Albert II. über den nämlichen Gegenstand zugeschickt hatte. Erstes nämlich schrieb er zu einer Zeit, wo sich noch wenige Fürsten für seine Lehre öffentlich erklärt hatten, und der bei weitem größere Theil der Fürstbischöfe noch seine Feinde werden konnten, jetzt aber waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen als seine Anhänger aufgetreten, andere weltliche Fürsten seine Anhänger geworden, der Großmeister von Preußen in den ehelichen Stand getreten, ja selbst der alte Erzbischof und Kurfürst von Köln Hermann V. seiner Lehre nicht ungeneigt. Er glaubte daher bei dem Cardinal von Mainz um so eher Eingang mit seinem Rathe zu finden, als dieser bisher die Gelehrten und ersten Reformatoren geschützt und geschätzt nun mit einer gewissen Rüdingerin in heimlicher Verbindung gelebt hatte. Unter diesen Verhältnissen schrieb er folgenden Brief an ihn:

„In dem Drange, der von dem Satan als eine Strafe Gottes erregt wird, ist mir eingefallen, Er. Kurfürstl. Gnaden zu ermahnen und anzurufen, und es ist kürzlich das die Meinung, daß sich Ew. Kurfürstl. Gnaden in den ehelichen Stand begeben, und das Bisthum zu einem weltlichen Fürstenthume machete. Und dies sind meine Ursachen. Erstlich, daß damit der Strafe Gottes zuvorkommen und dem Satan die Ursache der Empörung genommen werde. Zum andern, daß auch nun der gemeine Mann so weit berichtet und in Verstand kommen ist, wie der geistliche Stand nichts seie. Ew. Kurfürstl. Gnaden hat dies vor andern große Ursach, weil sie sich an Gott vergriffen, und zu Halle den geistlichen Stand helfen mit großer Kost vergeblich stärken. Hier hat Ew. Kurfürstl. Gnaden ein schön Exempel an dem Hochmeister in Preußen. Sollte das allein genug sein, daß E. Kurf. Gnaden eine männlich Person ist von Gott gemacht. Schrecklich ist, so ein Mann ohne Weib gefunden soll werden im Tod, zum wenigsten, daß er doch ernstlicher Meinung und Willens wäre, in die Ehe zu kommen. Denn was will er antworten, wenn Gott fragen wird: Ich habe dich zum Manne gemacht, der nicht allein sein, sondern ein Weib haben soll, wo ist dein Weib? Auf solche ge-

waltige tröstliche Verheißung wage ich Ew Kurf. Gnaden frisch und heraus, aus dem lästerlichen unchristlichen Stande in den seligen und göttlichen Stand der Ehe zu treten, da wird sich Gott gnädlich finden lassen."

Der fromme Erzbischof theilte die Bedenklichkeiten, welche dieses Schreiben Luthers in ihm hervorgebracht hatten, vermuthlich seinen Vertrauten und seiner geliebten Rüdingerin mit; allein da diese als eine gemeine Bürgerstochter sich in keinem Falle Hoffnung machen konnte, die Gattin eines Fürsten zu werden, der aus einer der ersten Familien Deutschlands entsprossen war, so hielt sie ihn desto fester in dem alten Glauben, sie brachte sogar seinem Gewissen das Opfer, daß sie sich vom Hofe zurückzog und bald nach ihrer Entfernung starb.

Der so schnell und unverhofft eingetretene Tod der Geliebten erfüllten das Gemüth des Kurfürsten mit eben so viel Traurigkeit als Bewunderung.

Nach ihrem Rathe, den er als ihren letzten Willen verehrte, blieb er nicht nur ein fester und eifriger Anhänger des alten Glaubens, sondern sahe sie wegen dem großen Opfer, was sie der katholischen Kirche gebracht hatte, als eine heilige Büßerin an. Diesen Gefühlen gemäß ließ er ihr Bild unter der Gestalt der heiligen Magdalena von Glockendom in sein Brevier, von Grünewalh an den Beichtstuhl in der Stiftskirche malen. Gegen diesem Bilde über stand das seinige als Lazarus vorgestellt. Ein prächtiger, auf vier Säulen ruhender Sarg wurde für ihre Leiche aus Erz gegossen,*) aber nach seinem Tode, um den Lutheranern keinen Stoff zum Spotte, den Katholiken zum Aergerniß zu geben, den Reliquien einer Heiligen von den Stiftsgeistlichen angewiesen.**)

---

*) Diese, mit noch andern auf die Reformation sich beziehenden Bilder, und dieses prächtige Grabmal sind noch jetzt zu Aschaffenburg zu sehen. Die Verzierungen und Säulen des Letztern sind von dem nämlichen Künstler gearbeitet, wie jene, welche Albert für die Reliquien der unschuldigen Kinder hinter den hohen Altar in dem Dome zu Mainz setzen ließ. Sie sind während der Revolution zu Grunde gegangen.

**) Nichts desto weniger scheint Luther davon Nachricht erhalten zu haben. „Habe ichs doch nicht erdichtet," schrieb er, „daß er (der Cardinal), seine Huren lässet in Särgen, als Heiligthum, mit Kerzen und Fahnen in sein Hurenhaus Morizburg tragen, so ers wohl anders konnte zu wege bringen, wenn er nicht Lust hätte, Gott zu spotten, und die Welt zu gänsern." Th. 19. Seite 2389. Wenn die feierliche Bestattung der Rüdingerin, wie hier Luther behauptet, zu Halle in der Morizkapell vorgegangen ist, so müßte der oben angezeigte Sarg später nach Aschaffenburg gebracht worden seyn. Auch befindet sich dort noch ein vor-

In dieser Gemüthsstimmung schrieb Albert an Luther und ermahnte ihn, seinem Beispiele zu folgen und wieder zum geistlichen Stande zurückzukehren. Da dieser aber bemerkte, daß seine Lehre und sein Rath bei dem Erzbischofe gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hatte, legte er den Ton eines bescheidenen Reformators und Rathgebers ab, nannte den Kurfürsten öffentlich einen Scheißpfaffen und schrieb also: „Mir nicht des Schimpfs. Man muß anders davon singen und hören. Der Luther wird ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfangen, deß sich wenige versehen.“

Diese Drohung blieb nicht ohne Wirkung. Das Feuer, was der kühne Reformator angezündet hatte, griff täglich mehr um sich, und schien nicht nur dem Kurfürsten von Mainz, sondern allen geistlichen Fürsten den Untergang zu bringen. Die weltlichen Fürsten unterstützten die neue Lehre, weil sie die Macht der geistlichen beneideten, und in den rheinischen Städten mußte sie um so mehr Eingang finden, als diese bisher beständig gegen ihre Bischöfe gekämpft hatten, und die freie Denkungsart selbst von den geistlichen Höfen befördert wurde. Nicht nur der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, sondern fast alle längst dem Rheine hin herrschende Fürsten und Grafen, Ritter und Städte, waren entweder öffentliche oder heimliche Feinde der Geistlichen geworden. Dieser ungeheure Beifall, welchen jetzt Luthers Lehre sowohl unter den Fürsten als dem Volke erhielt, erhöheten nicht nur seinen Muth, sondern bekräftigten ihn auch in den Glauben, daß sein Werk Gottes Werk sei. Er schrieb und redete jetzt mit den geistlichen und weltlichen Fürsten nicht mehr wie ein gemeiner Lehrer oder Unterthan, sondern er gebot, verbot, warnte und strafte sie, wie ein von Gott selbst begeisterter und an sie gesandter Prophet. *)

Indessen entsprang der Beifall, welchen die Fürsten der Lehre Luthers gaben, nicht aus dem Eifer für die Reinheit des Evangeliums, sondern sie wollten die geistlichen Fürstenthümer und Güter theilen, um die sie bisher fruchtlos mit den Waffen gekämpft hatten.**) „Die Junkerlein und Fürsten,“ sagt Luther, „sind wohl die allerbesten Lutherischen; sie nehmen Geschenk und Baarschaft von Klöstern und Stiftern die Menge, führen die Kleinod auch zu sich, ohne Zwei-

---

treffliches Bild, die heiligen Mauritius, Erasmus und Gregorius (letzterer als Neger) vorstellend. Vielleicht war es das Altarblatt der Hofkapelle.

*) In Luthers Werken kann man den Beweis davon in mehreren seiner Briefen und Schriften finden.

**) Siehe die zwei letzten Theile der rheinischen Geschichten.

fel in der guten Meinung, dieselben zu bewahren, und lauern dabei auf die liegenden Güter. Mein Rath und Bedenken ist allzeit gewest, daß man die Stifte und Bisthum ließe bleiben, zum Nutz und Brauch für arme Studenten und Schulen."*) Sowohl Luther als die zu seiner Lehre übergegangenen Geistlichen und Mönche, welche zuvor entweder durch gute Pfründen oder in den Klöstern einen reichen Unterhalt fanden, hatten jetzt Weiber und Kinder zu ernähren; es mußte ihnen also sehr auffallen, daß die Fürsten die durch ihr Lehre secularisirten Güter und Kostbarkeiten zu ihrem Vortheile einzogen, und den Predigern zu ihrem Unterhalte nur ein spärliches Auskommen ausgeworfen hatten. Aufgebracht über diesen unevangelischen Kaltsinn der Fürsten brach Luther öfter in die heftigsten Worte gegen sie aus und wünschte sich sogar das Papstthum zurück.**) Ganz anders als Luther und die Fürsten dachten jetzt die Bauern und ihre Anfüh-

*) Luther sagte einmal in seinen Tischreden, daß das Sprichwort: Pfaffengut Raffengut wahr seie, und Pfaffengut nicht gedeihe. Und man habe es aus Erfahrung, daß diejenigen, die da geistliche Güter zu sich gezogen haben, zuletzt darüber verarmen und zu Bettler werden. Er sprach hierauf, daß Burkard Hund, des Kurfürsten von Sachsen Rath, zu sagen pflege: Wir von Adel haben die Klostergüter unter unsere Rittergüter gezogen, nun aber haben die Klostergüter unsere Rittergüter gefressen und verzehrt, so, daß wir weder Kloster- noch Rittergüter mehr haben." Hierauf erzählte Luther noch folgende hübsche Fabel: „Es war einmal ein Adler, der machte Freundschaft mit einem Fuchse und sie vereinigten sich, beide bei einander zu wohnen. Als nun der Fuchs sich aller Freundschaft zum Adler versahe, da hatte er seine Jungen unter dem Baume, darauf der Adler seine Jungen hatte. Aber die Freundschaft währte nicht lang; denn als der Adler für seine Jungen nichts zu fressen hatte, und der Fuchs nicht bei seinen Jungen war, da flog der Adler herunter und nahm dem Fuchs die Jungen, und gab sie den seinigen zu fressen. Da klagte der Fuchs dem obersten Gott Jovi, daß er jus violati hospitii rächen und diese injuriam strafen mögte. Nicht lange hernach, als der Adler wieder für seine Jungen nichts zu fressen hatte, sahe er, daß man an einem Orte im Felde dem Jovi sacrificire. Er flog also dahin und nahm flugs einen Braten vom Altar und brachte ihn seinen Jungen; da aber noch eine glühende Kohle daran hängen geblieben, ward das Nest davon angesteckt und die Jungen verbrannten."

„Die Fürsten," sagt Luther weiter, „beten zu jetziger Zeit nicht, wenn sie was wollen anfahen, sondern sagen nur also: dreimal drei sind neun. Diese Rechnung fehlet nicht; aber Gott spricht: haltet ihr mich für eine Ziffer, die nichts gilt? Muß ich vergebens hier oben sitzen? Darum kehret ihr die Rechnung um und macht alles falsch." Das ist eine wahre Prophezeihung von unserm statistischen Zeitalter und von unsern Zahlen- und Ziffer-Constitutionen, deren Triebfedern nicht, wie Montesquieu sagt, Religion, Tugend, Ehre ꝛc., sondern Wucher sind.

**) Siehe besonders hierüber seine Strafreden in seinen Werken X. Th. S. 526.

rer. Da die Reformatoren, die bisher als legitim und göttlich verehrte Gewalt der Bischöfe und Concilien schon in vielen deutschen Ländern übern Haufen geworfen hatten, so glaubten sich einige neuere Apostel berechtigt, auch die Legitimität weltlichen und Fürsten Gewalt prüfen und ihre Mißbräuche bestreiten zu können. Münzer und Storch in Thüringen und Sachsen, Bokolt und Knipperdolling in Westphalen, Mezler und Westerburg in Franken und Schwaben, Deckerhans und Schlemmerhans am obern, Fliestädten und Klarenbach am untern Rhein, verwarfen sogar Luthers Lehre und Betragen als unevangelisch. Sie nannten ihn einen fleischlichen, hochmüthigen Mann, der blos an den Buchstaben der heiligen Schrift hinge, und darum den weltlichen Fürsten schmeichle, auf daß er desto sicherer sein Ansehen behaupten und seine Sinnlichkeit befriedigen könne. Nach ihrer Auslegung des Evangeliums predigten sie nicht nur eine förmliche Freiheit und Gleichheit in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen. Sie wollten das Fürstenregiment und den Adel abgeschafft, die in der ersten Kirche eingeführte Gleichheit der Güter hergestellt, und eine reine evangelische Regierung durch freie Wahl aller Christen eingeführt haben. Nach diesem seltsamen Gemische von evangelischer und bürgerlicher Freiheit wurden endlich die berüchtigten sogenannten zwölf schwäbischen Artikel als Vorbild aller künftigen Artikel und als Losungswort aller Bauern und Bürgeraufstände in Deutschland unter das Volk gebracht; *) und der Kurfürst Albert von Mainz sahe jetzt die Rache in seinen Ländern zuerst in Erfüllung gehen, welche ihm Luther angedroht hatte.

In dem obern Erzstifte, besonders in den Aemtern Miltenberg, Krautheim und Bischofsheim, brach der von religiöser und politischer Freiheitsliebe zugleich begeisterte Haufen (der Höllenhaufen genannt) zuerst auf. Ein gewisser Metzler von Ballenberg, nebst andern tollen Köpfen, stellten sich an die Spitze des empörten Volkes, entflammten seinen Ehrgeiz durch die Reize der Freiheit und Gleichheit, erweckten sein Interesse durch Aufhebung der Klöster, des Zehnten, der Leibeigenschaft und fürstlicher Frohnden, und hetzten es gegen den von ihm beneideten Adel auf. Mit einer dem Pöbel angemessenen Beredsamkeit stellten sie den Bauern vor: „Daß sie durch Gott und das Evangelium den Fürsten und Adelichen gleich, ja der nützlichste und christlichste Stand im Staate wären; daß man den Adel, den Zehenten und die Leibeigenschaft als Erfindungen des Teu-

*) Die Artikel sind bekannt.

fels ansehen müsse; daß sie sich selbst ihre geistliche und weltliche Obrigkeit wählen sollten, und ein aus wahren evangelischen Leuten bestehendes Regiment allein rechtmäßig sei." Diese dem gemeinen Manne so schmeichelnden Worte erhitzten seine ohnedies schon gespannte Phantasie; die Schwärmer, die ehrgeizigen Reichen, und am meisten solche Leute, welche nichts zu verlieren, aber bei dem Aufstande alles zu gewinnen hatten, rotteten sich zusammen, bewaffneten sich mit Spießen, Säbeln, Sensen und anderm Gewehre; zwangen die ruhigern und unbestimmten zu ihnen zu treten; plünderten die Schlösser und Klöster, verbrannten Miltenberg, Lauda und die ihnen widerstehenden Ortschaften, und brachten die adelichen und fürstlichen Beamten um, welche sie als ihre größten Feinde und Unterdrücker ansahen. Zu gleicher Zeit brachen auch die Bewohner des Rheingaues und die Bürger der freien Landstädte des Obererzstiftes auf, ja der Aufstand ergriff beinahe ganz Deutschland, als jeder Bürger- oder Bauernhaufe das Recht zu haben glaubte, das Evangelium nach seinen eigenen Neigungen und Wünschen auslegen zu dürfen

Nachdem die Bauern des obern Erzstiftes sich in dem Kloster Schönthal versammelt und ihre Artikel nach jenen der schwäbischen entweder erweitert oder gemodellt hatten, zogen sie gen Amorbach und Aschaffenburg, und belagerten den Johann von Hohnstein, der jetzt als Bischof von Straßburg verdrängt, Alberts Statthalter war, in dem Schlosse. Die Bürger und Städte des obern Erzstiftes nahmen sie mit Freuden auf, halfen ihnen die Häuser und Keller der Geistlichen plündern und ertrotzten die Bestätigung der von ihnen entworfenen Artikel. Von da zog sich der Aufruhr den Main herab, und bewegte auch die Zünfte von Frankfurt. Viele Glieder des Raths und der adlichen Familien hatten zwar Luthern schon bei seiner Reise nach Worms als einen tüchtigen Glaubenshelden verehrt, und seine Reformation allbereits in der Gemeinde befördert, jetzt aber wurden die Bürger von einem der neuen Freiheitsapostel, Westerburg mit Namen, gegen geistliche und weltliche Obrigkeit aufgehetzt. Sie versammelten sich in den Antoniterhof, zwangen den Rath, nach ihren Artikeln die Güter der Geistlichkeit einzuziehen, selbe wie andere Bürger zu besteuern und ihren Predigern die katholischen Kirchen einzuräumen. *)

Nachdem diese von dem Rathe bewilligten Artikel in den rhei-

*) Siehe hiervon umständlicher Kirchners Geschichte von Frankfurt.

schen Städten bekannt wurden, entstand darin eine allgemeine Empörung der Bürger gegen ihre Bischöfe und die Geistlichen; und es ist merkwürdig, daß gerade diese Städte, welche doch ihre Freiheiten durch die Bischöfe erhalten hatten, und sich nicht wie das Bauernvolk beklagen konnten, schon vor Luther dieselbe, wie ich bereits erzählt habe, über dreihundert Jahre lang bekämpft haben.*) Obwohl die Bürger von Mainz erst kürzlich diesen Kampf schrecklich gebüßt hatten,**) so kamen sie doch auf eben dem Thiermark zusammen, wo der Erzbischof Adolf II. das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen hatte, und forderten ihre alten reichsstädtischen Freiheiten zurück.

Die Bürger von Worms hatte Luther schon im Jahre 1521 gewonnen, als er dort auf dem Reichstage seine Lehre so standhaft behauptete. Sie nahmen daher dieselbe um so williger an, als sie dadurch ihre bisherigen Aufstände gegen die Geistlichkeit gerechtfertigt glaubten. Nicht zufrieden, ihren Bischöfen Johann und Reinhard eine freie Verfassung abgetrotzt zu haben, wollten sie sich nun auch in den Besitz der Kirchen und Klöster setzen und der bischöflichen Gewalt ganz entledigt seyn. Um der Wuth des aufgebrachten Volkes zu entgehen, mußte Reinhard mit vielen Geistlichen aus der Stadt flüchten und endlich seiner Würde entsagen.***) Diesen Gewalthaten glaubte das Domkapitel begegnen zu können, wenn es jetzt Heinrich IV., einen Prinzen aus dem mächtigen Hause Pfalz wählte, dessen Gebiet Worms ringsumgeben hatte; allein die aufgebrachten Bürger setzten ihre Angriffe gegen die Geistlichkeit fort. Im Jahre 1524, da der gewählte Fürst nicht zugegen war, versammelten sie sich zunftweis vor dem Schlosse, drangen mit Gewalt auf den Domdechant und die Kapitularen, und diese mußten ihnen die Urkunden ausliefern, worin die bischöflichen Rechte von den Kaisern bestätigt, von den Zünften beschworen waren. Hierauf bestieg der Rath einen erhöheten Ort, zerriß dieselben vor den Augen des jauchzenden Volkes, und gab jeder Zunft, nachdem er die Stücke in den Koth geworfen hatte, das von ihr beigedrückte Siegel wieder.

Der Bischof sowohl als die Geistlichkeit waren durch diesen Auftritt zu viel beleidigt worden, als daß sie darüber nicht bei dem Kaiser hätten Hülfe suchen sollen. Dieser verwies auch den Bürgern

*) Siehe die zwei letzten Theile meiner rheinischen Geschichten.

**) Ebenda X. Buch. Seite 98.

***) Siehe zweiter Theil, siebentes Buch, Seite 237.

ihr gewaltsames Betragen durch ein scharfes an sie gerichtetes Schreiben; allein der Rath hielt es aus Furcht, die Bürger niederzuschlagen, zurück, und wandte sich an Ludwig, den Kurfürsten von der Pfalz, mit der Bitte, daß er, als Bruder des Bischofs, durch sein mächtiges Wort den Streit vermitteln möge. Er wurde auch von beiden Seiten als Schiedsrichter anerkannt; aber der Reformationsgeist hatte nun in Deutschland so große Fortschritte gemacht, daß des Kurfürsten Ausspruch mehr zu Gunsten, als zum Nachtheile der Bürger ausgefallen ist. Die Stadt blieb nicht nur im Besitze ihrer Freiheiten und Reichsunmittelbarkeit, sondern auch aller der Kirchen, worin bereits die lutherische Lehre gepredigt worden war. Zum Andenken dieses Sieges haben die Bürger von Worms noch im vorigen Jahrhundert das Rathhaus, der heiligen Dreifaltigkeit zu Ehren, in eine neue Kirche verwandelt, und darin Luthern als den standhaften Vertheidiger der evangelischen Freiheit mit allen dazu gehörigen Personen auf einem großen Bilde abmalen lassen.

Die Bürger von Speier folgten jenen von Worms. Sie hatten zwar, wie diese, von ihren Bischöfen bereits große Freiheiten erhalten; *) aber unter dem Bischofe Mathias wollten sie auch Eingriffe in die Wahlrechte der Geistlichen wagen, und dem Kapitel einen ihrer Creaturen, Peter Schreyer genannt, als Stuhlbruder aufdringen, welche Stelle in dem Chor auch ein Laye vertreten konnte. Diesem Anmuthen widersetzte sich der Dompropst Eberhard von Pfeil aus allen Kräften; da aber der Rath nichts destoweniger auf dessen Anstellung bestand, ließ der Bischof den Schreyer auffangen und als einen Aufrührer zum Tode der Ersäufung verdammen. Der arme Sünder wurde auch wirklich unter großem Zulaufe des Volkes von bischöflichen Söldnern und Geistlichen begleitet in einem Schiffe auf den Rhein geführt; aber in der Entfernung mit einem ihm gleichgekleideten Strohmann verwechselt, und dieser statt seiner in das Wasser geworfen.

Da der Kaiser Friedrich diesen Schreyer selbst dem Domkapitel empfohlen hatte, so glaubte der Rath über eine solche Gewaltthat klagen zu müssen, und bewirkte eine kaiserliche Untersuchung. Wie sehr aber erstaunten sowohl die kaiserlichen Abgeordneten als die Rathsglieder und das Volk, als sie statt ein Verdammungsurtheil über den Bischof zu hören, den todt geglaubten armen Sünder wie

*) Siehe zweiter Theil, eben da, Seite 187.

ein Gespenst vor ihren Augen erscheinen sahen. Alle Anwesenden erfüllte dieser Auftritt zuerst mit Schrecken, dann mit Scham. Der Bischof erklärte hierauf die Anklage der Bürger für eine Verläumdung, und die kaiserlichen Abgeordneten mußten den Zwiespalt in Güte beilegen. Allein der Haß der Bürgerschaft gegen den Mathias wuchs um so mehr, als sie sich durch ihn noch verspottet glaubten. Um daher den Mißhandlungen des Volkes künftig zu entgehen, entfernte er sich aus der Stadt, und baute nicht weit davon das Schloß Marientraut, worin er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Unter seinem Nachfolger, Ludwig von Helmstädt, sahe das Fürstbisthum von Speier das erste traurige Vorspiel jenes fürchterlichen Bauernaufstandes, dessen Grausamkeiten wir jetzt zu schildern im Begriffe sind. Im Jahre 1502 faßten zwei Bauern aus dem speierschen Dorfe Untergrünbach den schrecklichen Gedanken, ihre Mitbrüder zum Aufruhr gegen Pfaffheit und Adel aufzuhetzen. Sie wollten zuerst auf Bruchsal losstürmen, dann von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf umherziehen, alle Obrigkeiten ermorden und so das gemeine Volk zu seiner ursprünglichen Freiheit zurückführen. Dieser Anschlag gefiel den bisher durch Steuern und Frohnden gedrückten Bauern zu sehr, als daß sie nicht dazu verführt worden wären. In kurzer Zeit wuchs der Haufen bis auf 7000 Mann an. Sie nannten sich, weil sie ihre Beinkleider mit schlechten Riemen gebunden trugen, den Bundschuh. Jeder, der zu ihrem Bunde trat, mußte täglich fünf Vaterunser beten. Ihre Losung war die Frage: Was ist das für ein Wesen? die Antwort: Wir mögen vor Pfaffen und Adel nicht genesen.

Zum Glücke wurde dieser Anschlag noch vor seinem fürchterlichen Ausspruche entdeckt. Einer der Verbündeten, Lukas Rapp, vertraute, von Gewissensbissen getrieben, das Geheimniß einem Geistlichen mit der Bitte an, nur ihn selbst nicht zu verrathen. Die Regierung traf sogleich Vorkehrungen. Die Rädelsführer wurden in den Dörfern aufgefangen, durch Folter zum Geständniß gebracht, und entweder durch das Schwert oder Rad hingerichtet.

Auf diese Weise war das entzündete Feuer vor der Hand in seinem Ausbruche gedämpft, der Brand glimmte aber heimlich unter der Asche fort, bis er im Jahre 1525 in desto zerstörenderen Flammen aufschlug. Die Bürger von Speier bekannten sich, wie die von Worms, zur lutherischen Lehre, und nannten sich auf dem in ihrer

Stadt im Jahre 1529 gehaltenen Reichstag gegen dessen Beschlüsse, wie alle Stände, welche sich dazu bekannt hatten, Protestanten.

Als diese Veränderungen in Worms und Speier vorgingen, hatte in Freiburg und Basel bereits das Volk, in Straßburg der Rath selbst die Reformation eingeführt. Der Bischof der letztern Stadt, Erasmus, ein Graf von Limburg, mußte die Pfarrkirchen von St. Nicolaus, St. Peter und St. Aurelien dem protestantischen Gottesdienste, das Stift St. Thomas der Universität einräumen. Das bischöfliche Ansehen war in dieser Stadt so tief herabgesunken, daß die Gassenbuben sich nicht scheuten, die Geistlichen mit Schneeballen aus dem Münster zu treiben, welche Domkirche der Rath den lutherischen Predigern aus eigner Macht übergeben hatte.

Während diesem schnellen Fortgange der Reformation in den Städten des Oberrheins, schienen sie auch in jenen des Unterrheins Wurzel zu fassen. In Trier, Coblenz, Bonn, Cöln, Cleve und Düsseldorf waren bereits, wie wir noch hören werden,*) heimlich oder öffentlich Prediger der neuen Lehre aufgetreten, und hatten das Volk gewonnen. Kurz alle Haupt- und Residenzstädte der rheinischen Fürstbischöfe schienen Kampfplätze geworden zu seyn, worauf deren geistliche und weltliche Gewalt zugleich gestürzt werden sollte.

Indessen waren die Aufstände, welche die neue Lehre in den rheinischen Städtea hervorgebracht hatte, bei weitem nicht so gefährlich und grausam, wie jene auf dem flachen Lande und in den Dörfern. Die Bürger der Städte waren schon lange an eine regelmäßige freie Verfassung gewöhnt und die Veränderungen in dem Gottesdienste sind auch größtentheils von ihren weltlichen Obrigkeiten, dem Rathe und den Bürgermeistern vorgenommen worden. Dagegen stellten sich an die Spitze der Bauern so wilde Fanatiker und rohe evangelische Klopfechter, daß ihre Unternehmungen mehr den Verwüstungen wilder Thiere, als durch das Evangelium gebesserter Menschen glichen. Kaum hatten die Bauernhaufen im obern Erzstifte von Mainz mit der Brandfackel in der Hand das Zeichen des Aufruhrs gegeben, als er auch längst dem Maine hinab jene des Untererzstiftes ergriff, und sich rechts und links an den Ufern des Rheines verbreitend, nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch die Fürsten und den Adel mit einem gänzlichen Untergang bedrohte. Die Bauern um Mainz, Worms, Speier und durch die Reinpfalz

---

*) In dem folgenden Buche.

bis nach Trier hin, rotteten sich haufenweis zusammen, zerstörten die Klöster und Schlösser und raubten, was sie von Schätzen, Gold oder Atzung fanden. Die Bauern und Bürger des Rheingaues versammelten sich auf dem Wachholder, ihrem jetzigen Gaumale, und zwangen sogar ihren Visthum Herrn Brömser von Rüdesheim, nebst andern adelichen und kurfürstlichen Beamten bei ihnen zu erscheinen; sie erhitzten ihre Phantasie noch mehr durch die Imse und den guten Rheinwein, welche ihnen die Eberbacher Mönche geben mußten,*) und faßten endlich nach Art der schwäbischen folgende Artikel ab, welche ihnen der Kurfürst, das Domkapitel, der Adel und die Geistlichkeit bewilligen sollten.

Sie forderten: 1) „Daß sie sich ihre Pfarrer selbst wählen, und die eingedrungenen oder substituirten entsetzen könnten. 2) Daß die ohne Schuld gefänglich eingesetzten Pfarrer und Geistlichen auf freien Fuß gesetzt würden, und solches hinführo nicht mehr geschehe. 3) Daß die Zehenten auf den Dreißigsten gesetzt, und davon die neuangestellten Pfarrer erhalten, das übrige aber zum gemeinen Nutzen verwendet werde. 4) Daß die Zollgebühren von Mainz und Ehrenfels herabgesetzt, und billigermaßen angeschlagen würden. 5) Daß alle Begüterte im Rheingau, wes Standes sie seien, gleiche Lasten mit den andern Bürgern tragen sollten, doch wäre hievon der Adel, aber nur in Rücksicht der freien Lehngüter befreit. 6) Soll kein Bürger, weder zu Mainz noch zu Bingen, wegen einem Rechtshandel angehalten, sondern im Rheingau, wo er seßhaft ist, seine Sache abgethan werden. 7) Sollte man in Mainz kein Ungeld oder Zoll von den Rheingauern fordern, sondern selbe frei handeln und wandeln lassen, wie es von Alters hergebracht wäre. 8) Das Ungeld im Rheingau betreffend, sollte jeder, der seine eigene Gewächse von Wein verzapft, davon frei sein, aber nicht von dem, was er kauft, oder von anderm Gewächse schenkt. 9) Sollte keine Citation, Inhibition oder Bannbrief ins Rheingau ausgehen, oder geschickt werden, sondern jeder Inwohner an seinem Orte gesucht und gerichtet werden. 10) Sollte alle Dienstmannenschaft und sonstige Ausnahme vom gemeinen Rechte aufhören, und jeder sich mit

---

*) Daher das Lied:

Als ich auf dem Wachholder saß,
Da trank man aus dem großen Faß,
Wie bekam uns das?
Wie dem Hunde das Gras.
Der Teufel gesegnet uns das ꝛc.

demselben begnügen. 11) Wenn eine Fehde, oder ein Zug, oder Reiß sich in den Rheingau begebe, sollte der Vicedom bei der Gemeine, und die Gemeine bei dem Vicedom stehen, und derselbe im Namen des Kurfürsten gemeinschaftlicher Hauptmann seyn. 12) Die alten Testamente und Brüderschaften, so keinen Nutzen hätten, sollten abgeschafft seyn. 13) Die Grundzinse, so erweislich wären, sollten bleiben, aber für einen Schilling mit fünfzehn Albus, oder an Wein, Oel und dergleichen mit dem zwanzigsten Theil abgelößt werden können, das übrige von Grundzinsen sollte abgethan seyn. 14) Alle betrüglichen Käufe und Verkäufe sollten nichts mehr gelten. 15) Da Gülten, so um Geld erkauft sind, scheinbarer Wucher seien, aber doch ein jeder das dafür ausgeliehene Geld nicht verlieren könnte; so sollte ein jeder dieselben mit fünf Gulden und einem Ort abzulösen Macht haben. 6) Wenn einer einen Altar oder Beneficium durch Bitt oder Gunst erlangt habe, und sein Amt nicht persönlich versähe, sollten die Einkünfte davon eingezogen, und zum gemeinen Nutzen verwendet werden. 17) Sollte kein Jude in der Landschaft des Rheingaues seine Wohnung oder Behausung haben. 18) Sollte jeder Bürger, ohne jemands Eintrag, frei und ungehindert Bau- und Brennholz oder Brod kaufen und verkaufen können. 19) Sollten keine Personen mehr in die Klöster aufgenommen werden, und diejenigen, welche schon darin wären, aussterben, oder herausgehen können. 20) Wenn einem Bürger eine Unbild geschehen, soll es bei dem Gerichte, wo der Fall erkannt, tarirt und gemäßigt werden. 21) Keine Annaten oder Palliengelder sollten mehr entrichtet werden. 22) Das Kloster Tiefenthal, welches an der Landfeste liegt, sollte niedergerissen, die Nonnen anderswo bis zu ihrem Ende erhalten, dessen Güter aber zum gemeinen Nutzen verwendet werden. 23) Was ein Halbtheil giebt, sollte hinführo ein Drittheil, was ein Drittheil giebt, ein Viertheil, und so weiter geben. 24) Der Vicedom wolle allezeit, wenn eine Person in Missethat ergriffen wird, und auch erfunden, daß ihm solch sein Bekenntniß verkündet, zuvor wissen, was man dem armen Menschen vor ein Urtheil, oder Recht sprechen wolle, welches dann beschwerlich ist, sein Urtheil einem andern mitzutheilen, ehe und zuvor der arme Mann zu Recht gestellt; und wo man ihm solches nicht sagen wolle oder könne, wolle er dem Richter nicht erlauben, welches ihm keineswegës geziemte oder gebühre, auch wider gemeinen Nutzen, und alles Herkommen wäre. 25) Wenn bei einem, der wegen Missethat ergriffen worden, etwas von Werth befunden werde, was einem andern gehöre, solle es dem-

selben sogleich zurückgegeben; wo aber niemand solches fordern würde, zum gemeinen Nutzen angelegt, und der Missethäter auf des Fleckens, wo er ergriffen worden, Kosten gerichtet werden. 26) Hayngerichtssachen sollten nicht anderswo, als bei dem Hayngerichte abgethan werden. 27) Keine Bettelmönche, Stationarien und Senden sollten mehr geduldet werden. 28) Die Wittwen und Waisen eines jeden Fleckeus sollten von dem Rathe desselben verpflegt werden. 29) Den kurfürstlichen Kammerforst ausgenommen, sonst sollte Wasser, Waid und Wildfang jedem frei stehen. 30) Wenn ein Schultheis oder Rathsverwandter in Haft käme, sollte er wieder von dem Rathe, ohne den Vicedom, entlassen werden, es seie dann in peinlichen Sachen. 31) Uebrigens sollte jeder Schultheis und Rathsbeamte seine Bethe und Abgaben, wie jeder andere Bürger entrichten.“ *)

Dieses waren die Punkte, welche man nicht nur dem Statthalter, sondern auch dem Domkapitel, dem Adel und der Geistlichkeit zum Unterschreiben vorlegte. Der Vicedom Brömser von Rüdesheim überbrachte sie der Statthalterschaft und dem Domkapitel. Anfänglich suchte man freilich Zeit zu gewinnen, und bat sich, wie die alte Handschrift sagt, drei oder vier Tage aus, um laut der ersten Vorstellung, erst überlegen zu können, ob nicht ein oder der andere Artikel darin begriffen wäre, so wider göttlich Recht und Wahrheit erfunden würde ꝛc. Auch hoffte man aus andern Gegenden bald Hülfe und Nachrichten zu erhalten, welche diese fürchterlichen Stürme bändigen sollten. Allein da die Mainzer Bürger bereits schon der Statthalterschaft und dem Domkapitel einen Vertrag den 25. April abgenöthigt hatten, wodurch sie in die von Adolf II. ihnen entrissenen Freiheiten wieder eingesetzt waren, und auch der Höllenhaufen im Odenwalde den 7. Mai seine Forderungen von der Regierung bewilligt bekam; so wurden die auf dem Wachholder versammelten Rheingauer noch stürmischer, zwangen die geistlichen Vorsteher und Adelichen, bei ihnen zu erscheinen, mit ihnen die Artikel zu beschwören, und so gemeinschaftliche Sache zu machen.

In diesem Drange verfügte sich der Statthalter Wilhelm von Hanstein, Bischof von Straßburg, welchen der Kurfürst statt seiner in dem Sturme zurückließ, der Domdechant Lorenz Truchseß, nebst andern Domherren und kurfürstlichen Beamten, selbst in das Rheingau, um die Sachen gütlich beizulegen. Allein statt die

*) Man vergleiche damit meine Schrift: Grund- und Aufriß.

Gemüther zu besänftigen, wurden sie ebenfalls gezwungen, auf dem Wachholder zu erscheinen, und mußten, da sie von Bewaffneten umgeben waren, die geforderten Artikel den 19. Mai unterschreiben.

Die Versammelten hatten nun die Sache, wohin sie selbe haben wollten. Ihre Forderungen und Eingriffe gingen täglich weiter; sie ließen sich jezt alle Briefe und Dokumente der Klöster ausliefern, zechten von ihren Habseligkeiten, stießen alle Privilegien des Adels um, befestigten ihr Land mit neuen Bollwerken und Gräben; die Mönche und Nonnen mußten ihnen sogar noch das Geschütz und Gewehr anschaffen, womit sie selbige vertilgen wollten. Viele derselben schlugen sich auf die Seite der Aufrührer, und wurden von den Klöstern unterhalten; ja selbst die Adelichen des Erzstiftes waren gezwungen, dem kurfürstlichen Aufgebote auszuweichen, oder sich, wie Göz von Berlichingen, an die Spize der Bauern als Hauptleute stellen zu lassen. —

Ich will, um die traurige Lage des Adels und der Geistlichkeit zu schildern, einen Auszug aus einigen Briefen machen, welche sie zu der Zeit schrieben. „Wir klagen euch," schreibt die Aebtissin und das Konvent zu Gottesthal an den Herrn von Greiffenklau, „wir klagen euch mit jämmerlichem Herzen und Betrübniß den großen Frevel, Muthwillen und Schaden, den wir lyden von Jenen, die uf und abgehen vor unserm Closter mit Essen und Trinken. Sie zerstosen uns unsere Düren, und zerstechen sie mit ihren Spiesen, und den Unbaden, den sie anstellen, können wir nicht mehr leyden. Wir syn ingegangen aller Beschwerde, die uns unmöglichen synd zu halden, noch dant han wyr keyn Beschirmunge von kaynigem Menschen, wullent ihr das Closter zerbrechen und verheren, so versorgent uns von unsern, daß wir unser Noitdurft haben bis in unser Ende und dunth dan mit dem Closter was ihr wullet. Man gunt Dieben und Mördern, daß sie sich bereyden zu erem Doide, also wullent uns auch ein wenig Zyt geben uns zu bereyden zu unserm Elende."

„Den 5. May 1525 (berichtet Friedrich von Greiffenklau) ist uns von Adel von der gemeynen Burgerschaft im Rinkau, die dan versamelt syn gewesen uff dem Wacholder, geschriben worden, nechst volgens suntags Jubilate zu neun Uren zu Eltvill uff dem rathaus zu erscheinen, daß dan also geschehen. Haben uns alda etlich Artikell angezeigt, und vorgehalten, welche sie sunder unser Wissen und Bywesen beschlossen, aber doch dasmal nichts versencklíches gehandelt, sunder haben uns wollen uff obgeschribenen

Platz by Ihnen haben, syn wir Edlen obgemelt uff Dinstag nach Jubilate (9. May) zu morgen zu Ihnen hinuff geritten, hat es angefangen fast zu regnen, haben wir beynah Brůmsern Vitzthumb zu Inen in Hauffen zu Inen geschickt, mit Ine zu besprechen, daß sich dann etwas lang verzogen, also daß wir mit obgedachten unsern Herrn vom Kappitel in das Closter Erbach geritten, da ist uns der Vitzthumb alsbald nachkommen und gesagt, wollen wir nit alle todtgeschlagen syn, sollen wir alsglich widderum hinuden rytten, also synd wir von stund an widder zu Ine geritten uff den Platz, haben sie uns vorgehalten und wissen wollen, was wir by eyner Landschaft und Inen thun wollen, haben wir Ine geantwortet, wo sie uns by unsrer alten Herlichkeyt und Freyheit wollen lassen, und halten, wollen wir, worzu sie fugd und recht håtten, unser Lyp und Gut by einer Landschaft und Inen lassen, und alles thun, was frommen rittermåsigen Lůten zustehe — haben sie uns allda zugesagt — und uff solche Rede ist von Inen als der gemeynen Burgerschaft und uns von Adel samentlich solches zu bestetigen Finger uffgereckt worden ꝛc. — Ist vorter nach Mittag von denen, so darzu verordnet, der Closters und Geistlichen halber gehandelt, und dieselbig Handlung in Artikels maß uffgezeichnet, und den Mitwochen zu Morgen offenbarlich verkind worden, und haben sich alsbald da die ganz Gemeyn vereinigt, kein geistlichen Zins, Renten oder Gůlten hinfůrter mehr zu geben, und des Adels dazumal nit gedacht worden. — Uff denselben Mitwochen Nachmittag synt sie (aber) von aller Irer vorigen Zusage abgefallen, und wollen nun, daß die Edlen von allen Iren Gůttern, die formals je gefryt gewesen, Lede geben, achten, reisen, wachen, und alle Beschwerde mittragen sollen.“

So weit gingen die Ausschweifungen des aufgebrachten Volkes im Erzstifte von Mainz, jene der schwåbischen und Elsåßer Bauern waren noch abscheulicher. Der Aufruhr der Odenwålder verbreitete sich långs der Jart und dem Neckar hin zu den Schwarzwåldern. Gegen die Mitte des Monats November 1524 rotteten sich die Bauern im Hegau zusammen, und schon am ersten Januar 1525 kůndigten die prasselnden Flammen der Abtei von Kempten im Alpgau das fůrchterliche Jahr an, wo Pfaffheit und Adel als unevangelisch von der Erde vertilgt werden sollte. Der Abt flůchtete mit seinen Heiligthůmern und Kirchenschåtzen auf das Schloß Liebenau; aber die Hỏllenhaufen folgten ihm mit blutigen Fahnen auf dem Fuße nach und umgaben die Burg. Er mußte ihnen 32,000 Goldgulden bezahlen, um sein Leben zu retten. Eine so große Summe

regte nur noch mehr die Raubsucht des bisher gedrückten Volks. Wie eine losgerissene Lavine wälzte sich nun der Haufen von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Was in Klöstern oder Schlössern wohnte, wurde vertrieben, beraubt, mißhandelt, getödtet, was in Hütten und Häusern, entweder durch Eid oder Raublust fortgezogen. Diesen allgemeinen Aufstand gegen Geistlichkeit und Adel, beförderten, was fast unglaublich scheinen mögte, einige Ritter und Adliche selbst, deren Familien doch bisher die Häupter und Besitzer der geistlichen Fürstenthümer waren. Ulrich von Hutten sahe sich jetzt als einen deutschen Demostenes, Franz von Sickingen als einen neuen Herrmann, Götz von Berlichingen und Hartmund von Kronenberg als die Hauptleute des deutschen Volkes an. Mit der Bibel und dem Schwerdte in der Hand unterstützten sie heimlich oder öffentlich den wüthenden Höllenhaufen und gaben durch Schrift oder Rede zu dem Jubelgeschrei der zügellosen Bauern das Losungswort: „Es lebe die Freiheit.“

Da der Aufstand hauptsächlich den reichen Abteien in Schwaben und den Hochstiftern am Rheine galt, so zeigte sich auch die Wuth und Raubsucht des Volkes da am schrecklichsten. Ich will, wie bei dem Aufstande der Rheingauer, so auch hier, die gräßlichen Auftritte von solchen Leuten erzählen lassen, welche von dem fürchterlichen Gedränge selbst umgeben waren, und als Hauptpersonen gehandelt haben. Herr Ulrich von Rapoltstein, ein Sohn des Landvogts von Elsaß und Beamter des Fürstbischofs von Straßburg, erzählt davon in einer eigenen Handschrift unter anderm folgendes:*)

„Als nun dieser Lerm daheim entstanden war, hat sich zuvor in den Osterfeiertagen auf den Mittwoch den 18. Aprillen, ein Volk zu Altorf im Kloster gesammelt und da gelegen bis in die acht Tag, wo sie die Mönch und den Abt vertrieben, da verzehrt was sie funden und etlich Ding abgebrochen, auch Wein, Bier, Hausrath u. s. w. verkauft haben. Zu gleicher Zeit hat sich noch ein Haufen um Dombach und Epsig gesammelt, von wo sie gen Ebersheim Münster in dem Rhein zogen, da nach alter Gewohnheit Korn entlehnen zu wollen, wo sie eingelassen worden und also das Kloster auch eingenommen haben, und darnach sich der Haufen von Ebersheim-Münster gewannt. Indem haben sich auch die im Willerthale und großem Bann zusammengethan und sind in den Osterfeiertagen im

*) Siehe rheinisches Archiv erster Theil Seite 371 — 380.

das Kloster Hurhofen gezogen, haben das auch eingenommen und den Abt verjagt, sind bis Schettstadt gegangen und darnach wieder herkommen und haben das Klösterlein zerzerrt und zerbrochen, den Glockenthurm zerrissen, die Glocken hinweggeführt, die Kelch und alle Gotteszier hinweggenommen, alle Bücher, so sie in den Kästen gefunden, die zerrissen und zerzerrt, Fenster eingeschlagen, Dächer aufgebrochen und die von Berken sammt andern Nachbarn haben auch den Tempelhof zerrissen. Item, die von Mittelweiler und Beblen und andern von Sigelsen haben sich auf zweihundert oder dreihundert gesammelt und sind zu Bur gelegen, wo sie gefressen und gesoffen, was sie da gefunden, auch etlich Bilder zerschlagen, und was da gewesen, zerrissen haben. Item die aus dem Urbisthal haben das Kloster Peris auch also zerrissen und was von Hausrath da gewesen ist, herausgeführt und da verwahrt, sie haben das Bley am Dach und an den Brunnen abgebrochen, Fenster, Thüren und Oefen zerschlagen und das Bley verkauft. Item Alspach haben sie helfen verbrennen und verderben und die Mönch von Peris alle verjagt und ausgetrieben. Also sind die Bauern an allen Orten in großer Ungehorsame aufgestanden. — Es haben die Bauern im Ried, Jepsen, Balsen und andere auch müssen zu ihnen schwören, und den dritten Mann zu ihnen schicken. Und ist ihr Hauptmann gewesen und Oberster Wolf Wagner von Rhinau, der hat andere Hauptleut auf zehn bei ihm gehabt, als Deckerhans von Ebersen, Schlemmerhans Ruler von Plinstweiler, Segenmacher von Kenzingen und andere und haben Rhinau und dieselben Dörfer hinab, Schönau, Sasy nnd dergleichen auch eingenommen. Als sie auf zwei tausend Mann stark worden sind, haben sie samt den Willerthal und den Riedbauern zu Scherwiller und Dambach gelegen und haben unsern Bauern vom Gebirg als Berken, Rapschwiller und der Herrschaft Bauern Rappoltstein, die von der Richenwiller und Kinser Herrschaft, Ammenschwiller und Kaisersberg ihre Botschaft stetig bei ihnen gehabt, von den Fleken viel zu ihnen geschworen und ihnen zu verstehen geben, daß die von den Gemeinen in den Fleken ihrer Meinung auch seyen und wo sie kämen, man sie einlassen und zu ihnen schwören werd. — Also sind sie auf den Abend um die dritte Stunde vor Rappschwiller kommen und haben das auch an sich gefordert und vor dem Thore Sprach gehalten und vor die Gemeind begehrt und mit viel guten Worten zu verstehen gegeben, was ihr Will und ihre Meinung sey, alles unter einem guten Schein, aber den Teufel im Herzen. Als sie sich nach vielen Worten bis Abends

aufgehalten, sind sie abgezogen mit viel Drohworten und sie wollten ihren Haufen stärken und wieder kommen, als geschehen ist. Und ist zuletzt kommen, daß Schlemmerhans selbst mit mir gesprochen hat, dem ich gesagt: das sei das Evangelium nicht; ich verstehe das besser als sie, noch all ihr Haufen; ich habe das auch darin nicht gelesen. — Und als sie hereinkommen sind, haben die Hauptleut des Stadtschreibers Haus einzogen und sind ihnen zu Nacht die Schlüssel zu allen Porten zugetragen worden. Da haben sich die Bauern mit Fressen und Saufen die Nacht weidlich gehalten, und sind gleich in der Priester Häuser geloffen, da Wein gehohlt und darinnen gefressen, was sie funden. Und am Morgen Sonntag früh haben sie angefangen in das Kloster zu laufen und da alle Zellen aufgetretten, Bett und Tróg in den Zellen umgestoßen, die Bücher zerzerrt in der Lieberey, Fenster zerschlagen und von Essens-Speisen alles herausgetragen, die Glockenseil abgerissen, auf die Orgel gestiegen, etlich Bilder aus den Tafeln genommen, etlich zerhauen, das Fähnlein in der St. Katherinenkapell zerrissen und Hosenbendel daraus gemacht, die Stangen der Klosterfähnlein genommen und Profossen Ståb daraus gemacht, den Bruder Jacob, den Mönch gestoßen, und so erschreckt, daß er in zehn Tagen darnach gestorben ist. — Item es hat weder Baumeister noch Bürger sich ganz zu keiner Wehr schicken oder eins mitbringen wollen auf den Graben oder sonst und der gemeine Mann sagt, sie hätten keine Spieß die Bauern zu stechen. – Aber Gott der Herr hat ihr falsch Gedicht, das sie unter einem guten Wort des Evangeliums haben ausgehen lassen, nicht mehr länger können gedulden, sondern hat sich beworben Unter- und Ober Herr Landvogt von wegen Kind und Frauen, auch meines Herr von Strasburg Rath und Stadt Strasburg, also daß mit den Herzogen von Lothringen und Cardinal von Metz gehandelt worden ist, daß die Herzoge von Lotheringen mit einer Summ Volks zu Roß und Fuß sich versammelt, nämlich auf fünftausend zu Fuß und dreitausend zu Roß, welche sind in das Westerich zogen und da des Herzogs Volk auch gezüchtigt, und bei Herbelsen auf viertausend Bauern erschlagen haben. — Und als es worden ist um sieben vor Nacht, als die Sonn wollt jetzt niedergehen, ist der Angriff geschehen und gegen einander abgeschossen und die Bauern wohl troffen worden; also daß ihrer etlich von Schrecken um sich gefallen, ihr Gewehr von ihnen geworfen und gleich die Flucht geben haben. Es haben sie auch etlich Reuter gereizt, die um sie gerennt sind, damit sie auf sie abgeschossen und sich unter einander selbst erschossen haben.

Es hatten auch die Lanzknecht vor dem Angriff Scherwiller anfangen zu brennen, damit sie die Bauern, als geschehen ist, blenden möchten. Also ist zwischen Scherwiller und Köstenholz im ebenen Feld die Schlacht geschehn, und Gott der Herr hat Gnad und Glück geben, daß das bös unchristlich Volk gestraft worden ist, wiewohl sie ihre Handlung unter einem guten Schein haben vorgetragen, aber ihr Herz ist falsch gewesen und sind Schelmen darunter gewesen; das hat Gott nicht mögen leiden. Also sind ihrer auf sechstausend der Bauern erschlagen worden und haben verloren ihre Fähnlein, Geschütz und ihr geraubtes Klostergut, das alles bei ihnen funden worden ist, Kelch, Kerzen, Monstranzen, Kirchenzier, Geld und anders."

Während dem der Herzog von Lothringen den Bauernaufstand im Elsaß bändigte, hatte auch der schwäbische Bund, obwohl viele Städte zu Luthers Lehre getreten waren, die Ruhe in Schwaben wieder hergestellt. Man sieht hieraus, daß eine gesetzliche Anstalt immer das beste Mittel ist, sowohl den Auswüchsen des Despotismus, als der Anarchie zu begegnen. Georg Truchses von Waldburg, der Hauptmann des Bundes, ging an der Spitze der bündischen Truppen den Aufrührern mit Entschlossenheit entgegen, schlug einen ihrer Haufen nach dem andern; die Verführer bestrafte er, den Verführten verzieh er, und dämpfte auf diese eben so kluge als kraftvolle Weise die Empörung des Volkes in Schwaben und Franken.

Nach dieser glücklichen Bezähmung des Bauernaufstandes an dem obern Rhein, sammelten die Kurfürsten von Mainz, Trier und der Pfalz ein beträchtliches Heer gegen die Bauern, welche sich in ihren Ländern empört hatten, und griffen sie bei Pfedersheim mit so vieler Kriegskunst und Ordnung an, daß ihre zusammengelaufenen und schlechtbewaffneten Haufen bald durchbrochen, zerstreut und davon mehrere tausend niedergestochen waren.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck solch ein schneller Glückswechsel auf beide Parteien gemacht habe. Diejenigen, welche während des Aufstandes eben keine Hauptrolle gespielt hatten, und diese machten den größeren Theil aus, dachten auf Nachgiebigkeit und schickten heimlich Gesandte an die Sieger ab, um Gnade und Schonung zu erwirken; aber die Hauptanführer, von Furcht und Verzweiflung zugleich angetrieben, trotzten noch mit Waffen und Schimpfworten. Indessen suchte der andere Theil an einzelnen bereits schon geschreckten Bauernhaufen eine Rache zu üben, die seinem Stande so wenig zukam.

„Richard, Kurfürst von Trier," sagt Schmidt, „soll bei Pfedersheim einige derselben, welche doch schon das Gewehr gestreckt und um Gnade gebeten hatten, mit eigner Hand getödtet haben. Auch Bischof Conrad von Würzburg ritt mit Scharfrichtern und Reitern begleitet, da bereits alles beruhigt war, sein ganzes Land aus, nahm sie aufs neue in Pflichten, und ließ einigen Hundert die Köpfe abschlagen." Solche Abscheulichkeiten sind bei der Art von Kriegen gewöhnlich. Auf der Seite der Aufrührer sieht man aus dem Staube emporgekrochene Bettler, welche diejenigen mit Grobheit und Lumpenstolz behandeln, vor denen sie zuvor auf den Knieen rutschten. Auf der andern Seite feige hetzende Heuchler, welche jetzt arme Leute wegen Grundsätzen und Meinungen verfolgen, die sie doch selbst zuvor gut geheißen, ja verbreitet haben. Zu Mainz und im Rheingau verfuhr man menschlicher mit diesen armen Leuten. Der Statthalter verwandte sich selbst für sie bei dem Bunde und dem Bundeshauptmann. Sie wurden auf dem Felde zu Eltvill bei dem Hochgerichte Ortsweis in Haufen zusammengestellt. Ihre Handlungen wurden gehörig untersucht und geprüft, nur die Hauptaufrührer an dem Leben, die Schuldigen mit Landesverweisung gestraft, aber auch diese in kurzer Zeit wieder zu Land und ihrer Familie gelassen.*)

*) Rache auf der einen, und Verzweiflung auf der andern Seite karakterisiren jetzt die Handlungen beider Parteien. Man kann diesen Geist nicht besser schildern, als aus den Briefen und Sagen der damaligen Zeit. „Wir thun euch kund," schrieben die an die Statthalterschaft abgesandten Rheingauer, Ostermann von Oestrich und Rab von Geisenheim; „wir thun euch kund, daß wir in dem Lager von Pfedersheim angekommen seynd, und so großen Jammer und Noth gesehen in den Straßen, Aeckern und Weingarten, daß (wir) mit unserm Rollwagen über manchen erwürgten Mann gefahren, und als man sagt, über die viertausend (geblieben sind), und falls wir mit den Fürsten nicht übereinkommen, und (alle) vollkommen Gewalt haben werden, seynd wir ewig verdorben; denn man achtet gar wenig in diesem Handel eines Menschen: darumb wollet ihr mit der ganzen Landschaft Fleiß ankehren, damit wir vollkommen Gewalt erlangen mögen. Wir versehen uns, es soll unser gnädigster Herr Stadthalter uns gnädiglich vertretten und handhaben. Auch hat uns unser gnädigster Herr eine Schrift vorgelesen, von dem Landgrafen ausgegangen, welcher mit 1500 Pferden kommt, und da es vonnöthen seyn wird, durch das Rheingau samt andern Fürsten zu ziehen, und zu Strafen. Gegeben in Eil im Lager zu Pfedersheim Anno 1525."

Noch deutlicher wird dieser Geist aus dem Briefe eines Bauern selbst erkannt:

„Mein freundlich Gruß zuvor lieber Jacob. Nicht viel Guts mehr kann ich euch schreiben, denn die Bauern im Schwarzwald sollen sich wieder

Indessen verloren sowohl die Rheingauer als die andern Bürger und Städte des mainzischen Erzstiftes durch eben diese gewaltsamen Versuche, ihre eingebildeten Freiheiten zu erweitern, ihre wirklichen bereits schon erworbenen. Der sonst so liberale Kurfürst **Albert**, dem sie durch ihren Aufruhr die Bewilligung ihrer Artikel abgetrotzt hatten, nahm ihnen jetzt, da sie gebändigt waren, ihre alte ständische Verfassnng.

Ich habe bereits in dem zehnten Buche der rheinischen Geschichten die wichtigen Vorrechte und Freiheiten angeführt, welche die Bürger von Mainz, des Rheingaues und des obern Erzstiftes selbst von ihren Fürsten und Erzbischöfen erworben, und von einem jeden Neugewählten bestätigt erhalten haben.*) Ich habe dort gezeigt, daß kein Kurfürst von Mainz ohne Beistimmung seines Kapitels und seiner Stände eine neue Auflage ausschreiben oder irgend eine Veränderung der Verfassung und Veräußerung des erzsti tischen Gebietes vornehmen durfte. Alle diese so schätzbaren Rechte verloren jetzt die erzstiftischen Bürger durch eben den Fürsten, der doch zuvor die ersten Reformatoren so sehr geschätzt und ausgezeichnet hatte. Um aber doch noch einen Schein von ständischer Verfassung beizubehalten, errichtete er nach Maßgabe des Reichskammergerichts ein Hofgericht, und einen Hof- und Regierungsrath, welcher aus Stellvertretern des Domkapitels, der Geistlichkeit, des Landesadels und der freien Städte zusammengesetzt wurde.

Auf die Art war der Bauernaufstand zwar wieder gebändigt, allein das große Unglück und die Verwirrung, welche Luthers mißverstandene Lehre hervorgebracht hatte, erweckte sowohl unter den Katholiken als Protestanten eine neue Gährung in den Gemüthern und neue Vorstellungen ihrer Sache. Die geistlichen Fürsten suchten die Eindrücke, welcher dieser fürchterliche Aufruhr auf die Gemüther der Regenten und bescheidnern Reformatoren gemacht hatte, zu benutzen, und ihnen die Gefahren der neuen Lehre an das Herz zu

---

mit dem Fürsten verdragen haben, und wollen Zinß und Gülten wieder liefsern, wie vormahls. Aber die Bauern im Odenwald stellen den Teufel an, haben dem Bischof von Würzburg Luden eingenommen, und geblündert, auch das Schloß ausgebrannt, haben auch zween Grafen von Hohenzollern gefangen, und was sie bey sich gehabt, genommen, auch einen von ihren Edelmännern gefänglich genommen; wann sie ausziehen, muß dieser im ersten Gliedt, ohne Gewehr gehen. Item haben sie den Grafen von Helffenstein selbst sechzig durch die Spieß gejagt gehabt, nicht mehr dann viel gute Nacht; geben eilings uff Donnerstag nach Ostern 1525. **Mathes Heirig.**“

*) Siehe auch meine Grund- und Aufrisse Seite 188.

legen; und die bescheidnern Reformatoren fanden die Verwerfung aller kirchlichen Authorität auch für die weltliche oder fürstliche so gefährlich, daß sie nun selbst das Feuer wieder zu löschen suchten, was sie doch anfänglich mit so vieler Gewalt angeblasen hatten. Der feine Erasmus von Rotterdam hatte schon frühe die nothwendigen Folgen eingesehen, welche eine der Willkür des ungebildeten Volkes überlassene Lehre und Reformation haben würde. Der kluge und sanfte Melanchton suchte die Parteien sowohl durch Vernunft als Mäßigkeit wieder zur Vereinigung zu bringen; und selbst der heftige Luther wollte den Ausschweifungen, welche man mit seiner Lehre gemacht hatte, Schranken setzen. Er schrieb jetzt mit eben der Heftigkeit und Derbheit gegen die Zwinglianer und Bauern-Apostel, als er zuvor gegen den Papst und die Katholiken gethan hatte. Er wollte das arme Volk, von dessen Aufruhr seine Lehre über die freie Auslegung der Bibel doch die Hauptveranlassung war, jetzt mit Büchsen bekehrt und in Stücke gehauen haben.*) „Man sollte," sagt er, „den Bauern nicht predigen, Deus est misericors, sondern von Gott, der Pest, Hunger, theure Zeit und Krieg schickt, damit man sie kirre mache." Er nahm die Partei der Fürsten und behauptete nach Paulus Römer XIII. daß er nichts weniger als ihre göttliche Einsetzung oder die Rechtmäßigkeit der fürstlichen Gewalt habe übern Haufen werfen wollen; er hatte aber doch dadurch, daß er die Annahme oder Auslegung dieser positiven Gesetze und Anstalten der Willkür und dem Eigendünkel eines jeden Christen und Bürgers überließ, das Prinzip aller Positivität untergraben und somit das ganze alte Gebäude der Christenheit in seinen Grundvesten erschüttert. Er selbst und seine treuesten Anhänger fühlten jetzt schon die traurigen Folgen dieser Inconsequenz; denn, wenn er sich erlaubt hatte, die Glaubensartikel von der Authorität der Kirche und den Sakramenten zu verwerfen, so mußte er es auch dem Zwingli und Socinus erlauben, die Gegenwart Christi im Sacramente, ja selbst dessen Göttlichkeit abzuleugnen; und wenn seine Anhänger unter den Fürsten und dem Adel es gestatteten, die Legitimität der geistlichen Staaten und bischöflichen Gewalt vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, so mußten sie auch den Bauern und den Bürgern gestatten, die erbliche Fürsten- oder Adelsgewalt auf die Kapelle der Vernunft zu stellen; denn dieselbe gründete sich, wie jene der geistlichen,

---

*) So kamen auch Mirabeau und La Fayette in Widerspruch durch das Loi martial.

auf die Urkunde Kaiser Friedrichs II., vom Jahre 1220, worin er den Fürsten die völlige Landeshoheit zugesteht und welche er den Geistlichen zehn Jahre früher ertheilte. Nebstdem muß man bedenken, daß in allen christlichen Reichen der geistliche Stand verfassungmäßig als der erste Reichsstand anerkannt war, folglich eine Abschaffung desselben nicht durch den einseitigen Willen einiger weltlichen Fürsten, sondern durch einen förmlichen Reichsschluß oder eine Volksrevolution bewirkt werden konnte. *)

Ich will hier eine Stelle aus meinem oben benannten **Grund- und Aufriß** rc. einrücken, welche dahin paßt: „Das apostolische und nicänische Glaubensbekenntniß sind zu bekannt, als daß ich sie anzuführen nöthig hätte; beide bringen aber einen selbstdenkenden und consequenten Nachforscher der Religion in große Verlegenheit. Da wir zwar über die Erscheinung und den Tod Christi heidnische Zeugnisse, aber über seine Lehre, seine Wunder, seine Geburt, die Stiftung seiner Kirche und die ersten Begebenheiten nach seinem Tode keine andre gleichzeitigen Geschichtsquellen, als die Schriften seiner Apostel, seiner Jünger und Anhänger haben, so wird der consequente Denker in das unvermeidliche Alternativ gesetzt: er muß entweder wie die Katholiken, das von den Aposteln an die Kirche überlieferte und auf ihre Schriften gegründete Glaubenssymbol von dem Geheimnisse der Schöpfung und des Sündenfalles an bis zu dem Geheimnisse der Erlösung und des Weltgerichtes, als eine zwar unbegreifliche, aber durchaus consequente Offenbarung und Geschichte der in und durch das Menschengeschlecht wirkenden Gnade, Vorsehung und Barmherzigkeit Gottes annehmen, oder es, sobald er nur die ersten Kapitel des Moses und Mathäus gelesen hat, als das lächerlichste und zugleich gefährlichste Gewebe von menschlicher Thorheit und Pfaffentrug verdammen; denn wenn man die Lehre und Geschichte des Socrates in den von seinen Schülern hinterlassenen Schriften lies't, und auch damit in manchen Stücken nicht übereinstimmt, so muß man ihn dennoch als einen redlichen, weisen

*) Wie z. B. in unsern Zeiten durch den Reichsdeputationsschluß und die französische Revolution. Was ist der Papst? sagt Johann von Müller. Man sagt, er ist nur ein Bischof, eben so wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. ein Graf von Paris, der Held von Roßbach und Leuthen einer von Zollern. Man weiß, welcher Papst Carl dem Großen zum Kaiser gemacht; wer aber hat den ersten Papst gemacht? Die Puritaner und Jacobiner beantworteten die Frage: was ist ein König? noch schneidender; sie sagten: Carl Stuart und Ludwig Capet haben ihre Gewalt mißbraucht. Man muß ihnen also, wie jedem Verräther am Volke, die Köpfe abschlagen.

Volkslehrer verehren; wenn man aber das, was in den Evangelien und Apostelschriften ganz ausdrücklich von einem durch den heiligen Geist empfangenen und von einer Jungfrau geborenen Gottessohne und Weltheiland, von seiner göttlichen Sendung, von seiner Auferstehung und Himmelfahrt ꝛc. geschrieben steht, nicht als eine zwar unbegreifliche, aber doch göttliche Offenbarung annehmen will, so sind die Evangelien entweder ein auf den alten jüdischen Aberglauben eingepropfter platonischer Roman, oder der darin geschilderte Jesus selbst ein Betrüger gewesen. In dem letzten Fall könnte man es weder den Juden zur Schuld anrechnen, wenn sie diesen ihnen aufgedrungenen Messias als einen Betrüger und Volksaufwiegler gekreuziget, noch den Heiden, wenn sie diesen ihnen gepriesenen Gottessohn als einen Schwärmer und Thoren verspottet haben. Denn nicht allein seine vortreffliche Sittenlehre machte ihn zu einem Gesandten Gottes, sondern seine geheimnißvolle Geburt und Erscheinung, sein Leben, sein Beispiel, sein Tod und was von ihm nach seinem Tode gesagt wurde, haben den Glauben an ihn gleich bei der Entstehuug des Christenthums bis auf unsere Zeiten erweckt. Diese Consequenz der christlichen Lehre durchschauend, sagte daher schon der Völkerapostel Paulus; „Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Lehre falsch und euer Glaube ohne Grund, weil wir Gott grade entgegen gezeugt hätten; er habe Christum auferweckt, da er ihn doch nicht auferweckt hätte. Wenn aber die Todten nicht auferstehen, so laßt uns essen und trinken ꝛc.: denn morgen sind wir vernichtet.“ Doch wir wollen beider Parteien eigne Worte darüber hören.

Bei der Ueberschickung der Protestation der Stadt Magdeburg gegen das sogenannte Interim schreibt Albert, der Kurfürst von Mainz, an den Kaiser Karl V. folgende Ermahnung und Bitte; „Er möge doch solchen beschwerlichen und unleidlichen Handel zu Herzen nehmen, und so viel Einsehen in denselben thun, daß der Kaiser nicht endlich selbst in Verachtung kommen, der Verführung seiner übrigen guten und wahren christglaubigen Unterthanen fürgekommen, und Gehorsam in dem Reich erhalten und gepflanzt werde.“ In der Vorstellung, welche er und andere katholische Fürsten auf einer Zusammenkunft zu Leipzig entwerfen ließen, heißt es unter andern: „indem es vor Augen liege, daß dieser Aufruhr, und was daraus erfolgt, von niemand anders, als von den verlaufenen Mönchen und Pfaffen, die ihre Pflicht und Eyd, so sie an Gott und die Menschen gethan, in Vergessenheit stellen, und ihrem eigenen Muth-

willen nachlaufen wollen, gestiftet worden; die durch ihre giftige aufrührerische Worte und verdammte Lehre, die sie allenthalben dem armen einfältigen Mann eingeprägt, ihn um Leib und Gut gebracht. — Da eben diese Pfaffen aber allenthalben sich mehrten, die Mönche und Nonnen aber so unverschämt würden, daß sie öffentlich einander heyratheten, und noch dazu von dem Kloster ihr Zugeld forderten, so sey es endlich zu besorgen, und sey nichts gewisseres, als daß sich die Aufruhr des gemeinen Volks, auch Krieg und Empörung zwischen den Fürsten und Herrn des H. R. Reichs, wo solchen der Kaiser nicht stattlich fürkommen, nicht riegen, sondern häufen und mehren werden, dadurch dann zuletzt auch ein merklicher unwiederbringlicher großer Ungehorsam gegen ihn selbsten entstehen werde."

So dachten und sprachen die katholischen Fürsten über Luthers Lehre von der Freiheit und dem dadurch bewirkten Aufstand in Deutschland. Audiatur et altera pars. Wir wollen nun auch die Reformatoren und Luthern selbst darüber hören.

Zuerst soll der freieste und gelehrteste davon sprechen, welcher doch aus Haß gegen die Mönche den kühnen Unternehmungen Luthers anfänglich durch seine Authorität so großen Beifall erwirkte.

„Wenn," so schreibt Erasmus von Rotterdam, „wenn sich denn alle, wie du behauptest, an Luther halten, warum erlauben sich so Viele seine Lehre zu verbessern, so bald sie ihnen nicht mehr anständig ist? Ich will das übergehen, was sie im Reden und beim Truuke vorbringen. Hat nicht Oecolampendius erst kürzlich in einer Schrift behauptet, es seye keine Gefahr die Messe ein Opfer zu nennen, welches Luther so sehr verabscheut, daß er lieber zehnmal sterben will? Mit was für einem Lärm hat Zwingli die Bilder aus den Kirchen geworfen. Wie ich höre, hat Luther dagegen geschrieben. Zu Straßburg und an andern Orten haben sie gelehrt, man müsse weder einige Wissenschaft noch Sprache, ausser der Hebräischen, lernen. Auch gegen dieses hat Luther geschrieben. Was soll ich von Carlsstadt sagen, da einige seiner schmuzigsten Anhänger uns antworten: Wir dienen nicht Luther, sondern dem Evangelium. Luther hat dieses zwar auch geschrieben, aber nur aus menschlichem Geist und dem Melanchton zu Gefallen. Bey manchen sehe ich einen so zügellosen Geist, daß, wenn sie ihren Zweck erreichen sollten, ich fürchte, Luther selbst werde die Herrschaft der Päpste und Bischöfe zurückwünschen. Denn wer sollte wohl solche Menschen bändigen wollen, die weder den Bischöfen, noch den Fürsten, noch den Obrigkeiten, noch selbst dem Luther mehr Gehör geben wollen. Wie soll

ich mich überzeugen, daß solche Leute von dem Geiste Christi getrieben werden, deren Sitten so sehr von seiner Lehre abweichen? Vor Zeiten machte das Evangelium aus Wilden Sanftmüthige, aus Räubern Wohlthäter, aus Rebellen Friedfertige, aus Verleumdern Liebevolle; diese Menschen aber werden Wüthriche, sie bemächtigen sich durch Betrug fremder Güter, erregen aller Orten Unruhen, und verleumden sogar diejenigen, welche ihnen Gutes gethan. Neue Tyrannen und neue Heuchler sehe ich zwar, aber nicht einen Funken evangelischen Geistes. Die Meisten, wenn sie von der evangelischen Freiheit hören, suchen sie selbe sogleich zum besten ihrer Sinnlichkeit zu benutzen, indem sie glauben, daß ihnen nun alles erlaubt seye, so daß sie durch nichts anders für frei und für Christen angesehen werden wollen, als durch Verachtung und Beschimpfung der Ceremonien, der Traditionen und menschlichen Gesetze, als wenn sie schon dadurch Christen wären, wenn sie zu gewissen Zeiten nicht fasten, oder, wenn andere fasten, für sich Fleisch essen, oder die bis daher gewöhnlichen Gebetsformeln nicht gebrauchen und mit einem großen Stolze über die Satzungen der Menschen spotten, alles übrige aber, was zur christlichen Religion gehört, für nichts achten."

„Du weißt," schreibt Melanchton, „wie oft ich schon geklagt und mich geärgert habe, wenn ich sahe, daß die Unsrigen dem bedrohten Vaterlande nicht eher zu Hülfe kommen wollen, als bis sie sich erst, weiß nicht, was für Vortheilchen ausbedungen haben. Dies sind elende einem edlen Geschlechte unanständigen Kunstgriffe, aber man darf nicht sagen, woher sie ihren Ursprung haben."

„Nicht um Religion, sagt Hypolitus a Lapide, „sondern um Region, um Land und Leut ist ihnen zu thun. Du magst aber der katholischen oder protestantischen Lehre zugethan sein, so bist du zuerst ein Deutscher, deren Väter lieber den Tod als Sclaverei erduldet haben."

Endlich trat Luther selbst aus seiner Einsamkeit hervor und sprach also: „Ich weiß wohl, daß man mit Worten vielen Schein machen kann, und daß die Leute solchen Schein und Vernünftschwazerei gern achten, denn sie wollen klug sein und Recht fahren lassen. Das ist aber göttlich und menschlich Recht, daß niemand dem andern in seine Obrigkeit greife, und das seine nehme, Güter oder Leib. Dabei soll man bleiben lassen, und nicht eigen Gutdünkel für öffentlich Recht und Gottes Ordnung setzen, denn obschon eine Obrigkeit Unrecht handelt mit einem Unterthanen, so gebührt doch dem Nachbar nicht, der nichts über ihn zu gebieten hat, der andern Obrigkeit

ihre Gewalt zu wehren oder zu nehmen. Denn Gott hat ja Eigenthum und getheilt Regiment also geordnet. Was auch Gutes daraus entstehen kann, ist leichtlich abzunehmen; wenn ein jeder Unterthan soll Recht haben, Schutz zu suchen, wo er will, so seynd schon alle Fürstenthum Reich und Regiment zerrüttet und zerstört. Und so eine jede Obrigkeit nicht soll ihr eigen Regiment haben, sondern soll sich aller andern annehmen, so werden alle Herrschaft keine Herrschaft, und ist eitel Confusion."

Ueberhaupt hat kein Geschichtschreiber Luthers Charakter und die Entwickelung seiner Gefühle und Gedanken treffender geschildert, als er selbst in seinen Schriften. Wir haben ihn bisher von der Bekanntmachung seiner Theses gegen den Ablaß an, zur Verwerfung der päpstlichen und bischöflichen Authorität, zur Verwerfung des Conciliums, bis zur Vernichtung der geistlichen und weltlichen Gewalt kühn fortschreiten gesehen; nun da sich, wie er auf das Evangelium stützend, die Zwinglianer und Bauernapostel einen schrecklichen Aufstand wagten, wollen wir auch darüber sein eignes Urtheil hören, wie er es in seinen Tischreden seinen Freunden offen mitgetheilt hat.

„Hätte ich in der erste gewußt, da ich anfing zu schreiben, das ich jetzt erfahren und gesehen hab, (nämlich, daß die Leute Gottes Wort so feind wären, und setzten sich so heftig dawider, so hätte ich für wahr stille geschwiegen, denn ich wäre nimmermehr so kühn gewesen, daß ich den Papst und schier alle Menschen hätte angegriffen, und sie erzürnt. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichen Gebrechen, und unterständen sich nicht fürsetzlich Gotteswort zu unterdrücken, aber Gott hat mich hinangeführet, wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind, daß er die nicht sehe, so ihm zurennen. Selten geschieht und wird ein gut Werk aus Weisheit oder Fürsichtigkeit fürgenommen, sondern es muß alles in einem Irrsall oder Unwissenheit geschehen. Also bin ich zur Lehre und Predigtamt mit den Haren gezogen, hätte ich aber gewußt, was ich jetzt weiß, so hätten mich kaum zehen Rosse dazu ziehen sollen." Hierauf bemerkte Melanchton, daß von alten Leuten keine große Thaten geschehen, sondern von jungen, kräftigen rc. Aber Luther antwortete: „Ihr jungen Gesellen, wenn ihr klug wäret, so könnt der Teufel nicht mit euch auskommen; weil ihr es aber nicht seid, so bedürft ihr unser auch, die wir alt sind. Unser Herr Gott thut nichts großes mit Gewalt, wie man sagt: wenn das Alter stark und die Jungen klug wären, das wäre viel Geldes werth. Die

Rottengeister sind eitel junge Leute, Icari, Phätontes, die in den Lüften fladdern, Gemsensteiger, oben an und nirgens auf, und die zwölf Kegel auf dem Bosleich um schieben wollen, da ihrer nur neun darauf stehen, wunderliche Köpfe. Gewiß ist es, spricht Luther weiter, daß ein jeglicher Ketzer und Rottengeist auch aufrührisch ist; denn nachdem er hat Lügen gelehrt und ausgestreut, so versiegelt ers mit den Worten, wie der Herr Christus den Teufel mit den zwei Titeln abmalt, der die armen Menschen also zurichtet, daß sie nur das antecedens setzen unter einer guten Meinung und Schein des Friedens, als suchten sie nichts anders, denn der Leuten Seelen Seligkeit und Heil, Fried und Einigkeit. Darnach inferiret der Teufel bald eine solche consequentiam und führet eine solche Folge drauf, so die Rottengeister selbst nie gemeinet noch gedacht hatten. Aber der Teufel ist ein guter Dialecticus, der hat den Syllogismum antecendens und consequens die Schlußrede und Folge schon gemacht. Es ist gefährlich und erschrecklich, etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen Kirche. Wer an einem Artikel zweifelt, an welchem die Kirche von Anfange her und immer gehalten, der thut eben so viel, als glaube er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche als eine verdammte Ketzerin, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln, welche den Artikel von der Kirche gegründet und gewaltiglich bezeuget, als Christus mit den Worten: Ich bin bei euch bis an der Welt Ende, und Paulus: die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit. Lieber wollte ich nicht allein alle Rottengeister, sondern auch alle Könige, Kaiser und Fürsten Weisheit und Macht wider mich lassen zeugen, denn ein Jota oder Titel der heiligen christlichen Kirche wider mich sehen und hören. — Daß Gott sein Wort und Christi Reich unter dem Papstthum (also selbst nach Luthers Meinung über tausend Jahre) in der Welt erhalten hat, ist eins seiner größten Wunder — aber nach meinem Tode *) wird ein anderes Geschlecht aufkommen, welches, wie nach dem Tode Josuas (Richter II.) von dem Gott seiner Väter **) abfallen und dem Balaam ***) dienen wird. — Wir Narrn können mit unsrer Vernunft nicht begreifen, wissen und verstehen, wie es zugehe und woher es komme, daß wir mit dem Munde reden und woher die Worte kommen, wie das Brod, die Speis und Trank im Magen gedauet und in Blut

*) Das ist bis auf Voltäre, also noch keine zweihundert Jahre.

**) Also vom Worte und Reiche Gottes.

***) Oder der Göttin der Vernunft.

verwandelt werde, und wir wollen doch ausser und über uns steigen, und speculiren von der hohen Majestät Gottes. Wir wollen über die Wiedergeburt und die Heimlichkeit der Sakramente disputiren, da doch wir arme Narren nicht wissen noch verstehen, wo der große Junker Bombart (crepitus ventris) herkömmt. — Die Vernunft steckt in großer Thorheit und Blindheit, wenn sie göttliche Dinge beurtheilen will, so offenbart sie ihre Thorheit. Sie ist verderbt und lauter Finsterniß. In zeitlichen Dingen ist sie gut, aber in göttlichen Dingen kann sie nicht urtheilen. Sie ist eine Erzfeindin des Glaubens, die Quelle aller Abgotterei und Ketzerei. Die Thorheit ist ihr angeboren und doch hält sie diese für die höchste Weisheit und Gerechtigkeit. Sie ist Gottes Feindin, Ursprung und Quell aller Sünden, falsch mit ihrem Dünkel, daher darf sie im Reiche Gottes nicht regieren, sondern sie ist im Zaume zu halten mit dem Worte Gottes. Sie kann nicht lehren, was wahrhaft gut oder bös ist, vermag in göttlichen Dingen gar nichts, sie kennt Gott selbst nicht, verachtet ihn und streitet wider ihn, wie wider Christum und den heiligen Geist; hält die Glaubensartikel für Thorheit, führt dagegen Teufelslehre und ist die Mutter des Unglaubens, vernichtet, was zum Glauben gehört und meistert Gott in seinen Werken. Nur wann sie vom heiligen Geist erleuchtet wird, hilft sie urtheilen die heilige Schrift; aber ohne Glauben hilft sie gar nichts, ja schadet vielmehr. Sie ist des Teufels Braut, die immer klug und weise sein will in göttlichen Sachen und meint, was sie für recht und gut ansieht, das müßte auch vor Gott gelten. Aber der Glaube weiß, daß vor Gott nichts gilt menschliche Weisheit. Sie ist des Teufels Hure, ja die höchste, die er hat. Sie fährt daher, richtet Schwärmerei an, meint alles, was ihr einfällt, und der Teufel ins Herz giebt, soll der heilige Geist seyn. Man soll ihr Dreck ins Gesicht werfen. Ihrer Geisteskunst nach wollt ich mit allen Artikeln des Glaubens spielen und sagen: Es ist nicht Noth, daß ich glaube, drei Personen sind ein göttlich Wesen, und eine jegliche sei ein wahrhaftiger Gott, sondern es ist genug, daß du glaubest die heilige Dreifaltigkeit, die Christus meint, (das ist) die ich Arius meine; der meint aber keine Dreifaltigkeit. Item, es ist nicht Noth, daß du glaubest, Christus sei wahrhaftig ein Gott, sondern es ist genug, daß du glaubest, der Gott, den Christus meint, (das ist) den ich Arius, Sabellius, Mahomed meine, diese meinen aber keinen. Item es ist nicht, daß du glaubest, Maria sei eine rechte Mutter und Jungfrau, sondern die der Evangelist meint, das ist, die Caiphas und die Juden meinen, die meinen aber, es sei eine freie Dirne. Hier gilt

nicht den Brei im Maul wälzen, und Mum! Mum! sagen. Man muß nicht lehren: glaube den Leib, den Christus meint, sondern den Brei ausspeien, und das Mum! Mum! lassen, frei und dürr daher sagen, ob man mit dem Munde eitel Brod und Wein empfahe." Aber war denn Luther selbst und immer so fest und gewiß in seinem Glauben und seinem Bekenntnisse? Auf der einen Seite seiner Tischreden sagt er: „daß zu einer guten Ehe diese drei Stücke erfordert würden: Treu und Glauben — Kinder und Leibesfrüchte und Sakrament, daß mans für Heiligthum und göttlichen Stand halte." Und bald hierauf auf einer andern Seite: „daß die Ehe nur ein weltlich Ding seie, was die Kirche nichts angehe." In seiner Schrift De libro arbitrio verwirft er alle Verdienste guter Werke, und bald hierauf läßt er doch die guten Werke als Gebot Gottes bei der augsburgischen Confession zugeben. In seinen Tischreden sagt er: „Gott habe uns an sein mündlich Wort gebunden, da er spricht Lucä am zehnten Kapitel: Wer euch höret, der höret auch mich. Ferner sagt er. Daß das Wort Gottes zur Zeit Christi und der Apostel nur ein Lehrewort gewesen, aber unter dem Papstthum ein Lesewort geworden seie;" und doch behauptete er wieder: „daß die Bibel das einzige Erkenntnißmittel des Glaubens, folglich allein ein Lesewort Gottes sein würde." In solche Widersprüche verfällt ein jeder christliche Theolog, wenn er keine interpretirende Authorität in der Kirche annimmt.

Bei allen diesen wechselseitigen Klagen, Strafreden und Erklärungen, sowohl der Katholiken als der Reformatoren, ist doch weder in der Kirche noch in dem Reiche ein aufrichtiger Friede, viel weniger eine von den Kirchen- und Staatshäuptern ausgehende und folglich allgemeine Reformation bewirkt worden. Die katholischen Geistlichen wollten wohl die neue Lehre unterdrückt, aber ihre ärgerlichen Sitten nicht gebessert haben. Der Papst ließ zwar Luthern auf einem weltlichen Reichstage verdammen, er zögerte aber das verlangte Concilium zusammen zu berufen, weil er davon mehr zu fürchten hatte, als seine Vorfahren von jenen zu Constanz und Basel. Wenn er aber auch sogleich ein Concilium berufen hätte, so hatten Luther und die Reformatoren sich bisher schon zu stark gegen die kirchliche Authorität ausgesprochen und einen zu berühmten Namen erworben, als daß sie sich den Aussprüchen der Kirchenväter unterworfen hätten, welche sie bisher der Welt als Anmaßer, Heuchler und Esel vorgestellt hatten; auch würden sich die protestantischen Fürsten schwerlich entschlossen haben, die geistlichen Länder und Güter wieder heraus-

zugeben, welche schon vor der Reformation der Zweck ihrer Kriege mit den geistlichen Fürsten waren.*) Nach gedämpftem Bauernaufstande fürchteten sie die neue Lehre nicht mehr, weil die Reformatoren jetzt selbst bei ihnen Schutz suchen mußten. Statt sich also von den Vorstellungen der geistlichen Fürsten abschrecken zu lassen, gaben sie vielmehr die Zusammenkünfte derselben, besonders die zu Breslau, als eine Verschwörung gegen ihre Freiheit und gegen ihren Glauben aus. Sie gewannen einen gewissen Otto von Pack, welcher Geheimschreiber bei dem Herzoge von Sachsen war, und ihnen eine angebliche Copie eines Bündnisses der katholischen Fürsten zur Unterdrückung der lutherischen Lehre mittheilte. Diese Schrift diente ihnen, ihre Beschuldigungen zu bekräftigen.**) Sie errichteten selbst ein förmliches Gegenbündniß zu Torgau. Der Landgraf von Hessen rüstete sich mit einem fürchterlichen Heere, und drohte täglich, die Mainzer und Würzburger Lande zu überfallen.

Albert und die andern geistlichen Fürsten hielten nun wieder Zusammenkunft, verstärkten sich durch Bündnisse, wandten sich aufs neue an den Kaiser; derselbe versprach ihnen auch Hülfe und Unterstützung: da er aber jetzt noch mit seinen andern Staatsangelegenheiten in Ungarn und Italien beschäftigt war, suchten sie sich mit dem Landgrafen zu setzen, und gaben ihm zum Ersatz für seine Kriegsunkosten 100,000 fl., wovon der Kurfürst von Mainz und der Bischof von Würzburg jeder 40,000, der von Bamberg aber 20,000 bezahlte.

„Auf diese Weise," sagt Schmidt, „war für diesmal zwar ein öffentlicher Krieg vermieden; allein die Muthlosigkeit und Unentschlossenheit von Seiten der katholischen Fürsten, die sich hier zum erstenmale in ihrem vollen Lichte hatte sehen lassen, mußte nothwendig ihre Gegner um so beherzter machen." Ehemal haben die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, (Werner, Siegfried, Adolf I. &c.) gegen die mächtige Pfalz, gegen Hessen und die benachbarten Grafen mit eigner Macht Krieg geführt, und sind siegreich und mit Gewinn aus dem Felde nach Haus gekommen,***) und nun mußten drei mächtige Fürstbischöfe, wovon der eine noch Herr von Magdeburg war, sich von einem kühnen Fürsten brandschatzen lassen.

Man kann den Geist ihrer Bedenklichkeit nicht treffender schildern, als durch die Vorrede der Einladung zu einer Synode, welche der

*) Siehe den zweiten und dritten Theil der rheinischen Geschichten.

**) Dieser zweideutige Mensch wurde später hingerichtet. Siehe davon die Acta in Hoffmanns Urkundensammlung.

***) Siehe rheinische Geschichten dritter Theil.

Nachfolger Alberts, der Kurfürst Sebastian, halten ließ, und aus den Worten des Robert Turner, der den damaligen Zeitgeist so sehr kannte: „Zu der Menge unserer Besorgnisse, und der ungeheuren Lästigkeit unsrer Furcht," heißt es in dieser Vorrede, „kömmt noch hinzu, daß die Verwaltung unsres Hirtenamtes gerade in so stürmische Zeiten gefallen ist, in welchen so viele Sekten, so viele Zwiespalt, und alle Ketzereien vergangener Jahrhunderte gleichsam durch eine allgemeine Verschwörung und Haufenweis die Kirche bestürmen. Ich forderte," sagt Turner, „von dem Kurfürsten die alten Tugenden zurück, aber man stellte mir die neuen Zeiten vor. Ich wollte die Nerven der Ketzerei zerhauen haben; man sagte aber, sie habe schon zu tiefe Wurzeln gefaßt. Ich verlangte einen Bischof wie Bonifacius zu sehen; man zeigte mir aber einen politischen Fürsten. Man sei, sagte man, mit protestantischen mächtigen Fürsten umgeben, welche, wenn man der Ketzerei nicht nachgäbe, ja ihr sogar nicht schmeichle und Beifall zulächle, ein so schwaches Bischöflein, als der von Mainz seie, leicht unterdrücken könnten. Man müßte das Feuer, was man vor der Hand nicht löschen könnte, gleichsam mit neuer Asche überdecken, damit es nicht in lichte Flammen ausbreche, und alles rings um sich her verzehre."

Die meisten Geistlichen und Prälaten waren solcher gewaltigen Stürme gegen ihre Autorität und Würde nicht gewohnt; sie lebten bisher ruhig in dem Genusse ihrer Güter und ihres Ansehens. Sie hatten nach dem Kaiser die größte Gewalt im Reiche. Nun aber wurden sie selbst von ihrem Volke und ihren Mitständen vertrieben und bedroht. Eine beständige Furcht und Bedenklichkeit bemächtigte sich ihrer Gemüther. Es war also ganz natürlich, daß sie das nach und nach durch gelinde Mittel wieder herzustellen suchten, was sie mit Kraft und Macht nicht mehr zu erhalten glaubten; und man muß gestehen, daß sie auf diesem Wege bereits wichtige Fortschritte gemacht hatten.

Wenn man bedenkt, welch ein Geist der Freiheit und Aufklärung, sowohl am Hofe als unter dem Volke zu Mainz, zu Anfang der Regierung Alberts herrschte, und wie in kurzer Zeit, trotz der gewaltsamen Stürme, alles wieder, fast wie in den mittlern Zeiten zurückgestellt war; so wird man sich mit Recht wundern über die Art und Anstalten. Die Geistlichkeit, der Hof, der Adel und die Beamten sahen jetzt, daß die Meinungen und Sitten, an denen sie bisher einen so großen Wohlgefallen hatten, ihren Untergang brächten, und bemüheten sich selbe zu unterdrücken. Die geistlichen Fürsten bestrebten

sich anhaltend und bis auf die geringsten Kleinigkeiten, den Neuerungen entgegen zu arbeiten. Die ihnen gefährlichen Schriften und Lehren wurden untersucht oder verboten; Büchercensoren bestellt, die Pfarreien, Stifter und Klöster visitirt; die unanständigen Sitten der Geistlichen gerügt; ein Hirtenbrief über den andern ausgetheilt; die verdächtigen Lehrer entweder ihrer Aemter entsetzt oder zum Schweigen gebracht; alle Stellen, sowohl geistliche als weltliche, mit eifrigen Katholiken besetzt; Klöster und Stifter erhalten, oder neue gestiftet; der Gottesdienst mit Ordnung und Anstand gefeiert; die üppigen Sitten des Hofes eingestellt, und die Höflinge von dem Tanzboden in die Kirche verwiesen; die Kurfürsten verrichteten selbst wieder den Kirchendienst; die Wunderbilder, Wallfahrten und Gebräuche, welche man bisher verspottet hatte, erhielten ihr altes Ansehen.

Keine Anstalt hatte aber mehr zur Erhaltung der alten Lehre beigetragen, als der Jesuitenorden. Mitten in diesen Stürmen der Reformation stund in Spanien Ignaz von Loyola auf, und stiftete eine Gesellschaft, welche eine kräftigere und feinere Stütze der Geistlichkeit und Hierarchie war, als alle bisher in der Kirche bekannte Stiftungen. Uneigennützigkeit und apostolischer Eifer beim Anfange, Feinheit und Gewandtheit in der Fortsetzung der Arbeiten, blinder Gehorsam gegen Obere, aber einschmeichelndes Betragen gegen das Volk, Geschmeidigkeit in politischen und philosophischen, aber Strenge und Beharrlichkeit in theologischen Grundsätzen; dieses war der Charakter einer Gesellschaft, welcher jetzt die geängsteten geistlichen Staaten ihre Erhaltung verdanken sollten. Petrus Faber, oder Lefebre, wurde von Alberten selbst berufen, um in Mainz und den umliegenden Provinzen dieses Institut zu gründen und zu verbreiten. Er war 36 Jahre alt, als er nach Mainz kam — ein eifriger Anhänger des römischen Hofes, und selbst ein Schüler des Ignatius, gelehrt, ohne die Meinungen der Kirche, und angenehm im Umgange, ohne den Anstand zu verletzen; geschmeidig bei Fürsten und Großen; gefällig bei Niedern und dem Volke, lebte er anfänglich bei dem Pfarrer zu St. Christoph, und vermochte denselben, aus einem Concubinarius ein Karthäuser zu werden. Er erklärte die heilige Schrift, besonders die Psalmen Davids, besuchte eifrig die Kirchen, erhöhete die Wunderbilder, beförderte die Schönheit und Pracht des äußern Gottesdienstes, schenkte den Armen das, was ihm vom Hofe und dem Kanzler angewiesen war, und hinterließ den P. Canisius, um seine Anstalten zu befördern und einen Katechismus zu verfertigen,

welcher schon bei der zarten Jugend die Eindrücke neuer Meinungen abhalten sollte.*)

In kurzer Zeit bemerkte man überall die Wirkungen dieses Ordens in den katholischen Landen. Nicht nur zu Mainz, sondern auch zu Aschaffenburg, Trier, Coblenz, Cöln und in den meisten geistlichen Staaten, waren Jesuitenkollegien errichtet, ihre Güter und Einkünfte vermehrt, die Erziehung der Jugend ihnen anvertraut, die Lehr- und Beichtstühle der Fürsten und des Volkes gestattet. Ein anderer Geist schien sich auf einmal des Hofes, der Geistlichkeit und des Volkes zu bemächtigen. Die Kinder und Jünglinge durften nichts hören, sehen und lernen, als was ihnen die Jesuiten oder ihre Bundsverwandte vorschrieben; die Pfarrer, und selbst die weltlichen Lehrer, nichts lehren, als was der Lehre der Kirche oder der Jesuiten gemäß war; die fürstlichen Räthe und Minister nichts unternehmen, als was die Hierarchie und folglich auch die geistlichen Staaten erhielt; und alles dieses hatte durch Schulen, Bruderschaften, Conföderationen, Lehr- und Hofstellen einen solchen Zusammenhang, daß bald alle Eindrücke der neuen Lehre vergessen, und nur katholische Sitten und Gebräuche zu sehen waren.

Ich halte es der Mühe werth, hier eine kurze Schilderung der Erziehung, der Gebräuche und Sitten des Volkes zu der Zeit einzuschalten, damit man sehe, wie sehr sich der Geist derselben in kurzer Zeit und hauptsächlich durch die Bestrebungen der Jesuiten geändert habe; und wie auffallend derselbe zwischen dem leichten und freien Geiste, welcher unter der Regierung Alberts II. Mainz belebte, und unter der Regierung der zwei letzten Kurfürsten Emmerich Josephs und Friedrich Karls wieder rege wurde, gleichsam in der Mitte abstach.

Schon frühe, als noch die Kinder unter der Aufsicht der Eltern standen, wurde ihnen Gottesfurcht, Andacht, Respekt gegen die Obern und Geistlichen eingeflößt. Ihre Kinderspiele, die Bilderchen und Spielsachen stellten entweder Kirchenheiligen vor, oder hatten doch Bezug auf solche Dinge, welche sie beständig an religiöse oder geistliche Gebräuche erinnern mußten. Die Phantasie der Kinder wurde frühe entweder durch schöne Ceremonien und Umgänge zur Andacht gereizt, oder durch Wunder und schauerliche Histörchen von allem Eindrucke anderer Gesinnungen abgeschreckt. Die Erklärung des Ca-

*) Wie Luther seinen Katechismus auf Bibeltexte gegründet hatte, so that Canisius ein gleiches.

nissischen Katechismus, das Lesen, Schreiben und Rechnen war ihre ernsthaftere Beschäftigung. So traten sie in die Schule der Jesuiten.

Die Kenntnisse, worin die Jünglinge und Knaben in den Gymnasium oder den fünf untern Classen Unterricht erhielten, schränkten sich hauptsächlich auf die lateinische und griechische Sprache und einige Humaniora ein. Infima, Secunda und Syntaxis waren fast allein diesen Sprachen gewidmet; in Poëtica und Rhetorica übte man sich dann in gebundenen und ungebundenen Aufsätzen und Reden, der Geographie und Geschichte. Ueberhaupt bestrebte man sich, allen Eindrücken einer ihnen entgegen wirkenden Lehre zuvorzukommen, für gelehrte und ungemeine Dinge die dem Volke unbekannte lateinische Sprache einzuführen, und die jungen Leute hauptsächlich zu Rednern und zu Predigern zu bilden. Daher wurden diese Beschäftigungen jährlich mit einigen Schauspielen, Aktionen und Preisaustheilungen unterbrochen, deren Stoff aber meistens aus der biblischen- Kirchen- oder auch aus der römischen und deutschen Geschichte entlehnt war, und wodurch der Ehrgeiz ihrer Zöglinge zur Fortpflanzung ihrer Grundsätze seine Richtung bekam. Auf ihrer Konduitliste wurden die verschiedenen Charaktere derselben genau aufgezeichnet.

Es war ganz natürlich, daß diese klugen Väter bei der Universität sich auch der Philosophie und Theologie bemächtigten, und die von ihnen gebildeten Zöglinge nicht bei diesen jetzt so kritisch gewordenen Wissenschaften ihrer Lehre und Aufsicht entließen. Während den philosophischen und theologischen Kursen wandten sie alle ihre Vorsichtigkeit und Gewandtheit an, um auf der einen Seite den Verstand der Jünglinge durch eine ausweichende Dialektik zu beschäftigen, und auf der andern Seite ihrer Lehre Pracht und Ansehen zu geben. So unbedeutend auch ihre Defensionen und Disputationen gewesen seyn mögen; so herrlich und prachtvoll hielten sie ihre Promotionen. Die prächtigen Züge, die kostbaren Ornate, die gezierten Säle und glänzenden Ehrennamen wirkten daher auch mehr auf die Studenten dieser Kurse, als alle die unverständlich auf Schrauben gestellten Begriffe, welche nur darum vorgebracht wurden, um den jungen Verstand zu beschäftigen und wieder vergessen zu werden. Die Lehrer der übrigen Fakultäten mußten sich blos auf positive Jurisprudenz und Medizin einschränken. Beide Wissenschaften hatten keinen Einfluß weder auf religiöse noch politische Meinungen. Alle übrigen Kenntnisse, als Natur- und Völkergeschichte, Staats- und Kirchenrecht wurden nur nach katholischen Schriftstellern vorgetragen, und diejenigen jungen Leute, welche sich dem weltlichen Dienste widmen wollten, unter

der Leitung der meistens aus bürgerlichen Regierungsräthen gewählten Staatskanzlern zu guten Richtern, Beamten und klugen Staatsleuten gebildet. *)

Dies alles wurde durch einen besondern Religionsunterricht und gottesdienstliche Ceremonien unterhalten. Die Jünglinge mußten bis zum Ende der Philosophie unter der Aufsicht der Jesuiten täglich zur Kirche gehen, monatlich beichten und das Abendmahl empfangen, und jeden Sonn- oder Feiertag eine Predigt hören. Es wurden unter ihnen stufenweise mehrere Brüderschaften oder Sodalitäten errichtet, deren Gesänge, Feierlichkeiten und Patronen dem Alter angemessen waren. Diese Sodalitäten waren bis auf die Bürgerschaft, das Domkapitel, die Räthe und Prälaten fortgesetzt, und das Ganze beständig mit festlichen Prozessionen, Gebräuchen entweder verschönert oder angestrengt. Dadurch erhielt nun alles wieder seinen alten geistlichen Anstrich. Fast- und Feiertage, hohe Aemter und Seelemessen, Wallfahrten und Prozessionen, öffentliche Lehre und Staatsverhandlungen wurden abgethan und gehalten, wie zu den Zeiten des heil. Bonifacius oder Willigis.

Indessen also die geistlichen Fürsten am Rheine bemüht waren, die neue Lehre durch die Jesuiten zurückzuhalten, suchten die weltlichen sie zu stärken und zu verbreiten. Zu den Fürsten, welche schon frühe zu den Protestanten übergegangen waren, gesellten sich noch andere an dem Rhein, als die von Baden, von der Pfalz, von Nassau, von Jülich, Cleve und Berg. Ja selbst einige geistliche Fürsten standen im Begriffe, den protestantischen Bund zu vermehren. Da sie aber jetzt schon an der Menge der neuen Secten die Folge von Luthers Inconsequenz bemerkten, indem er einem jeden Christen das Recht gestattet hatte, die Bibel nach seiner Willkür auslegen zu können, so ließen sie, um nun eine gemeinschaftliche Glaubensnorm zu haben, worin sie sich vereinigen konnten, von den Häuptern der Reformation, besonders dem bescheidenen Melanchton, ein vollständiges Glaubensbekenntniß entwerfen, und legten es auf dem im Jahre 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstage den Ständen zur Genehmigung vor. Allein der Kaiser und die katholisch gebliebenen Fürsten verwarfen dasselbe und beriefen sich auf die vorhergegangenen Reichsschlüsse, vermöge welcher die endliche Entscheidung in Glaubenssachen einem Con-

*) Die jetzt auf einander folgenden Kanzler waren bürgerlicher Herkunft und hießen: von Weinheim, Mayer, Fell, Westhausen, Mathiä, Faber, Faust, Mehl ꝛc.; sie wurden erst durch ihre Stelle in den Adelstand erhoben.

cilium vorbehalten war. Die protestantischen Stände entfernten sich daher von dem Reichstage und schlossen, Carls V. Macht fürchtend und unterstützt von England, Dänemark und Frankreich, zu Schmalkalden einen Schutzbund gegen alle Angriffe auf ihre religiöse und politische Freiheit.

Bei einer solchen Lage der Dinge war eine Vereinigung der Meinungen auf einem allgemeinen Concilium der ganzen Kirche fast nicht mehr möglich. Es wurde zwar im Jahre 1545 unter der Einleitung des Papstes und Kaisers eines nach Trient berufen, auch später selbst die protestantischen Theologen dazu eingeladen, aber alle Versuche, die Beharrlichkeit derselben durch Nachgiebigkeit zu mäßigen, blieben fruchtlos; denn es war ein ungeheurer Verstoß gegen das alte religiöse politische System der Christenheit, daß mit der Veränderung und Trennung in Glaubenssachen zugleich eine Veränderung und Trennung in politischen Dingen vorging. Fast zur nämlichen Zeit, als Luther mit seiner neuen Lehre gegen die alte Hierarchie auferstanden war, erbte des Kaisers Maximilians Enkel, Karl, die ganze spanische Monarchie mit ihren Ansprüchen und Reichthümern in der alten und neuen Welt, und erweckte dadurch die Eifersucht der Reichsfürsten und der übrigen großen Mächte in Europa. Ich habe in dem letzten Theile und Buche der rheinischen Geschichten Seite 363 die großen Vortheile angegeben, welche durch die österreichische Erbschaft von Burgund, Ungarn und Böhmen dem deutschen Reiche gegen seine zwei Hauptfeinde, Frankreich und die Türkei, erwachsen waren; da aber jetzt zu dieser für Deutschland heilsamen Macht noch jene von Spanien und Neapel sich auf dem Haupte der Oestreicher häufte, so bildete sich mit dem neuen Lehr- zugleich auch ein neues politisches System, und beide einander erhebend und sich gegen Oestreichs Uebermacht verbindend, trennten jetzt die ganze Christenheit, und das Nationalinteresse mußte den Meinungs- und Hausinteressen weichen.*)

Die erste Folge des schmalkaldischen Bundes war der Untergang des schwäbischen und die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs

---

*) Schon bei der Kaiserwahl Karls V. entstand die Eifersucht zwischen ihm und seinem Mitbewerber und Nebenbuhler Franz I. Könige von Frankreich, und diese dauerte hauptsächlich wegen Spanien von diesem Zeitpunkte an bis auf den Aachner Frieden; also beinahe über zweihundert Jahre und theilte die Christenheit in die östreichische und französische Hauspartie. Indessen die Könige von Frankreich die sogenannten Ketzer verbrennen, ermorden oder vertreiben ließen, unterstützten sie dieselben in Deutschland mit ihren Schätzen und Armeen.

Ulrich von Würtemberg in seine Länder.*) Der Kaiser Karl V. war nämlich nach dem Reichstage von Augsburg nach Spanien gegangen, die östreichische Kriegsmacht wegen den französischen und türkischen Drohungen getheilt, und die Städte in Schwaben, welche sich zuvor Ulrichs erbittersten Feinde nannten, waren durch die Reformation seine eifrigsten Freunde geworden. Unter solchen Umständen rüstete der Landgraf Philipp von Hessen, der muthigste unter den protestantischen Fürsten, ein Heer von 15000 Fußgängern und 4000 Pferden und fiel damit in Schwaben ein. Die geringe Mannschaft, welche der Kaiser dort eingelegt hatte, war nicht im Stande, diesem muthigen Angriffe zu widerstehen. Er mußte zu Cadan einen Frieden mit dem Sieger schließen, vermöge welchem Sachsen Ferdinand, den Bruder des Kaisers als römischer König, Ulrich das Haus Oestreich als seinen Lehnherrn erkannte; dafür aber wurde dieser in seine Staaten und Würden wieder eingesetzt, und mit ihm die lutherische Religion. Dem Beispiele Ulrichs folgend, bekannten sich die Städte in Schwaben nun öffentlich zu der neuen Lehre, und so wurde der Fürst, welcher noch kurz zuvor als Tyrann und Unterdrücker der schwäbischen Länder verflucht und in die Acht erklärt war, nun als das Haupt ihrer Befreiung angesehen, weil bei Meinungskriegen nicht sowohl Tugend oder Laster, als Beitritt Achtung oder Verachtung erwirbt.

Durch so wichtige und viele Glieder gestärkt, traten jetzt die schmalkaldischen Bundesgenossen aus dem bisherigen Zustande der Vertheidigung in jenen des Angriffs. Sie errichteten unter sich einen Heerhaufen von beinahe 100,000 Mann, und bemächtigten sich damit der nordischen Bisthümer und Länder des Herzogs Heinrich von Braunschweig, welcher katholisch geblieben war. In dem Erzstifte von Cöln und dem Hochstifte von Straßburg schien ihre Partei in dem Kapitel das Uebergewicht, und ihre Lehre selbst durch die Bischöfe Beförderung zu erhalten. Da endlich die Pfalzgrafen Wolfgang und Otto Heinrich die Reformation in der Rheinpfalz verbreiteten, und letzterer bald Kurfürst wurde, so waren auch die beiden Erzstifte von Mainz und Trier und die Hochstifte von Worms und Speier mit einer gänzlichen Säcularisation bedroht.

Die Lage der katholischen Stände und selbst des Kaisers wurde durch die Stärke des schmalkaldischen Bundes so gefährlich, daß sie, wollten sie nicht ganz unterdrückt werden, eine Gegenrüstung machen

*) Siehe 2n Theil, sechstes Buch meiner rheinischen Geschichten und Sagen.

mußten. Karl V. ließ in Oestreich, in Böhmen, in den Niederlanden und am Rheine werben, und brachte bald auf diesen verschiedenen Punkten beträchtliche Kriegeshaufen zusammen. Um die Verbindung derselben auf alle Fälle zu unterhalten, ließ er unter dem Grafen von Bären von den Niederlanden aus ein starkes Heer dem Rhein hinauf rücken und damit die befestigte Stadt Frankfurt besetzen. Die andern Haufen zogen sich von Oestreich und Böhmen zusammen.

Aufgeschreckt durch diese Anstalten der Katholiken nahmen nun die schmalkaldischen Bundsverwandten die bisher getragene Schutzlarve ab und kündigten in einem heftigen Manifeste dem Kaiser den Gehorsam auf. Der Herzog Ulrich von Würtemberg rückte gegen Tirol vor und sein Hauptmann Schertel bemächtigte sich der ehrenburger Clause, indessen sich das große Bundesheer mit 80,000 Mann zu Fuß, 9000 zu Pferd und 100 Stücken schweren Geschützes durch Franken nach der Donau bewegte, und die Kaiserlichen bis auf die italienische Grenze zurückdrängte. Diese schnellen Fortschritte des Bundes würden mit einem vollständigen Siege gekrönt worden seyn, wenn dessen Haupt, der Kurfürst von Sachsen, ein kühner Feldherr gewesen wäre. Johann Friedrich war, wie sein Vater, ein eifriger Beförderer der lutherischen Lehre; standhaft und muthig stellte er sich, wie dieser, an die Spitze der Protestanten; allein ihm fehlte die List und Gegenwart des Geistes, wodurch sich sein Waffenbruder und Nebenbuhler Philipp von Hessen auszeichnete. Darum gewann ihm der Kaiser Zeit, günstige Gelegenheit und Stellung ab, das große Bundesheer wurde erst zerstreut und endlich den 24. April 1543 bei Mühlberg gänzlich geschlagen.

Es ginge über die Schranken der rheinischen Geschichten, wenn ich hier alle Bewegungen, Angriffe und Stellungen anführen wollte, welche dieses für die Protestanten so nachtheilige Ergebniß ihrer Kriegs-Anstalten hervorgebracht hatte. Es ist zur Erklärung der rheinischen Geschichten genug, wenn ich sage, daß durch die Schlacht bei Mühlberg ihr Bund so gut wie aufgelöst, ihre Heerhaufen zersprengt, ihre Häupter, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen gefangen, und der Kaiser mehr als zumal, Herr von Deutschland wurde.

Der Erfolg davon zeigte sich auch sogleich noch dieses Jahr auf dem Reichstage zu Augsburg. Hier erschienen die Kurfürsten und Fürsten an dem kaiserlichen Throne in gesetzmäßiger Unterwürfigkeit. Statt des gefangenen und geächteten Kurfürsten von Sachsen ward Moriz, dessen Vetter, für die dem Kaiser bei Mühlberg geleisteten

Dienste als Kurfürst ernannt. Die östreichischen Länder von Burgund wurden mit dem Reiche in nähere Verbindung gebracht, die Anstellung der Reichskammergerichts-Beisitzer allein den Katholiken vorbehalten, und endlich eine Vorschrift abgelesen, welche man das Interim nannte, und die Art und Weise vorschrieb, wie man es in Religions- und gottesdienstlichen Sachen bis zum Ausspruche eines allgemeinen Kirchenraths in Deutschland halten solle.

Nach diesen Vorgängen hätte man glauben sollen, daß die Parteien sich wieder einander nähern und die Einheit in der Kirche und dem Reiche herstellen würden; denn die billig denkenden Theologen beider Religionstheile, ein Julius Pflug, Michael Helding und Agricola hatten sich über verschiedene Punkte ausgeglichen, und der duldsame Kurfürst von Brandenburg, Joachim, selbst den Vorschlag zu dem Interim entworfen. Allein gerade diejenigen Häupter, von denen man die wenigsten Hindernisse zur Einigkeit vermuthet hatte, verhinderten den Religions- und folglich auch den Reichsfrieden; Moriz von Sachsen nämlich und der Papst. Jener, bisher ein Feind des schmalkaldischen Bundes, bekämpfte nur so lange die Protestanten, bis er durch den Kaiser den Kurhut seines unglücklichen Vetters erhalten hatte, und dieser, obgleich er als das Haupt und der Mittelpunkt der christlichen Einigkeit angesehen und verehrt wurde, entzog, die Macht des Kaisers in Italien und den Einfluß der Protestanten bei dem Concilium zu Trient fürchtend, seine Truppen dem kaiserlichen Heere. Indessen trug Moriz seine Larve noch so lange vor dem Gesichte, als der Kaiser sein siegreiches Heer auf den Beinen hatte. Er übernahm sogar noch die Anführung der Exekutionstruppen gegen die Stadt Magdeburg, welche sich dem Interim nicht unterwerfen wollte. Sobald aber das kaiserliche Heer auseinander gegangen und Karl V. durch die anscheinende Unterwürfigkeit getäuscht war, erschien er in seiner wahren Gestalt und bewies offenbar, in welch große Gefahr vorherrschender Eigennutz sowohl die Kirche als das Reich bringen konnten.*)

Die Frau von Stael, welche doch gewiß eine eifrige Protestan-

---

*) Totius injustitiae nulla est capitatior, quam eorum, qui cum maxime fallunt, id agunt, ut viri boni esse videantur.

Cic. de off. L. I. c. 13.

Die heiligen Päpste und Bischöfe suchten das Reich Gottes unter den germanischen Völkern zu verbreiten, deswegen sind sie so reichlich dotirt worden, die unheiligen Bischöfe aber das weltliche Reich, deswegen ist ihre Macht säcularisirt worden.

tin war, sagt in ihren Bemerkungen über die französische Revolution: „Es giebt sowohl in der Politik als in der Moral unabläßliche Pflichten, und die erste vor allen ist, daß man niemals sein Vaterland an Fremde übergeben dürfe, selbst wenn sie sich erböten, mit ihren Armeen das System zu unterstützen, welches man für das bessere hält.*) Diesen eben so wahren als heilsamen Grundsatz befolgte aber Moriz von Sachsen nicht. Wie er bisher auf eine undeutsche Art seinen Vetter verrathen und sich seines Kurhutes bemächtigt hatte, so verrieth er auch jetzt den Kaiser und das Reich an Frankreich. Schon lange hatte er heimliche Unterhandlungen mit Heinrich II. angeknüpft, jetzt schloß er einen förmlichen Vertrag mit ihm, worin er ihm die Herrschaft über die lothringischen Reichsstädte und Fürstbisthümer, ja die Kaiserkrone selbst verspricht. Ich will diesen Vertrag wörtlich hier einrücken, nicht nur weil er den ersten Aufschluß über die künftige französische Politik, sondern über alle die künftigen Verräthereien giebt, wodurch das alte heilige römische Reich in unsern Tagen zu Grund gegangen ist. Die Hauptstellen davon sind folgende:

„Man würde es auch für gut finden," heißt es unter andern, „daß sich obgesagter Herr König so bald wie möglich der Städte bemeistere,**) welche von Alters her zum deutschen Reiche, aber nicht zur deutschen Sprache gehören, nämlich von Cambrai, Toul in Lothringen, Mez und Verdun und anderer dergleichen, und daß er dieselben als Reichsvikarius behalte, zu welchem Titel wir ihn für die Zukunft erheben wollen, jedoch mit Vorbehalt der Rechte, welche das deutsche Reich über sie haben mag, auf daß sie durch dieses Mittel den Händen und der Gewalt des Feindes entzogen werden.***)

Gleichermaßen wäre es gut, wenn der vorgenannte Herr König ein Feuer in den Niederlanden entzündete, so daß der Feind an verschiedenen Orten zugleich zu löschen hätte und dadurch gezwungen würde, seine Kräfte zu vertheilen. Wir könnten alsdann von unsrer Seite freier gegen gewisse Fürsten und Städte handeln, welche sich, wie wir hoffen, mit uns vereinigen würden.****) Um dieselbe da-

---

*) Il y a des devoirs inflexibles en politique comme en moral; et le premier des tous c'est, de ne jamais livrer son pays aux etrangers, lors même qu'ils offrent, pour appuyer avec leurs armées le systeme, qu'on regard comme le meulieur.

**) S'impatronisat heißt es im Original.

***) Dieser letzte Zusatz ist eine wahre heuchlerische Spiegelfechterei, wie der westphälische Frieden beweist, worin diese Städte und Länder an Frankreich abgetreten wurden.

****) Wie wenig aber anfänglich diese Verrätherei bei dem deutschen

zu zu bewegen, werden wir treulich bemüht seyn, welches sich aber noch leichter und kürzer thun ließe, wenn vorbesagter Herr König zu diesem Zwecke uns einige Summen Geldes anweisen wollte.*)

„Und in Erwartung, daß der allerchristlichste König in dieser Sache sich nicht allein als ein hülfreicher Freund, sondern als ein liebevoller Vater gegen uns Deutsche zuwendet, werden wir unser ganzes Leben hindurch ein dankbares Andenken daran haben. Und wenn Gott unsere Angelegenheiten begünstigen will, so werden wir den Herrn König sowohl bei Wiedererhaltung seiner Patrimonialherrschaften, als bei der Wahl zum Kaiser und Haupt der Christenheit alle Dienste leisten und solche Masregeln nehmen, wie es seiner Majestät gefällig ist; auf alle Fälle keinen wählen, welcher nicht ihr Freund ist oder nicht die gute Nachbarschaft fortsetzen, oder sich nicht dazu verpflichten wollte. Und wenn es seiner Majestät nicht unschicklich scheinen würde, die Kaiserkrone anzunehmen, so würde sie uns lieber, als jeder andere seyn."

Diesem schändlichen Vertrage zufolge überfiel Heinrich das wehrlose Reich in Lothringen, und Moriz den wehrlosen Kaiser bei Insbruck. Jener nahm Besitz von Metz und ließ sich von den Bürgern dieser Stadt den Eid der Treue schwören, und dieser nöthigte dem Kaiser einen Vertrag zu Passau ab, vermöge welchem den Protestanten die völlige Religionsfreiheit und die Erhaltung der bereits von ihnen schon säcularisirten Kirchengüter zugesagt wurde, jedoch mit dem hernach noch eingerückten Vorbehalte, daß künftig jeder Geistliche, welcher zur protestantischen Lehre überginge, seine Würde und Pfründe verlassen und die noch bestehenden geistlichen Fürstenthümer für den katholischen Theil erhalten werden müßten. Der Papst aber befestigte nun noch mehr seine alte Gewalt, indem den katholischen Fürsten nach dem Passauer Vertrage kein anderes Hülfsmittel übrig blieb, als sich dem päpstlichen Stuhle unbedingt zu unterwerfen.

So wurde die Sache der Reformation, welche zu Constanz und Basel ein ganzes Concilium gefordert und angefangen, Huss mit seinem Tode gebüßt, Luther und Zwingli mit Kühnheit übertrieben hatten,

Volke Beifall erhielt, kann man an der Antwort sehen, welche Moriz und der französische Gesandte der Bischof von Bayonne von den gewiß eifrig lutherischen Bürgern von Frankfurt erhielten. „Die Bürger," schrieb der Rath, „seien dem Kaiser und Reiche mit Eid und Pflicht verbunden. Sie hätten bis jetzt an der Religion, der Uebung der Sacramente und ihrer Kirchenordnung keinen Zwang erfahren. Man mögte sie daher mit Zumuthungen verschonen, die gegen Ehre und Gewissen laufen."

*) Vermuthlich, um damit die Räthe der Fürsten und Städte zu bestechen.

ein eitles Spielwerk der Staatskunst und das heuchlerische Höllenpanier, unter welchem christliche Völker gegen christliche Völker, Deutsche gegen Deutsche und Brüder gegen Brüder zum Mord und Verrath angeführt werden sollten.

„Es ist jetzt," sagt Hypolitus a Lapide, diese Lage der Dinge beherzigend, „es ist jetzt nicht mehr um Religionen, sondern um Regionen (Güter- und Ländererwerb) zu thun; du magst also der katholischen oder protestantischen Religion zugethan seyn, so bist du zuvor ein Deutscher, deren Väter lieber den Tod als fremde Herrschaft und Unterdrückung ihres Vaterlandes ertragen hätten." Man sahe auch sogleich die Folgen dieser verkehrten Grundsätze; denn während dem der passauer Vertrag auf einem Reichstage bestätigt und in Vollzug gebracht werden sollte, plünderten die protestantischen Fürsten die Länder der rheinischen Fürstbisthümer und Reichsstädte aus. Der Landgraf von Hessen, Wilhelm, nahm die mainzischen Orte Amöneburg, Fritzlar und Neustadt in Besitz, Christoph von Oldenburg überfiel das Eichsfeld, die Aemter Aschaffenburg, Miltenberg und Bischofsheim, und Moriz von Sachsen belagerte Frankfurt, worin eine kaiserliche Besatzung lag, und näherte sich dem Rheine, um auch jenseits des Flusses seine Eroberungen in den geistlicheu Staaten zu verbreiten.

Unter den Anführern der protestantischen Partei zeichnete sich aber keiner durch größere Grausamkeiten und Bedrückungen aus, als der Namens- und Stammvetter des verstorbenen Kurfürsten von Mainz, Albert von Brandenburg Troz dem passauer Vertrage drang er an der Spitze von Glücksrittern und eben so liederlichen Kriegern als er selbst war, in die mainzischen Länder ein, forderte ungeheure Summen als Brandschatzung und drohte mit Feuer und Schwerdt. Der hülflose und geängstigte Kurfürst von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, glaubte einem so fürchterlichen Gegner nicht widerstehen zu können, und wollte das nahe Unglück seines Landes durch Geld abwenden, was er mit Waffen nicht mehr vertheidigen konnte. Die Summen, welche Albert forderte, waren aber so ungeheuer, daß er sie in Geschwindigkeit nicht aufbringen konnte. Er übergab also seine Residenz, nachdem er zuvor alles Geschütz hatte versenken lassen, einem schrecklichen Feinde und flüchtete nach Straßburg.

Gleich nach der Einnahme der Stadt ließ Albert die ganze Gegend bis nach Speier, Worms, Coblenz und Trier mit seinen Truppen besetzen, und die Bürger, was bisher noch von keinem deutschen

Fürsten geschehen war, einem fremden Könige (Heinrichen von Frankreich) den Eid der Treue schwören. Hierauf gab er die Stadt und das Land der Raubsucht seiner Truppen Preis. Die Länder wurden verwüstet und ausgeplündert, die Leute, besonders die Geistlichen, von Haus und Hof getrieben; die Schätze der Kirche geraubt und unter die wilden Soldaten vertheilt, welche mit fanatischem Jubelgeschrei in Bischofskappen und Meßgewanden um die noch rauchenden Trümmer der abgebrannten Kirchen von St. Viktor, St. Alban, zum heiligen Kreuz und der Carthaus tanzten; ja der vandalische Albert wollte sogar die Stadt selbst in Flammen aufgehen lassen, wenn ihn nicht ein beredsamer Franziskanermönch, Johannes Wild, durch seine kühnen Predigten daran gehindert hätte. Zur Dankbarkeit hat nach der Hand das Domkapitel diesem eifrigen Verfechter der Stadt ein Bild setzen lassen, worin er mit der Stadt in der Hand vorgestellt wurde.

Nachdem Albert Mainz und die umliegenge Gegend bis Worms verwüstet und ausgeplündert hatte, zog er mit seinem Raubheere nach Trier, um, wie wir in dem folgenden Buche hören werden, ähnliche Grausamkeiten auszuüben.

Ich will dieses erste Buch mit einer Stelle Voltaires schließen, welcher als ein bekannter Freigeist gewiß hier als unparteiisch angesehen werden kann.

Nachdem er die Ausschweifungen der damaligen Geistlichen überhaupt, als des päpstlichen Hofes im Besondern mit bitterm Tadel dargestellt hat, sagt er folgendes in dem hundert und sechsten Kapitel seiner allgemeinen Weltgeschichte:

„Man fand große Misbräuche, aber auch blos lächerliche. Diejenigen, welche sagten, man müsse das Gebäude ausbessern, nicht einreißen, schienen alles gesagt zu haben, was man auf das Geschrei der aufgebrachten Unterthanen antworten konnte. Die vielen Hausväter, welche unaufhörlich arbeiten, um ihren Weibern und Kindern ein mäßiges Glück zu verschaffen, die noch weit größere Anzahl der Künstler, der Bauern, die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts verdienen, denen that es freilich wehe, wenn sie sahen, daß Mönche wie große Herrn in der größten Pracht und Wollust lebten; allein man antwortete hierauf, daß die Reichthümer, die durch diese Pracht verthan würden, eben wieder in den Umlauf kämen. Ihr wollüstiges Leben beunruhigte das Innere der Kirche im Geringsten nicht, es befestigte vielmehr den Kirchenfrieden; und wären auch ihre Mißbräuche noch übertriebener gewesen,

so waren sie doch gewiß nicht so gefährlich, als die Abscheulichkeiten der Kriege und die Zerstörungen der Städte. Man macht hier einen Einwurf mit dem Ausspruche des Machiavells, des Lehrers aller solchen, die nichts als Politik verstehen. Er sagt in seinen Betrachtungen über Titus Livius, wenn die Italiener zu seiner Zeit übermäßig gottlos wären, so müsse man der Religion und den Priestern die Schuld beimessen. Allein es ist offenbar, daß er hierbei die Religionskriege nicht vor Augen gehabt haben kann, denn es waren damals keine. Es kann unter diesen Worten nichts anders verstanden haben, als die Vergehungen des päpstlichen Hofes unter Alexander VI. und den Ehrgeiz verschiedener Geistlichen. Das sind aber Dinge, die von den Glaubenslehren, von den Streitigkeiten, von den Rebellionen und von dem tödtlichen theologischen Hasse, der so viel Mordthaten hervorbrachte, sehr weit entfernt sind.

Inzwischen gab es doch allenthalben Geistliche von überaus unsträflichen Sitten, Hirten, die ihres Amtes würdig, Mönche, die aus ganzem Herzen solchen Gelübden, wovor sich die menschliche Zärtlichkeit entsetzet, ergeben waren; allein diese Tugenden liegen in der Dunkelheit begraben, dahingegen die Ueppigkeit und das Laster im Glanze herrschen.

Zweites Buch.

Geschichte der Reformation am niedern Rhein.

Die Stadt Trier hatte, wie alle rheinische Hauptstädte, theils von ihren Erzbischöfen, theils von ihren Kaisern große Freiheiten und Vorrechte erhalten. Sie war in Zünfte und einen Rath abgetheilt, welchen die Bürger selbst wählten. Dieser verwaltete mit den Bürgermeistern die Gemeinde und führte auch wohl Krieg mit auswärtigen Fürsten. Die Stadt hat mehrmalen für die Rechte ihrer Erzbischöfe gestritten, dagegen sich ihnen auch mit Worten oder Waffen wiedersetzt, wenn sie Eingriffe in ihre Freiheit thun wollten. Wir haben bereits in dem zwölften Buche der rheinischen Geschichten die Mittel angeführt, deren sich die mächtigen Kurfürsten Balduin und Kuno bedienen mußten, um diese stolze Gemeinde

im Zaume zu halten. Auch die Kurfürsten Johann und Jakob, beide Markgrafen von Baden, mußten das ganze Ansehen ihrer fürstlichen Geburt geltend machen, um die Unruhen, welche unter ihrem Vorfahrer Jakob von Sirk vorgegangen waren, zu bändigen.*) Es war daher ganz natürlich, daß die Reformatoren auch Eingang in dieser Stadt gefunden hatten, welche noch vor kurzem mit ihren Erzbischöfen beständig im Streite lag und so hohe Begriffe von Freiheit hatte. Indessen wurde der Aufstand anfänglich noch unter den Bürgern zurückgehalten, weil die Stadt gleich bei dem Ausbruche der Reformation von den kriegerischen Anhängern Luthers mit Feuer und Schwerdt bedroht wurde.

Zu dieser Zeit regierte Richard von Greiffenklau Vollraz als Erzbischof und Kurfürst. Er war ein eifriger Vertheidiger des katholischen Systems, und wußte bald durch Klugheit, bald durch Kraft die ersten Unruhen in seiner Hauptstadt beizulegen. Er hatte sich bewaffnet dem Bauernhaufen entgegen gesetzt, und in der blutigen Schlacht bei Pfedersheim selbst gefochten. Einen desto gefährlicheren Feind bekam er aber an dem tapfern Franz oder Fränzgen von Sickingen, welcher Luthers Freund war. Dieser einzelne Ritter hatte sich, wie wir angeführt haben,**) durch seine Heldenthaten und kühnen Unternehmungen gegen Fürsten und Städte so berühmt gemacht, daß ihn Kaiser Karl V. selbst zu seinem Hauptmanne wählte. Zuerst hatte er sein Waffenglück an Rittern und Städten versucht, dann nahm er es auch mit Fürsten und Kurfürsten auf. Nachdem er Frankfurt und Metz gebrandschatzt, und Worms durch List bekriegt hatte,***) umgab er mit seinen Reiterhaufen Darmstadt, den Sitz des Landgrafen von Hessen, und zwang diesen, ihm eine Summe von 35,000 Gulden zu entrichten. Durch solches Glück kühn gemacht, überzog er auch die beiden mächtigen Kurfürsten von der Pfalz und von Trier mit Krieg. Die Veranlassung zur Fehde kam daher, weil letzterer zwei seiner Unterthanen, wofür sich Franz verbürgt hatte, von der Leistung ihrer Verbindlichkeit zurückhielt. Darüber aufgebracht nahm Franz zuerst die trierische Stadt St. Wendel mit Sturm ein, dann kam er vor Trier selbst und umgab es mit seinem Kriegsvolk. Der Erzbischof hatte kaum noch einige Reuter hinein gebracht, aber diese wehrten sich mit den

---

*) Siehe rheinische Geschichten, dreizehntes Buch, Seite 349.
**) Rheinische Geschichten, zweiter Theil.
***) Ebenda siebentes Buch, Seite 248.

Bürgern so tapfer, daß der kühne Ritter sich der Stadt nicht bemeistern konnte.

Indessen kamen die Truppen Ludwigs, des Kurfürsten von der Pfalz, und Philipps, des Landgrafen von Hessen herbeigezogen, um die beängstigte Stadt zu entsetzen. Als Sickingen die Ankunft einer so überlegenen Macht vernahm, verließ er die Mauern von Trier, und zog sich, nachdem er Kaiserslautern vergebens angegriffen hatte, auf seine festen Schlösser zurück. Zwei Kurfürsten und ein mächtiger Landgraf umgaben nun mit zahlreichen Haufen seine Burg Landstuhl; er aber wehrte sich darin wie ein Löwe nur mit wenigen Rittern, die sein Schicksal getheilt hatten. Die Mauern wurden beschossen, die Anhöhen und Zugänge mit Soldaten besetzt, die Thore und Bollwerke angegriffen und bestürmt; aber Sickingen schlug alle Anfälle mit einer solchen Lebhaftigkeit und Tapferkeit zurück, daß er selbst seinen Feinden Bewunderung einflößte.

Endlich fiel er durch seine eigenen Waffen. Bei einem Sturme schlug ihm ein Balken an den Kopf und gab ihm einen so heftigen Stoß, daß er betäubt und tödtlich verwundet zur Erde fiel. Nun erst schrieb er einen Brief an die Fürsten, worin er ihnen die Festung auf friedliche Bedingungen zu übergeben versprach, und sie zu seinem Sterbebette eingeladen hatte. Kaum konnte er sie unterscheiden, als sie eintraten, so nahe war er schon dem Tode. Ein Ritter mußte ihm einen jeden nennen; und als dieser ihm den Kurfürsten von der Pfalz vorstellte, zog er mit schwacher Hand sein Käppchen ab und sagte: „Gnädiger Herr, ich glaubte nicht, daß ich so endigen würde." Hierauf fragte ihn der Kurfürst von Trier: „warum er ihm und seinen Unterthanen so viel Unbild zugefügt habe?" Franz aber antwortete mit gebrochenen Worten: „das hatte so seine besonderen Ursachen." Vermuthlich war er von Kaiser Karl V. dazu gereizt, welcher sich an Richarden, wegen seiner Anhänglichkeit an Franz I., König von Frankreich, rächen wollte. Bald hierauf verschied der kühne Ritter, und die Fürsten beteten, wie die trierische Chronik sagt, einige Vaterunser für seine arme Seele.

Franz von Sickingen war einer der deutschen Edlen von alter Kraft und Biederkeit. Offen und grade gegen seine Freunde, verschwiegen und beharrlich gegen seine Feinde, zeigte er in seinen Kriegs-Unternehmungen eben so viel Muth als Gewandtheit. In andern Zeiten oder unter andern Verhältnissen würde er einer der größten Helden deutscher Nation geworden seyn. In den Zeiten der Ver-

wirrung und des Faustrechts wurde er eine Geissel seiner Nachbarn und friedlicher Bürger.

Bald nach ihm im Jahre 1552 erschien in dem Erzstifte und vor der Stadt Trier ein noch fürchterlicherer Feind, als er war. Albrecht von Brandenburg. Nachdem dieser, wie wir bereits angeführt haben, das Erzstift und die Stadt Mainz verwüstet hatte, bedrohte er mit einer ähnlichen Verwüstung auch Trier. Als sich der Erzbischof Johann mit den Bürgern in Vertheidigungsstand setzte, sagte er spottend: „die Stadt habe zwar den heiligen Petrus zum Schutzpatron: aber er trage St. Petrus Schlüssel bei sich und wollte damit die Stadtthore schon öffnen." Er würde auch wirklich in Trier gedrungen sein, wenn er die Reichsacht nicht zu befürchten gehabt hätte. Zufrieden, die umher gelegenen Klöster ausgeplündert zu haben, zog er nach Frankreich, um dort Schutz und neue Nahrung für seine undeutschen Grausamkeiten und seinen Verrath am deutschen Reiche zu finden.

Dieser wiederholten Gefahr, worin die protestantischen Krieger die Stadt Trier versetzt hatten, ohngeachtet, hatte die Lust zur Neuerung in den rheinischen Städten schon so tiefe Wurzeln gefaßt, daß auch ein beträchtlicher Theil der trierischen Bürger die neue Lehre einführen und die Herrschaft ihrer Erzbischöfe abwerfen wollte. Unter dem Kurfürsten Johann VI. von der Leyen erschien in Trier ein gewisser Olevianus oder Oehlmann und predigte die neue Lehre. Die Bürgerschaft war theils für, theils gegen ihn gesinnt, je nachdem sie Meinung oder Vortheil trieb. Auf der Seite der Neulehrer stellten sich Johann Strauß, Kliander der Stadtschreiber und mehrere Zunftgenossen heraus. Letzterer schrieb sogar ein eignes Werk, worin er die Freiheit der Bürgerschaft gegen die Eingriffe der Erzbischöfe urkundlich und geschichtlich zu vertheidigen suchte. Auf der alten oder katholischen Seite fochten Lorenz Kremer und hinter ihm die Jesuiten, welchen der Kurfürst die Universität übergeben hatte.

Unter dem Nachfolger Johannes Jacob III. von Elz brach endlich der Aufruhr gegen die erzbischöfliche Gewalt in einer offenen Fehde aus.

Zu der Zeit lenkten, wie die Chronik sagt, eigentlich vier Peter das gemeine Wesen und den Aufruhr, nämlich Peter Neumann, Peter Lanser, Peter Bähr und Peter Drokmann. Davon waren die drei ersten Bürgermeister und der letztere Stadtschreiber. Diese von einigen Reformatoren heimlich geleitet, brach-

ten die Bürger zu einem förmlichen Aufruhr. Der gutmüthige Erzbischof wollte anfänglich nicht gleich scharfe Maaßregeln ergreifen. Er beschränkte nur ihren Handel auf der Mosel und ihre Viehweide, in der Hoffnung, sie dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Allein die Bürgermeister sahen diese Neckereien als einen wirklichen Krieg an: sie bewaffneten die Bürgerschaft und verschlossen die Thore der Stadt.

Indessen hatte der Kurfürst aus seinen Aemtern bei sechstausend Mann Soldaten und Bauern zusammengebracht, mit welchen jetzt sein Vetter Melchior von Elz Trier umgab und es förmlich belagerte. Diese Truppen wurden umher auf die Anhöhen und in die Klöster verlegt. Jakob glaubte seine Hauptstadt immer noch durch Hunger zwingen zu können; allein die Bürger rüsteten sich zu einer allgemeinen Gegenwehr. Sie rissen die St. Morizkapelle nebst einigen Häusern ab, um daraus ein neues Bollwerk zu bilden. Auf die Kirche zu St. Simeon stellten sie zwei Kanonen. Sie befestigten die Altpfort. Jeder mußte die Waffen ergreifen und Dienst thun. Bald begnügten sie sich nicht mehr mit der Vertheidigung ihrer Mauern; sie fielen aus der Stadt, verwüsteten die Häuser der Mönche und Geistlichen und eroberten in der Lauben zwei Kanonen.

Durch diesen Vorfall aufgebracht ließ jetzt Melchior von Elz die Belagerung mit mehr Nachdruck betreiben, und der Hauptmann von Kesselstadt steckte mit einigen entschlossenen Edlen die Altpfort in Brand. Der Erzbischof, anstatt diesen wackern Angriff zu seinem Vortheile fortsetzen zu lassen, wollte die Stadt immer noch geschont haben, und vermehrte dadurch die Hartnäckigkeit und den Muth der Bürger. Nachdem Trier schon zwei Monate belagert war, kam es bei einem Ausfalle auf dem Dreifaltigkeitsberge zu einem blutigen Treffen, worin die Bischöflichen geschlagen wurden und den Bürgern Pfalzel überlassen mußten.

Indessen hatte die Reformation in Deutschland ein so ernsthaftes Ansehen erhalten, daß man einen allgemeinen Aufstand des gemeinen Volkes befürchten mußte; der Kaiser Maximilian II. schickte daher Gesandte nach Trier und befahl den Bürgern die Waffen niederzulegen, und ihren Streit mit dem Erzbischofe durch die höchsten Reichsgerichte schlichten zu lassen. Beide Theile brachten die Gründe ihrer Rechte vor; die Bürger bewiesen durch die Schriften ihres Syndicus Kyriander, daß sie von undenklichen Zeiten im Besitze einer reichsstädtischen Verwaltung seien, und die Fehden mit ihren Nachbarn aus eignen Mitteln geführt hätten; allein diese Beweise

wurden zu der Zeit nicht angenommen, wo man die Empörung des Volks befürchtete. Man behauptete, daß ihre Freiheiten nur Begnadigungen ihrer Erzbischöfe und der Kaiser, keineswegs aber Rechte seien, und unterwarf sie durch einen Urtheilsspruch 1580 der landesherrlichen Gewalt des Erzstiftes. So verlor Trier, wie Mainz, seine Selbstständigkeit, durch Einmischung in Sachen der Religion und der Kirche.

Während der Zeit die regierenden Erzbischöfe von Trier die Reformation in ihren Ländern auf alle Weise zurückgehalten hatten, beförderten sie die von Cöln in den ihrigen selbst. Zur Zeit nämlich, als die Unruhen und Bauernkriege, welche die neue Lehre geweckt hatte, zum Ausbruche kamen, saß Herrmann V. aus dem gräflichen Hause Wied auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Cöln. Obwohl er einer Verbesserung der Kirchenzucht nicht abgeneigt war, so machte er doch schon auf dem Reichstage zu Worms dem Luther bittere Vorwürfe, daß er durch seine kühnen Reden das gemeine Volk zum Aufstande gereizt habe; als nun dieser gefürchtete Aufstand wirklich zum Ausbruche kam, griff er nicht nur als Erzbischof, sondern auch als Reichsfürst mit bürgerlicher Gewalt ein, und ließ zwei Reformatoren, Fliesteten und Klarenbach, welche am niedern Rheine die evangelische Freiheit und Gleichheit gegen geistliche und weltliche Gewalt predigten, auffangen und zu Waladen bei Cöln öffentlich verbrennen. Ein gleiches Todesurtheil wollte er auch zu Paderborn, wo er Fürstbischof war, an einigen Bürgern vollziehen lassen, aber der Scharfrichter erklärte ihm in das Angesicht, „daß er nur darum angestellt seie, Mördern und Dieben die Köpfe abzuschlagen, nicht aber ehrlichen Leuten.“ Durch diese kühne Rede abgeschreckt, wollte Herrmann wenigstens die evangelischen Prediger gefänglich nach Cöln bringen lassen, aber auch diese wurden durch den Fuhrmann, sei es aus Irrthum oder Absicht, nach Soest geführt, wo sie die Bürger in Freiheit setzten.

Bald hierauf verbreitete sich der Aufruhr gegen geistliche und weltliche Gewalt vom obern an den Niederrhein und in Westphalen, als sich einige Freiheitsapostel in Münster festsetzten nnd unter dem Namen der Wiedertäufer eine neue Republik gründen wollten. Die eigentliche Geschichte dieser grausamen Schwärmer gehört zwar nicht in die rheinische, da sie aber doch von diesem Flusse her sich in den benachbarten Ländern verbreitet hatte, und die Fürstbischöfe in Westphalen mit jenen am Rheine gleiches Interesse und Schicksal hatten, so wollen wir sie etwas umständlicher anführen.

Nachdem die rheinischen Fürsten die Prediger der evangelischen Freiheit und Gleichheit in in ihren Ländern zersprengt und vertrieben hatten, flüchteten die, welche noch am Leben geblieben waren, nach den Niederlanden und Westphalen, um in diesen Gegenden ihr gefährliches Trauerspiel mit noch tollern Auftritten zu wiederholen. Melchior Hoptmann, welcher schon zu Straßburg wegen seinen gefährlichen Lehren gefangen saß, Mathäus Bäcker, eines Leinenwebers Sohn aus Harlem, Johann Bokolt, welcher aus einem Schneider zuerst ein weltlicher, dann ein geistlicher Schauspieler geworden war, und andere Schwärmer schlossen sich an Bernhard Rothmann, einen unruhigen Bürger von Münster an, und diese wollten nun das neue Evangelium predigen, was auf kirchliche und bürgerliche Freiheit und Gleichheit gegründet, alle bisher bestandene geistliche und weltliche Gewalt als unrechtmäßig übern Haufen werfen sollte. Zuerst trat Mathäus auf. Er gab sich für einen Propheten Gottes aus, schrieb an alle benachbarte Städte, wo er Leute seiner Gesinnungen zu finden glaubte, und lud sie nach Münster ein, um den Haufen der ächten Gläubigen zu vermehren. Das betäubte Volk hörte von Anfang seine Weissagungen und Offenbarungen mit Lust und Neugierde; als dieselben aber einem jeden vernünftigen Menschen eben so lächerlich als gefährlich vorkamen, fügte er seiner prophetischen Beredsamkeit zugleich die Gewalt hinzu und erschoß einen wackern Bürger, Herbet mit Namen, welcher sagte: Was kann dieser armselige Kerl göttliches lehren?

Nach dieser Gewaltthat entflohn viele Bürger mit ihren Familien aus der Stadt, andere, welche sich nicht wollten wiedertaufen lassen, wurden ausgetrieben und ihre Häuser und zurückgelassenen Güter unter jene hergelaufenen Schwärmer oder Bettler vertheilt, welche die Einladung des neuen Propheten nach Münster gelockt hatte.

Als nun Mathäus durch diese Mittel schon eine solche Gewalt erworben hatte, daß alle ruhigen Bürger vor ihm zitterten, ließ er ein Gebot ausgehen: daß nach Maßgabe der ersten Christengemeinde niemand etwas Eigenes behalten, sondern alle Schätze und Güter in eine gemeinschaftliche Casse gebracht werden sollten, woraus jeder seinen genugsamen Unterhalt erhalten könnte. Wer gegen dieses Gebot handeln und etwas von dem seinigen nicht aufrichtig angeben würde, sollte, wie Annanias und Saphira in der Apostelgeschichte, als ein Lügner gegen den heiligen Geist, sogleich

mit dem Tode bestraft werden. Hierauf setzte er zwei und zwanzig Rathsherrn und zwei Bürgermeister ein, zu welchen letztern er seine zwei treuesten Anhänger in Münster, den Bernhard Knipperdolling und Gerhard Knippendorf wählte.

Während dieser Gewaltthaten hatten Herrmann, der Kurfürst von Cöln und die Fürsten am Niederrhein ihre Truppen zu jenen des Fürstbischofs von Münster, Franz von Waldeck stoßen lassen, und diese rückten gegen die geängstigte Stadt vor, um sie von ihren evangelischen Tyrannen zu befreien. Auf diese Nachricht wurde Mathäus an der Spitze seiner Wiedertäufer plötzlich aus einem Propheten ein Feldherr. Da er in einem Kriege mit den sanften, liebevollen Worten des neuen Testaments nicht mehr spielen konnte, suchte er, um die Rechtmäßigkeit des Raubs, des Mords und der Unzucht aus der Bibel zu beweisen, Texte und Beispiele in dem alten auf. Indessen muß man gestehen, daß diese grausamen Schwärmer bei allen ihren Schandthaten wenigstens keine feige Memmen waren. Sobald das bischöfliche Heer die Stadt umgeben hatte, stellte sich Mathäus an die Spitze seiner Treuen, machte damit einen Ausfall gegen geübte Soldaten und kam siegreich mit einiger Beute zurück. Dadurch in seinem Glauben und seiner Zuversicht gestärkt, fiel er am folgenden Tage nur mit dreißig Mann aus, wurde aber im Gefechte zusammengehauen.

Diese Niederlage und der Tod des Mathäus hatte die Wiedertäufer in Münster in große Furcht gebracht; allein jetzt erhob sich an dessen Stelle Johann Bokolt, der ihn sowohl in Schwärmerei als Entschlossenheit ersetzte. Um das Volk nicht lange in Unruhe zu erhalten, ließ er es zusammenrufen, rühmte ihm den Tod des Mathäus, als welcher wie ein anderer Maccabäer für Freiheit und Religion gestorben seie, und prophezeihte ihm Sieg und ewige Belohnung. Auf diese Anrede ernannte ihn das Volk mit lautem Zuruf zu dem würdigsten Nachfolger des Mathäus. Um aber diese ihm von seinen Anhängern ertheilte Gewalt noch mehr zu befestigen und zu heiligen, zog er sich nackend aus, lief wie ein Begeisterter durch die Straßen und schrie: „Der König von Sion kommt! Der König von Sion kommt!“ Da nun das Volk häufig zu seiner Wohnung nach Knipperdollings Haus auf dem Markte strömte, um von ihm zu vernehmen, was ihm der heilige Geist eingegeben habe, blieb er stumm und schrieb auf ein Papier die Worte: In drei Tagen kommt wieder. Während der Zeit hatte er mit den Häuptern seine künftigen Plane verabredet und als das Volk seine Offenba-

rungen zu vernehmen kam, erklärte er: „Daß das Volk Gottes, wie ehemals von zwölf Richtern und einem Könige regiert sein müsse." Dazu ernannte er seine Treuen, diese aber ihn zum Könige des neuen Jerusalems.

Und nun ging er von einer Ausschweifung, von einer Grausamkeit zur andern über. Zuerst, als er die Magd des Knipperdolling verführt hatte, schlug er dem Volke die Vielweiberei, dann eine gänzliche Gemeinheit der Weiber vor, und gab selbst davon das erste Beispiel. Als nun dadurch Ehebruch, Nothzucht und Unzucht gemeine Sitte wurde, und über funfzig Bürger sich gegen solche Ausgelassenheit empörten, verdammte er sie zum Tode, und der Bürgermeister und Richter in Israel, Knipperdolling, schämte sich nicht, das Scharfrichteramt an seinen eigenen rechtschaffenen Mitbürgern auszuüben.

Nicht zufrieden, die Gewalt mit noch andern zu theilen, wollte er sich endlich als unumschränkter Gebieter aufwerfen. Da er aber merkte, daß seine zwölf Richter ihn nicht gerne als einen neuen David oder Salomo anerkennen würden, ließ er das Volk zusammenrufen, und demselben durch einen begeisterten Goldschmidt also zurufen: „Höre Israel, so sagt der Herr, die zwölf Richter sollen abgeschafft sein und an ihre Stelle sollen zwölf Lehrer und Apostel gewählt werden, die nichts gelernt haben. Diese sollen mein Wort nach ihrem Gewissen auslegen, und ich will den Geist der Weisheit und des Verstandes über sie ergießen." Hierauf wandte sich dieser neue Prophet zu Bokolt und überreichte ihm ein bloßes Schwert mit den Worten: „So spricht der Herr: Du sollst König sein in Zion und über den ganzen Erdboden." Das Volk begleitete diese Worte des Goldschmidts mit lautem Beifall; und so wurde im Jahre 1534 ein armer Schneider und Possenreißer ein neuer König in Israel.

Von nun an erschien der von Gott selbst gewählte Herr nicht mehr in der einfachen Tracht eines Bürgers oder Propheten, sondern in der Pracht eines asiatischen Sultans. So oft er ausritt, war er mit zwölf Trabanten und dreißig Reitern umgeben, und eine Krone, ein Schwert, eine Bibel und ein Reichsapfel wurden ihm vorgetragen, worauf geschrieben stand: Rex justitiae hujus mundi, d. i. Der König der Gerechtigkeit dieser Welt. Den Schlüsseln im päpstlichen Wappen zum Trutz führte er in seinem zwei kreuzweis über einander gelegte Schwerter. Nebst seinen andern Weibern heirathete er noch die schöne Wittwe seines Vorgängers Mathäus, ließ sie als Königin krönen und von jenen als Hofdamen bedienen. Hierauf lud er auf

einem öffentlichen Platze über 4000 Bürger zu einem herrlichen Gastmale ein, und erhielt unter lautem Zurufe ihre Huldigung. Endlich schickte er trotz der Belagerung die Apostel oder Gesandte seiner Lehre und seines Reichs aus, um die benachbarten Länder ihm unterwürfig zu machen. Diese wurden aber alle gefangen und bestraft, außer einem einzigen, Heinrich Hilversum, welchen der Bischof als Ausspäher zu benutzen suchte.

Indessen verminderten sich, dieser Großsprechereien und Weissagungen Bokolts und seiner Anhänger ungeachtet, die Nahrungsmittel in eben dem Maaße, als sich die Zahl der Belagerer um die Stadt vermehrte. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber sagen, daß das Fleich der Katzen und Ratten schon eine Lieblingsspeise der Belagerten geworden seie, und man sogar Gerippe von getödteten Kindern gefunden habe. Allein diese große Noth konnte weder den Muth des neuen Königs noch seiner Ergebenen niederschlagen. Eine Frau entwischte in das bischöfliche Lager, verführte durch Wollust einen Hauptmann, und kam, wie eine zweite Judith, siegreich mit dessen Kopf in die Stadt zurück; und als eine von Bokolts Weibern sich äusserte: „daß es doch Gott unmöglich gefallen könne, wenn so viele Menschen Hungers sterben müßten," ließ er sie auf den Markt führen, schlug ihr öffentlich das Haupt ab und seine andern Weiber mußten um die Leiche tanzen und laut aufsingen: Ehre sei Gott in der Höhe. Zu solchen Schandthaten kann die Bibel mißbraucht werden, wenn entweder ein herrschsüchtiger Prälat, wie Dioskorus, oder ein aufrührerischer Schwärmer, wie Bokolt, die Authorität der gesunden Vernunft und Moral nicht achtend, sich berechtigt glaubt, ihre Texte nach seiner Willkür auszulegen, und noch überdies dem Volke weismachen will, er sei vom heiligen Geiste erleuchtet.

Münster war nun schon beinahe sechszehn Monate belagert, ohne daß der Muth der Wiedertäufer, oder die Reihen der Bischöflichen erschüttert worden wären; was aber die Häupter beider Parteien nicht zu Ende bringen konnten, that ein elender Ueberläufer, das sogenannte Hänsel von der langen Straße. Dieser, bald dem Bokolt, bald dem Bischofe dienend, schlug sich endlich von Hunger getrieben wieder auf die Seite des Letztern, und führte, von demselben begnadigt, einen beträchtlichen Haufen der Bischöflichen durch einen seichten Theil des Grabens bis über die Mauern der Stadt. Kaum erhielt der neue König von Israel davon die Nachricht, als er sich mit seinen Treuen auf einem nahen Kirchhof dem Anfalle mit Muth entgegen stellte; seine Leute wurden aber umzingelt, viele da-

von getödtet und er am Ende mit seinen beiden Stützen, dem Knipperdolling und Krechting gefangen.

Daß diesen Schwärmern nach so vielen Verbrechen die Todesstrafe nicht ausbleiben konnte, sahen sie wohl selbst ein; allein sie bezeigten sowohl bei ihrer Verurtheilung als Hinrichtung noch so viel Muth und Standhaftigkeit, daß man an ihnen ein neues Beispiel findet, wie weit Schwärmerei und Begeistrung ein menschliches Gemüth führen kann. Als Bokolt an den Schweif eines Pferdes gebunden, nach Dülmen zu dem Bischofe geführt wurde, fragte ihn dieser: „wie er sich hätte unterstehen können, sich zu einem Könige aufzuwerfen?“ Der Gefangene dagegen fragte den Bischof: „wie er sich als Bischof oder Nachfolger der Apostel unterstände, ein weltlicher Fürst zu sein?“ Hierauf sagte der Prälat: „Ich bin von meinem Kapitel rechtmäßig dazu erwählt worden.“ „Und ich, antwortete Bokolt, von Gott selbst.“ Der Bischof stellte ihm hierauf das Unheil und die Verwüstung vor, welche er durch seine falsche Lehre in der Stadt und dem Lande angerichtet habe; aber der entschlossene Schwärmer erwiederte ganz gelassen: „Ihro Gnaden können keinen Schaden von meinem Unternehmen haben, indem dadurch Münster besser befestigt wurde. Auch können Sie viel Geld an mir gewinnen, wenn Sie mich, wie ein seltenes Thier, an Höfen und auf Jahrmärkten sehen lassen wollen.“

Lachend über diese Antwort that dies der Bischof auch wirklich, und schickte ihn in einem Käfig an vielen Höfen herum. Nach seiner Rückkunft wurde er mit seinen getreuen Knipperdolling und Krechting zuerst mit glühenden Zangen gekneipt, dann mit Dolchen niedergestoßen und endlich zur ewigen Warnung in Käfigen am St. Lambertsthurm aufgehängt; aber an ihren Ausrufungen mitten unter den Martern konnte man noch bemerken, daß sie für eine gute Sache zu sterben glaubten. Dieses geschah, wie folgende Reimlein sagen;

Als es funfzehnhundert Jahr
Und noch sechs und dreißig war,
Ward Hans Bokolt hingericht,
Der verdammte Bösewicht;
Auf den Tag Vincentius,
Den man billig feiern muß.

Wie man nun hätte denken sollen, daß diese offenbaren Verbrecher ihre Schandthaten am Ende ihres Lebens bereuen würden, so hätte man vermuthen müssen, daß Herrmann, der Fürst-Erzbischof von Cöln, welcher sie bisher mit so vielem Eifer bestrafen half, der Reformation abgeneigt würde; allein auch hier ergab sich das Gegen-

theil. Nicht nur, daß er durch den Probst von Bonn den Doctor Gröpper einen Katechismus verfertigen, und ein einfältiges Bedenken, worauf eine christliche Reformation anzurichten, seinen Ständen vorlegen ließ, sondern berief die berühmten Reformatoren Bucer und Melanchton an seinen Hof, und suchte, von Frankreich und dem Herzog von Cleve unterstützt, den Schutz des schmalkaldischen Bundes nach. Sowohl der Papst als der Kaiser mußten nun mit Kraft eingreifen, wenn nicht die gesammten niederrheinischen Länder zur neuen Lehre übergehen sollten. Beide schrieben daher sowohl an den Erzbischof, als an den Magistrat von Cöln, um sie vor solchen Schritten zu warnen, welche die Grundverfassung des Erzstiftes übern Haufen werfen würde. Da aber Herrmann und der Herzog von Cleve auf ihren Gesinnungen beharrten und letzterer sogar, in Verbindung mit Frankreich, des Kaisers eigne Erbländer angefallen hatte, rückte Karl von Mainz aus mit einem beträchtlichen Heere nach dem untern Rhein, und umgab mit seinen Spaniern vereinigt die Stadt Düren. Man hatte um die Bewohner dieser Länder beherzt zu machen, kurz zuvor ausgesprengt: Karl V. sei auf seiner Rückreise von Algier im Meere ertrunken; als er daher die Stadt zur Uebergabe auffordern ließ, antwortete die Besatzung: sie habe nichts von dem zu besorgen, der schon lange eine Speise der Fische geworden seie. Aber bald nach dieser trotzigen Antwort verkündeten ihnen die ihre Mauern ersteigenden Spanier, daß Karl noch lebe, und nun ergriff sie eine eben so große Furcht, als sie zuvor Zuversicht äußerten. Sie ergaben ihre Stadt und das ganze Land dem siegenden Kaiser. Sie glaubten in den von der Sonne verbrannten Spaniern böse Geister und mit Hörnern und Klauen bewaffnete Ungeheuer zu sehen. Der Herzog von Cleve mußte den Kaiser kniefällig um Verzeihung bitten, auf den Besitz von Geldern Verzicht leisten, dem Papst und Kaiser Treue und Gehorsam versprechen. Bald hierauf, als der Kaiser den schmalkaldischen Bund durch die Schlacht bei Mühlberg gesprengt hatte, mußte auch der Erzbischof und Kurfürst von Cöln das Erzstift seinem Coadjutor Adolf III. von Schaumburg überlassen, und dieser that der Reformation wieder Einhalt, welche Herrmann III. so sehr befördert hatte.

Die drei Nachfolger dieses Erzbischofs, Anton, ein Bruder des Vorigen, Johann Gebhard, ein Graf von Mansfeld und Friedrich, ein Graf von Wied, besaßen den heiligen Stuhl von Cöln zu kurze Zeit, als daß unter ihnen wichtige Veränderungen vorgehen konnten. Nachdem aber Salentin von Isenburg, um seinen Stamm

zu erhalten, selbst mit Bewilligung des Papstes, das Erzbisthum von Cöln abgegeben, und die schöne Gräfin von Arnberg geheirathet hatte, entzweite sich das Domkapitel in der Wahl eines neuen Erzbischofs. Die katholisch gesinnten Domherrn wählten Ernsten, einen Baierfürsten, die der neuen Lehre zugethanen aber Gebharden, Truchseß von Waldburg. Der Papst bestätigte des letztern Wahl, weil dessen Oheim, der Cardinal Otto, ihn empfohlen hatte.

Gebhard schien auch zu Anfang seiner Regierung der katholischen Parthei ganz ergeben, obwohl er ein Lust- und Freude liebender Mann war. Allein die Liebe zu der schönen Agnes von Mansfeld brachte ihn bald auf andere Gesinnungen. Wie Weiberliebe den Erzbischof von Mainz, Alberten von Brandenburg bei der katholischen Religion gehalten hatte, so führte sie den Erzbischof von Cöln davon ab. Agnes von Mansfeld war ein schönes und geistreiches Fräulein; aber früh in dem Konvente zu Girrisheim dem geistlichen Stande geweihet, konnte sie weder ihre Liebe noch ihren Ehrgeiz befriedigen, obschon sie beides tief in ihrem Herzen verbarg. Im Jahre 1578 kam sie nach Cöln, um ihre Schwester Maria zu besuchen, welche an den Freiherrn von Kreichingen vermählt war und sich zu der Zeit in dieser Stadt aufhielt. Agnesens Schönheit wurde bald ein Mährchen des Volks und des Hofes. Ein gewisser Schwarzkünstler aus Italien soll dem Kurfürsten ihr Bild in einem Spiegel gezeigt und dessen erste Begierde, sie zu sehen, im Herzen erregt haben. Er sahe sie auch wirklich in dem Rosenthale zu Cöln, und wurde sowohl durch ihre Reize als Unterhaltung entzückt. Als sie nachher mit ihrer Schwester und ihrem Schwager über Brühl zurück nach ihrer Heimath ziehen wollte, ließ sie Gebhard zu sich auf sein Lustschloß einladen, und fürstlich bewirthen. Berauschende Getränke, Bestechungen, Schmeicheleien und alle Verführungsmittel des Hofes wurden angewandt, um das schöne Fräulein dem Erzbischof in die Hände zu schieben; und schon zu der Zeit soll es geschehen seyn, daß jenes engere Band der Liebe unter beiden geschlossen wurde, welches nur durch Beförderung der neuen Lehre erhalten werden konnte.

Der verliebte Erzbischof versuchte anfänglich alle Mittel, sie als sein Kebsweib um sich zu behalten. Er verließ sogar seine gewöhnlichen Lustorte und zog nach Kaiserswerth, um auf dieser schönen Insel die verborgene Lust ungestörter genießen zu können; allein die Brüder des Fräuleins, aufgebracht durch ein so entehrendes Benehmen, drangen ungestüm auf den Kurfürsten ein, und zwangen ihn

vor Zeugen zu der Erklärung: „daß er, um die Schande zu decken, ihre Schwester heirathen würde.“

Indessen waren beide Liebende an das köstliche Leben des Hofes und die Herrschaft eines Kurfürstenthums gewöhnt; sie faßten daher, auf Anrathen einiger protestantischen Fürsten und Domherrn den Entschluß, das geistliche Kurfürstenthum in ein weltliches zu verwandeln und die Unterthanen zur neuen Lehre zu bewegen. Gebhard gestattete einem jeden Einwohner seines Landes gänzliche Gewissensfreiheit, unterstützte diejenigen, welche der neuen Lehre zugethan waren und rief endlich die Stände zusammen, um sich für seine Sache zu erklären, oder ihn wenigstens Zeitlebens im Besitze des Kurfürstenthums zu erhalten. Diese Unternehmung erregte die Aufmerksamkeit des Papstes, des Kaisers und der katholischen Fürsten. Sie schrieben dem Erzbischof Ermahungsbriefe, schickten Gesandte an ihn ab, und drohten sogar mit Entsetzung. Allein Gebhard konnte seine Agnes nicht verlassen, und diese wollte nicht von dem Throne eines Fürsten steigen, um in einer dürftigen Burg mit ihrem Geliebten ein spärliches Leben zu führen. Beide rüsteten sich also und dachten Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Gebhard machte ein heimliches Bündniß mit den protestantisch gesinnten Domherrn und Fürsten, suchte die Zünfte von Cöln und Bonn gegen ihre Magistrate aufzubringen, und führte in letzterer Stadt einen Haufen von Reisigen aus Westphalen ein.

Solche gewaltsame Mittel brachten eher seine Unterthanen und Bürger gegen ihn auf, als daß sie ihm hätten Anhänglichkeit bewirken können. Der Stadtrath wollte ihm die Schlüssel und die Bewachung der Thore nicht gestatten, und die Bürger von Cöln erklärten sich um so mehr gegen ihn, weil sie jederzeit mit ihren Erzbischöfen im Streite stunden. Gebhard aber ertrotzte von ersteren den Gehorsam mit Gewalt, und letztere ließ er im Namen der protestantischen Stände durch den Pfalzgrafen von Zweibrücken bedrohen.

Indessen versammelten sich die Stände zu Cöln, um über einen so wichtigen Gegenstand zu berathschlagen. Gebhard hatte zwar unter den Domherrn und dem Adel viele Anhänger, auch mögen viele Bürgerliche der Reformation nicht ungeneigt gewesen seyn; da aber der bei weitem größere Theil der Bürger von Cöln und auch andere Städte der katholischen Parthei treu geblieben waren, so fiel der Beschluß der Stände durch Mehrheit der Stimmen endlich dahin aus, daß Gebhard gegen die Grundverfassung des Erzstiftes Neuerungen angestellt; durch seinen Abfall der erzbischöflichen Würde entsagt

habe, und folglich ein neuer Erzbischof durch das Domkapitel gewählt werden müsse.

Diesem Beschlusse widersetzten sich die Anhänger Gebhards, und Rudolf von Solms führte unter andern an: „daß die Stände und das Kapitel sehr unklug verfahren würden, wenn sie sich ihrem Erzbischofe widersetzten: sie würden dadurch nicht nur im Erzstifte, sondern im ganzen Reiche Aufruhr erregen; und er könne unmöglich einen Beschluß billigen, der gegen seinen Fürsten aufrührisch und blos von boshaften Pfaffen abgefaßt sei.“ Dagegen sprach der Graf Anton von Schaumburg, Dechant des Kapitels: „Ich bin der Meinung, daß man keinen Finger breit von den im Erzstifte bisher gültigen und beschwornen Grundgesetzen abgehen könne, und da selbe der Erzbischof bisher selbst gebrochen hat, so wird dem Kapitel und den Ständen darüber kein Vorwurf gemacht werden. Uebrigens hoffe ich, daß eben so auch jeder Edelmann und rechtschaffene Staatsverwalter denken wird.“ Der Beschluß der Stände und des Kapitels wurde hierauf an den Papst und den Kaiser geschickt. Beide entsetzten Gebharden, vermöge ihrer Gewalt, des Bisthums und des Kurthums, und an seine Stelle wurde Ernst, Herzog von Baiern und Bischof von Lüttich erwählt.

Nach dieser Wahl sahe Gebhard ein, daß keine friedlichen Unterhandlungen mehr möglich waren. Er ließ sich daher unter großen Feierlichkeiten mit seiner schönen Agnes zu Bonn öffentlich trauen, und wollte sich nun auch mit offener Gewalt in dem Besitze des Kurthums behaupten. Die Verwaltung des oberen Erzstiftes übergab er seinem Bruder Karl, die des unteren aber dem Grafen von Nüenar, seinem treuesten Anhänger. Ersterer ließ sogleich Bonn befestigen, das Geschütz aus den benachbarten Schlössern von Lechenich und Bruel herbeiführen, und er wollte sich auch von Unkel, Linz und Andernach Meister machen. Allein diese Städte rüsteten eine hinlängliche Mannschaft aus, und schlugen die Truchsessischen mit großem Verluste bis nach Bonn zurück. Dem Grafen von Nüenar ging es im untern Erzstifte nicht besser. Er hatte zwar die kleine Veste Berken eingenommen, aber Kaiserswerth war bereits schon von dem Herzoge von Sachsen Lauenburg besetzt, und auch Brüel durch die aufgebotenen Bauern überrumpelt.

In dieser Noth gewann Gebhard die Stände von Westphalen, und übergab die Regierung der rheinischen Kurlande dem Pfalzgrafen Casimir. Der Krieg begann hierauf in allen Provinzen des Erzstiftes. Die Truchsessischen haben von Bonn aus Deuz verbrannt, und die

Bairischen vor Hulst geschlagen. Dagegen haben diese den Godesberg erstiegen, und Bonn mit einer starken Armee umgeben. Karl Truchseß von Waldburg, welcher Kommandant der letztern Vestung war, wandte nun alle Mittel des Krieges und der Beredsamkeit an, um die Besatzung bei gutem Muthe zu erhalten, weil er wußte, daß von der Behauptung der Residenz auch die Erhaltung seines Bruders auf dem fürstlichen Stuhle abhing. Seinen Kriegern versprach er, wenn sie sich halten würden, reichen Sold und Belohnung; ließ Wein, Brod und Fleisch unter sie austheilen, und verglich ihren guten Zustand hinter Mauern und unter Dächern gegen das Elend der Belagerer auf offenem Felde; allein diese Vorspiegelungen verloren bald an ihrer Wirkung, als die Truppen, welche Gebhard aus Westphalen zum Entsatz geschickt hatte, an der Sieg geschlagen waren und die Lebensmittel sich verringerten. Dazu kam noch, daß der Besatzung von außen mit Sturm und Acht gedroht würde. Pirkler, ein Hauptmann derselben, trat daher erst heimlich, dann öffentlich mit den Bairischen in Unterhandlung, und zwang den ergrimmten Truchseß die Stadt zu übergeben. Der Besatzung wurde freier Abzug gestattet, Karl mit einigen seiner Anhänger gefangen. Der neu erwählte Erzbischof Ernst von Baiern nahm mit Frohlocken des Volkes Besitz von seiner Residenz und dem Kurthum. Gebhard aber und der Graf von Nüenar flohen nach Holland, um bei dieser durch die Reformation aufblühenden Republik Schutz und Unterstützung zu suchen. Die mit ihm verbundenen Domherrn aber zogen nach Straßburg, in der Hoffnung, daß sie in diesem Fürstbisthum um so leichter ihre Absichten durchsetzen könnten, als die Bürger schon lange die Reformation eingeführt und selbst einige Domherrn dieselbe angenommen hatten.

Wir haben schon in dem vorigen Buche die Mißhandlungen erzählt, welche die Bischöfe Wilhelm, Erasmus und Johann von dem Straßburger Volke erdulden mußten. Nach dem Tode der letztern brach der Streit in dem ganzen Hochstifte aus. Die katholischen Domherrn hatten, die Bürger von Straßburg fürchtend, sich nach Elsaßzabern zurückgezogen, um die bischöflichen Aemter außer der Stadt in ihrer Gewalt zu erhalten, dagegen schrieben die in Straßburg zurückgebliebenen Protestantischen einen Tag aus, um einen neuen Bischof zu wählen; da aber jene, welche dazu feierlich eingeladen waren, nicht erschienen, ja diesen sogar das Wahlrecht streitig machten, wählten letztere den Prinzen Johann Georg von Brandenburg, welcher gerade zu der Zeit zugegen war, und ihnen den Schutz seines mächtigen

Hauses und der protestantischen Fürsten versprach. Nach dieser vollzogenen Wahl unterstützte sie die Stadt mit Geld und ihren Truppen, und diese überfielen sogleich die bischöflichen Städte und Aemter, um sie dem von ihnen gewählten Prinzen unterwürfig zu machen. Die alten stiftischen Beamten und Hauptleute widersetzten sich anfänglich diesen Anfällen mit Muth und ihres Eides getreu; da aber die Straßburger Kochersberg eingenommen und den Befehlshaber des Schlosses gegen Wort und Treue enthauptet hatten, unterwarfen sich viele der Partei der Protestanten.

Nach so gewaltsamen Auftritten schrieb der Kaiser an die katholischen Domherrn und rieth ihnen, seinen Vetter Ferdinand, welcher schon als Erzherzog in Elsaß mächtig war, zu ihrem Schützer und Vertreter anzunehmen. Aber sie fürchteten die Macht Oestreichs, und wählten den Kardinal und Bischof von Metz, Karl von Lothringen zu ihrem Bischofe. Dieser mächtige und nachbarliche Prälat brachte ihnen sogleich auch Schutz und einen großen Heerhaufen, welcher die protestantische Partei aus den bischöflichen Besitzungen vertrieb und Straßburg selbst mit einer Belagerung bedrohte.

Um diese so gefährliche Fehde, an der jetzt auch die Fürsten beider Parteien Theil nahmen, zu beschwichtigen, schickte der Kaiser eine förmliche Commission an sie ab, um sie mit einander zu vergleichen. Ein jeder Theil glaubte aber das Recht auf seiner Seite zu haben, und vertheidigte seine Sache durch Schriften und Waffen. Der Cardinal von Lothringen erklärte: „Er seie von dem vom Papste und Kaiser als rechtmäßig anerkannten Kapitel gewählt und in den Besitz des Bisthums eingesetzt worden; dagegen haben sich die excommunicirten und verbannten Domherrn der kaiserlichen Mandate ohngeachtet, mit Gewalt der Kapitelhäuser bemächtigt und einen jungen Markgrafen von Brandenburg zum Administrator erhoben, unter dessen Namen und mit Hülfe der Stadt Straßburg sie das Hochstift feindlich überzogen, geplündert, erobert und gegen Wort und Gewissen die bischöflichen Hauptleute und Soldaten jämmerlich hingerichtet haben. Da nun er der Cardinal das Hochstift in einer solchen Gefahr und Noth gesehen, so habe er als Bischof und Nachbar es für seine Pflicht gehalten, dasselbe, dessen Glied er gewesen, bei seinen alten Rechten und Gewohnheiten zu erhalten, auf daß es nicht, wie jenes von Cöln, von einigen abtrünnigen Domherrn in die äußerste Noth versetzt werden möge. Er habe auch, ehe er Gewalt gebraucht, die Stadt Straßburg ersucht, ihre Mannschaft aus den stiftischen Orten zurückzuziehen. Da er aber dieses nicht erlangen könne, sei er

gezwungen worden, Ernst anzukehren. So bald die kaiserlichen Commissarien erschienen, habe er sich erbeten, die Waffen niederzulegen und die Sache durch kaiserliche Majestät schlichten zu lassen, wofern der Gegentheil sich zu dem nämlichen verstehen würde, welches aber noch nicht geschehen. Er wolle auch der Stadt Straßburg in keinem Wege feindselig begegnen, wenn sie den Abtrünnigen im Bruderhof keinen Vorschub mehr thun würden." Dagegen erwiederte die Gegenpartei: „Daß vielmehr die nach Zabern geflüchteten Domherrn die Ursache dieser Unruhe und Fehde seien, indem sie gegen die in Straßburg Gebliebenen den vermeintlichen päpstlichen Bann zu deren Spott und zum Nachtheil und Präjudiz aller evangelischen Stände in Vollzug zu bringen gesucht, wodurch denn die uralte Freiheit gänzlich aufgehoben, die päpstliche Jurisdiction gegen andere evangelischen Stände erstreckt, des Papstthums Greuel und Verstockung der Gewissen eingeführt und die von ihnen erkannte Wahrheit ausgerottet werden dürfte. Der von dem Capitel postulirte Bischof, Johann Georg, habe nichts gesucht, als sich in Besitz des Bisthums zu setzen, der ihm von Rechtswegen zukomme; zu welchem Ende ihm auch die Stadt Straßburg ihre Truppen nicht habe versagen können, nicht allein, weil sie denselben als das Haupt des Bisthums allbereits anerkannt, sondern auch nicht vorsehen können, daß die übrigen Capitularen gegen des Stifts Statuten und Herkommen, einen fremden Bischofen, ohngeachtet ihres deutschen Herkommens, wählen und aufwerfen würden. Uebrigens erklärten sie, daß auch sie mit dem Hause Lothringen in Frieden zu leben, und die Sache von Kur- und Fürsten es den übrigen Ständen der augsburgischen Confession ausgetragen wünschten."

Auf diese Weise wurde die Fehde mit erneuerter Wuth fortgeführt, die Länder der Stadt und des Bisthums verwüstet, bis endlich eine neue kaiserliche Commission die Sache dahin verglich, daß beide die Waffen niederlegen, sowohl der Cardinal als der Prinz von Brandenburg einen Theil des Bisthums so lange in Besitz halten sollte, bis ein Austrägalgericht von sechs Fürsten ihren Streit entschieden haben würde. In einem so mißlichen Zustande blieb das Bisthum von Straßburg, bis es endlich dem Herzoge Friedrich von Würtemberg im Jahre 1604 gelang, den Markgrafen von Brandenburg durch eine Summe von 130,000 Gulden baar und die Uebernahme einer Schuld von 50,000 Gulden zur Verzichtleistung auf das Bisthum zu bereden, wofür ihm aber die katholische Partei das Oberamt Oberkirchen pfandweis abtrat.

Die großen Umwelzungen und Stürme, welche ich bisher beschrieben habe, sind hauptsächlich durch die lutherische Lehre hervorgebracht worden; nun aber wälzte sich vom obern bis zum niedern Rhein ein neuer Sturm herab, welcher nicht nur die katholische Kirche sondern auch die augsburgische Confession mit dem Untergang bedrohte. Fast zu gleicher Zeit, als Luther mit seiner Reformation öffentlich aufgetreten war, hatte im Jahre 1524 Ulrich Zwingli, ein Pfarrer von Zürich, zuerst in seiner Stadt, dann in der ganzen Schweiz eine andere begonnen, welche mit der geistlichen zugleich die bürgerliche Freiheit begründen sollte. Luther war mit seiner Lehre in Fürstenstaaten aufgetreten, er mußte daher die Gewalt der Fürsten nachsuchen, ja ihnen sogar die Episcopalrechte einräumen,*) wenn er Schutz und Unterstützung finden wollte; seine Grundsätze und Kämpfe bestritten also allein die geistliche Gewalt. Dagegen war Zwingli unter Republiken gebildet und aufgewachsen, er verwarf also nicht nur, wie Luther die Hierarchie, sondern wollte auch die evangelische Freiheit und Gleichheit als Grundlage aller weltlichen Regierung anerkannt haben. Seine Lehre fand daher bald in Zürich und Bern und allen benachbarten republikanischen Reichsstädten Eingang. Es ist sogar wahrscheinlich, daß einer seiner Anhänger die zwölf berüchtigten Artikel des Bauernaufstandes verfaßt und nach Schwaben gebracht habe. Nur die Hirtencantone von Schwyz, Unterwalden und Ury, aus denen doch die Schweizerfreiheit hervorgegangen war, widersetzten sich dieser neuen Lehre, weil ein einfältiges Hirtenvolk fest und treu an dem hängt, was ihm seine Väter als Heiligthum hinterlassen haben.

Durch diese Verschiedenheit der Meinungen wurde jetzt der Schweizerbund, wie Deutschland in zwei religiös-politische Parteien getheilt; und beide rückten schon mit Haß und Waffen gegen einander, als die gemäßigten Kantone von Glarus und Appenzell dazwischen traten, und im Jahre 1529 durch einen Landfrieden den Ausbruch des bürgerlichen Krieges zurückhielten. Die Ruhe war aber nur in dem äußern Betragen, nicht in den Gemüthern hergestellt. Drei Jahre nach dem geschlossenen Landfrieden brach der Krieg zuerst in Schimpfworten, dann mit Waffen wieder aus. Zwingli, der zugleich ein geistlicher und weltlicher Reformator seyn wollte, stellte sich selbst an die Spitze seiner Zürcher, und rückte über den Albis gegen die vier Waldstädte

*) Nach diesem Grundsatze, daß der Landesherr zugleich Landesbischof wurde, übte oft eine katholische Aebtissin die bischöfliche Gewalt über ihre protestantischen Unterthanen aus.

vor. Bei Cappel kam es zu einem blutigen Treffen, worin die Züricher geschlagen wurden und Zwingli selbst geblieben war.

Dieser von den Waldstädten erfochtene Sieg hatte aber nichts weniger, als der katholischen Partei die Oberhand verschafft. Die mächtigen Kantone von Zürich und Bern blieben bei ihrer Reformation, und bald stand in Genf ein neuer Reformator Johann Chauvin oder Calvinus auf, welcher der Zwinglischen Lehre des kirchlichen und politischen Republikanismus die Wege auch nach Frankreich, Deutschland und Großbritannien bahnte. Wie also bisher Rom als Herz oder der Centralpunkt des alten positiven religiös-politischen Systems der Christenheit angesehen wurde, so jetzt Genf als das des neuen; und wie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der Genfer Reformator Calvin durch seine Schriften die Grundsätze der religiös-politischen Freiheit und Gleichheit verbreitete, so hat in der Mitte des achtzehnten der Genfer Bürger Johann Jakob Rousseau in seinem Contrat social und seinen Confessionis d'un vicaire savoyard diese Grundsätze in ein förmliches System gebracht.

Obwohl aber Calvin der Apostel einer unumschränkten Denkfreiheit sowohl in religiösen als politischen Dingen war, so haben doch er und seine ersten Schüler, wie Voltair und Hume beweisen,*) die nämliche Intolleranz und Verfolgung der anders denkenden ausgeübt, deren sie die Papisten beschuldigten. „Dieses ersieht man, sagt Ersterer, aus der Verfolgung, die er gegen den Castalio, einen Mann, der gelehrter als er war, erregte, und welchen er aus Eifersucht von Genf verbannen ließ; und aus dem grausamen Tode, den er lange Zeit hernach dem unglücklichen Michael Serveto zuzog. Dieser war so treuherzig und schrieb von Vienne in Danphinee, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, an den Calvin von der Dreieinigkeit. Sie disputirten eine Zeitlang in Briefen. Calvin verfiel vom Disputiren auf Schimpfwörter und von Schimpfwörtern auf den theologischen Haß, welcher der unversöhnlichste ist. Calvin bekam durch Verrätherei einige Bogen von einem Werke, was Serveto heimlich drucken ließ. Er schickte sie nebst den von ihm erhaltenen Briefen nach Lyon, eine Handlung, die seinen Beruf entehren mußte. Denn die sogenannten Rechte der Gesellschaft sind strenger, als alle Synoden der Welt. Calvin ließ den Serveto durch einen Spion anklagen. Welch eine Rolle für einen Apostel! Serveto, der wohl wußte, daß in Frankreich jeder Neuerer ohne Barmherzigkeit verbrannt wurde, begab sich

*) Essai d'une histoire universelle Cap. 112 und 113. Hume Geschichte von Großbritannien. 7. bis 14. Band.

unter der Zeit, daß man ihm seinen Prozeß machte, auf die Flucht, und erwählte aus einer Verblendung, die ihn zu seinem Untergange führte, gar Genf zu seiner Freistätte. Calvin unterredete sich mit ihm, um dadurch Mittel zu finden, ihn anzuklagen. Allein da zu Genf eine Rechtsgelehrsamkeit ist, die in allen Staaten nachgeahmt werden sollte, kraft welcher der Ankläger sich mit dem Beklagten zugleich in das Gefängniß setzen lassen muß, so ließ Calvin die Anklage durch einen seiner Schüler, den er statt eines Bedienten brauchte, verrichten. Endlich lag er den Richtern so lange an, brauchte die Gewalt derer, die ihn für ihren Seelsorger erkannten so lange, schrie und ließ so lange schreien, daß Gott die Hinrichtung des Michael Serveto verlange, bis er es dahin gebracht hatte, daß er lebendig verbrannt und also durch dessen Tod seine Rache befriedigt war. Er, der selbst lebendig wäre verbrannt worden, wenn er einen Fuß nach Frankreich gesetzt hätte, er der seine Stimme so heftig gegen die Verfolgungen erhoben hatte."

So verfiel Calvin, wie Luther und noch viel ärger in die Inconsequenz, daß sie, welche die Unfehlbarkeit eines aus den Repräsentanten der ganzen Christenheit bestehenden Conciliums verwarfen, sich und die Aussprüche ihrer einzelnen Vernunft als unfehlbar erklärten.

„So lange das Papstthum, sagt der Hauptmann Rock,*) die ganze christliche Welt inne hatte, und eine und dieselbe Glaubensuniform von allen getragen wurde, hatte sich dies besondere Uebel der Kirchenverfassungen noch nicht entwickelt. Dies begann hauptsächlich erst seit der Reformation. Die römische Kirche, stark durch ihr Erstgeburtsrecht und ihren Grundbesitz, hielt an ihrem Majorate fest, wo sie nur konnte, und wendete alle ihre alten Inquisitionskünste an, um es aufrecht zu halten. Der reformirte Glaube, obwohl er erklärte, daß er blos für Denkfreiheit aufgestanden, behielt immer noch die alte papistische Abneigung gegen alle Andersdenkende bei, und während er sagte: „Ich stelle dir es frei, die Schrift so auszulegen, als du es für gut findest." setzte er stets hinzu: „aber ich werde dich aller Vorrechte berauben, dich einkerkern und gelegenheitlich wohl auch verbrennen, wenn du sie nicht in demselben Geiste auslegst, wie ich."

Kaum hatte die Zwinglianische oder Calvinische Reformation an den Quellen des Rheins Wurzel gefaßt, als sich ihre Zweige längs

*) Memoiren des Hauptmanns Rock, über die Verhältnisse von Irland. Von Moore übersetzt. Breslau bei Jos. Max rc.

diesem Flusse hinab bis zu seinem Ausflusse verbreitete, nach Frankreich und Großbritannien drang und den republikanischen Geist in das Gemüth der Völker pflanzte. In den benachbarten Städten der Schweiz, in Schwaben und Elsaß, in der Reinpfalz, im cölnischen und clevischen Gebiete bis nach Westphalen und den Niederlanden, zeigten sich bald überall Prediger und Anhänger dieser Lehre, und wenn davon auch einige wieder neue Sekten, als die der Arminianer, Presbyterianer, Puritaner, Wiedertäufer und Quäker stifteten, so war doch Staats- und Kirchenfreiheit ihr gemeinschaftlicher Zweck, und eines jeden eigene Vernunft ihr einziger Richter. Sie erhielten endlich ein großes Gewicht in der Christenheit, als sich die Könige von England, die Statthalter von Holland und so viele Große und Mächtige in Deutschland, Frankreich, England und Schottland für sie erklärten. Längst dem Rheine hin wirkten aber hauptsächlich die Pfalzgrafen für sie, indem sie ihre Lehre zur herrschenden in ihren Ländern machten.

Die Fürsten aus dem Hause Wittelsbach hatten zwar seit Ludwig dem Baier und Friedrich dem Siegreichen die Weltlichkeiten des römischen Stuhles und der rheinischen Bischöfe bekämpft;*) da aber beim Ausbruche der Reformation viele ihrer Prinzen, wie Heinrich zu Worms, Georg zu Speier, Albert zu Straßburg und kurz zuvor Rupert zu Cöln zu Fürstbischöfen erhoben waren, so bekannten sich die Kurfürsten von der alten Linie nicht sogleich zur lutherischen Lehre. Nur bei den wittelsbachischen Fürsten der Nebenlinien fand die Reformation Eingang.

Indessen hatte die durch Luthers Lehre bewirkte Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer den weltlichen so viele Vortheile und Vergrößerungen verschafft, daß sie endlich der Pfalzgraf Otto Heinrich, als er Kurfürst geworden war, auch in seinen Ländern predigen ließ. Der Fortgang der lutherischen Lehre dauerte aber nur so lange, als dieser Fürst das Heft der Regierung in Händen hielt. Nach seinem Tode bekannte sich sein Nachfolger, der Kurfürst Friedrich III. öffentlich zur Calvinischen Reformation, die er bisher heimlich befördert hatte, und stellte sowohl auf der Universität zu Heidelberg, als in andern Städten und Ländern der Pfalz Lehrer an, welche danach predigen und den Gottesdienst einrichten mußten. Eine so wichtige Trennung von der durch die augsburgische Confession allein als gültig gehaltenen Lutherischen Lehre erfüllten die Protestantischen

*) Siehe rheinische Geschichten dritter Theil.

Fürsten mit Traurigkeit und Besorgniß. Sie machten dem Kurfürsten darüber erst gütliche Vorstellungen, dann Drohungen; allein Friedrich blieb fest bei seinem mit eigner Hand aufgesetzten Glaubensbekenntnisse, und dieses verbreitete sich heimlich und öffentlich längst dem Rhein hinauf und hinab unter die Protestanten.

Man kann es nicht diplomatisch behaupten, daß Friedrich schon zu der Zeit in einem politischen Verhältnisse mit den französischen Calvinisten, den sogenannten Hugonotten, gestanden habe. So viel ist aber gewiß, daß sein jüngerer Sohn für sie in Deutschland gewaffnet, und der König Heinrich IV. durch seine Partei jenen großen Einfluß auf die rheinischen und deutschen Angelegenheiten erhalten hatte, dessen Wirkungen wir künftig in diesen rheinischen Geschichten finden werden.*) Um diese Trennung in religiöser und politischer Hinsicht zu verhüten, haben die lutherisch gesinnten Fürsten durch den würtembergischen Theologen Jakob Andräe eine Concordienformel entwerfen lassen, welche die meisten protestantischen Stände unterschrieben. Zugleich suchten sie den jungen Kurprinzen Ludwig VI. auf ihre Seite zu ziehen, und dieser wurde, so bald er zur Regierung kam, der eifrigste Vertheidiger von Luthers Lehre, wie es sein Vater der Calvinischen war. Er nahm den Calvinisten die Stellen bei der Heidelberger Universität, ihrer Kirchen und Schulen, und gab sie den Lutheranern. Er wollte nicht einmal dem Hofprediger seines Vaters dessen Leichenrede zu halten gestatten, indem er es nicht mit gutem Gewissen geschehen lassen könne, daß ein Calvinist durch eine Lobrede seines Vaters Leiche beflecke. Noch in seinen Testamente erklärte er die lutherische Lehre als die allein wahre und bat als treuer Vater seine Kinder, Nachkommen und Beamten, daß sie dieses christliche Bekenntniß jederzeit rein und lauter bewahren, predigen und fortpflanzen lassen mögten. Diesem zufolge stellte er den Markgrafen Georg Friedrich von Baden, den Herzog Ludwig von Würtemberg und den Landgrafen Ludwig von Hessen, insgesammt eifrige Lutheraner, zu Vormündern seines minderjährigen Sohnes Friedrichs V. an, allein sein Bruder Johann Casimir, welcher ein eifriger Calvinist war, bemeisterte sich, Kraft der goldenen Bulle, der Vormundschaft und Regierung. Und nun wurde Ludwigs letzter Wille, die lutherische Lehre in der Rheinpfalz zu behaupten, eben so wenig geachtet, als er seines Vaters calvinische Confession den Lutheranern Preis gegeben hatte. Die von diesem vertriebenen Calvinisten rief

*) Siehe die Verhandlungen seines Gesandten Bassompiere mit den Protestantischen Ständen in Deutschland.

Johann Casimir auf ihre Lehrstellen und in ihre Kirchen zurück; die lutherischen Theologen und Lehrer wurden von der Universität zu Heidelberg verjagt und durch Calvinisten ersetzt. Selbst der minderjährige Kurprinz erhielt einen Calvinischen Hofmeister, welcher ihm den sogenannten Heidelberger Katechismus, wenn er es mit Lehre nicht vermogte, sogar mit Stockschlägen einprägen mußte. Die Wuth der pfälzischen Calvinisten gegen die Lutheraner ging endlich so weit, daß sie an die Zimmer des Regenten und andere öffentliche Gebäude folgende fanatische Verse anschlagen ließen: O Casimire potens, servos expelle Lutheri, ense, rota, ponto, funibus, igne, neca.*) Von nun an war die Calvinische Lehre an dem Rheine festgegründet, aber in keinem Lande, welches diesen Fluß umgiebt, hat sie größere Veränderungen bewirkt, als in den Niederlanden. Dort stiftete sie nicht nur eine neue Kirche, sondern auch eine neue Republik, ja sogar einen neuen Boden. Ich halte es daher der Mühe werth, hier kurz die Geschichte dieses merkwürdigen Landes einzuschalten, obwohl es an seinen eigenen Gelehrten schon würdige Geschichtsschreiber gefunden hat.

Das Land, wo sich der Rhein durch mehrere Arme in das Meer verliert, und darum das Niederland genannt wird, trug unter den Römern den Namen Belgien oder Batavia. Unter der fränkischen Herrschaft gehörte es zu dem sogenannten ripuarischen Herzogthum. Durch die Theilung der Karolinger wurde es zuerst ein Theil des Königreichs, dann des Herzogthums von Lothringen. Aus demselben gingen hernach, als die Landeshoheit anerkannt war, mehrere Grafschaften und Herrschaften hervor, als Flandern, Artois, Hennegau, Brabant, Luxemburg, Antwerpen, Mecheln, Namur, Limburg, Holland, Seeland, Friesland, Geldern, Züphten und Oberyssel. Von diesen Ländern hatten sich zuerst die Grafen von Teusterband, dann die Bischöfe von Utrecht einen großen Theil erworben. Im Jahre 1361 erbte Johann, der gute König von Frankreich, die Grafschaft Burgund, und belehnte damit Philipp den Kühnen, seinen jüngern Sohn. Dieser heirathete die reiche Margarethe von Flandern, und brachte dadurch den größten Theil der Niederlande an sein Haus, welches nun das burgundische genannt wurde.

Wir haben die Thaten seines Enkels, Karls des Kühnen, in so weit sie die rheinische Geschichte betreffen, bereits angeführt. Er

*) O mächtiger Casimir, verjage Luthers Anhänger und vertilge sie mit Feuer, Schwert, Wasser, Galgen und Rad.

hinterließ eine einzige Tochter Marie, welche sich mit Maximilian, dem Erzherzoge von Oestreich, 1477 verheirathete, und so das reiche und mächtige Herzogthum Burgund an dessen Haus brachte. Kaiser Karl V, der Enkel und Erbe Maximilians, kaufte dazu noch von dem Herzoge Georg von Sachsen, dessen Rechte auf Friesland, von dem Bischofe Heinrich die Hoheit über Utrecht und Oberyssel und von dem letzten Herzoge Karl das Herzogthum Geldern mit Züphten. Auf diese Weise wurden die östreichischen Prinzen die Herrn der gesammten Niederlande, aber ihre Gewalt war in allen den erworbenen Provinzen durch Verträge, Verfassungen und die Stände sehr eingeschränkt.

Nebst den italienischen Freistaaten waren zu der Zeit die niederländischen im Besitze des Kunstfleißes, des Handels, des Erwerbes und folglich auch der Reichthümer und Künste in Europa. Brüssel glänzte durch die Pracht des burgundischen Hofes und Adels, Gent durch seine Fabriken und Antwerpen durch seinen Handel. Das Gemisch von fürstlicher Verschwendung und bürgerlichem Erwerbe gab diesen Ländern einen Wohlstand, auf den alle benachbarten Staaten mit Bewunderung und Eifersucht sahen. Die Staaten wurden durch billige Gesetze und Gebräuche regiert; die Auflagen waren geringe und mäßig, das Volk genoß in gutmüthiger Fröhlichkeit die Früchte seines Fleißes, und seine Fürsten, obwohl nur Herzoge, schienen sowohl in Pracht als Heerschaaren die größten Könige der Christenheit zu verdunkeln. Ein solches Land erbten jetzt die bald in beiden Welten mächtigen Oestreicher.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ihnen die Verfassung eines Landes nicht gefiel, wo jeder einzelne Staat und die Staaten überhaupt ihrem Herrn Gesetze vorschreiben konnten. Schon Karl V machte öftere Versuche, selbe zu beschränken, und hatte deswegen einen Aufruhr in Gent zu bändigen. Der Geist der Empörung ergriff endlich alle Provinzen, als sich jener der Reformation damit verbunden hatte, und Karls Sohn, Philipp, König von Spanien die Inquisition einführen wollte.

Zu dieser Zeit zeichneten sich besonders zwei Volkshäupter aus, welche die ganze Revolution der Niederlande lenkten; nämlich Lamoral von Egmont und Wilhelm von Nassau. Jener war Statthalter von Flandern und Artois, und dieser, der jüngere, ein Graf von Nassau aus dem ottonischen Zweige und durch die Erbschaft seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, nun Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht. Der Graf von Egmont

Stammtafel des Nassau-Ottonischen oder Orangischen Zweiges.

Otto I. Graf von Nassau-Dillenburg 1255.

Heinrich 1323.

Otto II. 1369.

Johann I. 1440.

Engelbert I. 1442.

Engelbert II., Statthalter in den Niederlanden.

Heinrich, vermählt mit Claudia von Oranien.

Renatus, Prinz von Oranien 1544.

Moriz, Statthalter 1625. Friedrich Heinrich, Statthalter 1647.

Wilhelm II., Statthalter 1650. vermählt mit Marie, Erbin von England.

Wilhelm III., Statthalter und König von England 1702.

Johann II. oder ältere Graf von Nassau-Dillenburg 1475.

Wilhelm der ältere 1559.

Wilhelm I. der jüngere Prinz von Oranien und Statthalter in den Niederlanden, erschossen 1582. — Johann III. von Nassau-Dillenburg 1606.

Wilhelm 1602. — Johann 1620. — Georg 1623. — Philipp 1592. — Ernst Casimir 1632. — Johann.

Wilhelm Friso, Erbstatthalter der gesammten Niederlande 1711.

Wilhelm V. 1766. Erbstatthalter.

Wilhelm Friedrich, geb. 1772. — Wilhelm Georg, geb. 1774. König der Niederlande 1815.

Wilhelm Friedrich Georg, geb. 1792. Kronprinz.

war offen, durch Geist und Gestalt liebenswürdig; der Graf von Nassau aber zurückhaltend, finster, besonnen und ernsthaft. Jener schützte die Protestanten aus Liebe zur Freiheit und Duldsamkeit, dieser aus Grundsätzen und Absicht. Jener hatte durch seine Gefälligkeit die Liebe, dieser durch seine Klugheit die Achtung des Volkes erworben. Beide waren tapfer und unternehmend; aber Egmont kannte nur die Gefahr, wann sie vorüber war, Wilhelm sahe sie voraus, und suchte ihr zu begegnen. Diese Fürsten wurden jetzt die Häupter der misvergnügten Niederländer.

Philipp II. hatte bei seiner Abreise nach Spanien in diesen Provinzen seine Halbschwester, die Herzogin Margaretha von Parma, als Statthalterin hinterlassen und ihr den listigen Cardinal von Granvella mit dem Rechtsgelehrten Ulrich von Zwichem als Räthe beigegeben. An diese richteten die Misvergnügten eine Bittschrift, worin sie die Entfernung des Cardinals, die Abschaffung der Inquisition und die Erhaltung ihrer Verfassung verlangten. Kurz darauf gingen einige ihrer Abgeordneten nach Spanien, um ihre Beschwerden bei dem Könige selbst vorzubringen; dieser aber schickte, statt darauf zu antworten, den Herzog von Alba mit einem tüchtigen Kriegsheere nach den Niederlanden und forderte unbedingten Gehorsam. Sobald dessen rauhe Krieger in die Provinzen eingerückt waren, verbreitete sich Schrecken und Furcht über das freundliche Land, und das Volk, was zuvor munter und frei seine Freude ausdrückte, wurde nun mistrauisch und zurückhaltend.

Der Herzog befestigte das Amt der Inquisition, er stellte unter dem Namen eines Conseil de Troubles einen Blutrath an, welcher die Anführer des Aufruhrs verdammen mußte; und ließ den Grafen von Egmont und von Horn nebst achtzehn Edelleuten als Rebellen öffentlich auf einem Blutgerüste die Köpfe abschlagen. Ein so schreckliches Verfahren machte in den Provinzen mehr Protestanten, als die Bücher Luthers und Calvins. Es brachte das Volk zur Verzweiflung.

Indessen war der geächtete Wilhelm von Nassau-Oranien nach Deutschland zu seinen Stamms- und Religionsverwandten geflohen und brachte einiges Volk auf, mit welchem er sich den Spaniern entgegen stellte. Nach einigen erhaltenen Vortheilen wurde sein Bruder Ludwig bei Jemmingen geschlagen und er mußte seine Krieger auseinander gehen lassen, weil er sie nicht bezahlen konnte

Der furchterliche Herzog von Alba verdoppelte hierauf seine Strenge. Er führte eine Auflage des zehnten Pfennings auf alle

bewegliche und unbewegliche Güter ein. In Harlem und den Städten, welche ihm Widerstand geleistet hatten, wurden die Einwohner ohne alle Schonung niedergehauen. In allen Orten ließ er Blutgerichte und Wächter anstellen, und er rühmte sich selbst, daß er achtzehntausend Geusen allein durch Scharfrichter habe hinrichten lassen. Man nannte aus Verachtung die damaligen Patrioten, welche entweder zu Wasser oder zu Land für ihre Freiheit fochten, die Land- und die See-Geusen. Einer der letztern überrumpelte mit einer kleinen Flotte Briel und Vliessingen. Der Herzog von Alba wurde zurückberufen, nachdem ihm Philipp eine Ehrensäule für seine Grausamkeiten hatte setzen lassen; an seine Stelle wurde der Großkomthur Ludwig von Zuniga und Reguesens nach den Niederlanden geschickt. Dieser schlug die Oranier bei Mookerheide, wo die zwei Brüder Wilhelms, Ludwig und Heinrich geblieben sind. Er belagerte Leiden; und der Krieg wurde mit eben so viel Bitterkeit als Muth und Geschicklichkeit geführt.

Italien und die Niederlande sind zu der Zeit als die Schulen der neuen Kriegskunst angesehen worden Beide Länder gaben durch die Menge der Gebirge, Flüsse, Seen, Kanäle und Festungen den Kriegern einen eben so gefahr- als ruhmvollen Schauplatz ihrer Heldenthaten. Die streitenden Parteien waren zugleich durch Ehre und Freiheitsliebe beseelt, und die größten Feldherrn der Christenheit, ein Alba, ein Wilhelm, ein Dom Juan d'Austria, ein Alexander Farnese und Spinola führten sie an. Man erstaunt, wenn man in dieser Geschichte die verzweifelte Vertheidigung von Leiden und Harlem und die kühne Belagerung von Antwerpen liest. Bei ersterer setzten die Patrioten, indem sie die Dämme durchstachen, ganze Provinzen unter Wasser, um sich zu retten; bei letzterer errichtete Alexander, wie der König gleichen Namens bei Tyrus, einen Damm, wodurch er dem Meere und den Belagerten zugleich trotzte. Es waren keine Feldzüge, worin eine gewonnene oder verlorene Schlacht sogleich über das Schicksal ganzer Länder entscheidet. Man machte sich Platz für Platz, Fluß für Fluß, Damm für Damm streitig; jede Stadt wurde mit wechselseitigem Muthe genommen und wiedergenommen. Mehr als hundert Schlachten und Belagerungen wurden für ein Land geführt, das ehemals nur einen Kreis des deutschen Reichs ausmachte und arme Häringsfischer nährte.

Nachdem Alexander Farnese die Patrioten bei Gemblours aufs Haupt geschlagen hatte, vereinigte er die katholisch gebliebenen Provinzen, nämlich Wälschflandern, Artois und Hennegau, und erhielt

sie dem Könige von Spanien; dagegen verband der Prinz von Oranien die protestantischen durch die Utrechter Union, und ließ sich unter dem Titel eines Statthalters die Gewalt zu Wasser und zu Land geben. Bei jenen herrschte die katholische Religion, der Adel und der Reichthum, bei diesen die Reformation, die Freiheit und Genügsamkeit.

Indessen aber eroberte der Herzog von Parma Dornik, Oudenarde, Dünkirchen, Brüssel, Mecheln und viele andere Städte; und der Prinz Wilhelm wurde durch einen fanatischen Meuchelmörder, Balthasar Gerard, zu Delft erschossen.

In diesem Drange trugen die Patrioten, um sich zu retten, ihre Herrschaft bald dem französischen, bald dem englischen, bald dem deutsch-östreichischen Hofe an; aber keiner wollte dieses gefährliche Geschenk annehmen. Der Kaiser schickte zwar den Erzherzog Mathias, der König von Frankreich den Prinzen Franz von Anjou und die Königin Elisabeth den Grafen von Leicester mit Geld und Kriegsvolk zu Hülfe; aber da jeder von diesen selbst Herr in den Niederlanden werden wollte, wurden sie am Ende alle wieder von beiden Parteien vertrieben.

Unter diesen Verwirrungen war Wilhelms I. Sohn, Moriz, herangewachsen, und vollführte, was sein Vater angefangen hatte. Dieser junge Held gab gleich die erste Probe seines Geistes durch den Ueberfall von Breda. Er vertrieb hierauf die Spanier aus Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen. Er schlug sie zuletzt noch einmal bei Neuport und zwang endlich den mächtigen Philipp, die neue Republik der vereinigten Niederlande durch einen Waffenstillstand 1609 zu Antwerpen anzuerkennen, welcher durch den westphälischen Frieden 1648 bestätigt wurde.

Die Kämpfe der Schweizer und Niederländer für ihre Freiheit erinnern an die schönsten Zeiten von Griechenland und Rom. Eben so große Kraftanstrengung, eben so merkwürdige Unternehmungen, eben so übermächtige Feinde und eben so große Feldherrn und Anführer.

Während diesem Kampfe für Freiheit war Holland, so wollen wir diese neue Republik künftig nennen, eine Seemacht und einer der reichsten Handelsstaaten geworden, und ihre Unternehmungen im Frieden sind nicht minder merkwürdig, als ihre Thaten im Kriege. Es ist sonderbar, daß die Provinzen, welche bei dem Ausbruche der Revolution die ärmsten und unbedeutensten gewesen sind, am Ende derselben ihre Mitschwestern an Reichthum, Handel und Ansehen

übertrafen. Die armen Holländer lebten ehemals in diesem Abwurfe des festen Landes hauptsächlich von ihren Viehweiden und dem Häringsfange. Ihre Wohnungen waren schlechte Hütten, ihre Kleidung ein Zwilchgippen, ihr Hausgeräthe von Erde oder Holz, und ihr Hauptnahrungsmittel Butter und Käse. Ihr ganzer Luxus bestand in Ordnung, Reinlichkeit und Volksfesten Durch Fleiß, Sparsamkeit und Handel haben sie sich die Reichthümer der Welt erworben. Man sagt gewöhnlich: in Holland taugen die vier Elemente nichts; allein ein fleißiges freies Volk wußte den Elementen wie den Königen zu trotzen. Die Holländer gewannen durch Dämme und Kanäle dem Meere die Erde ab; sie verschafften sich durch Läuterungen gutes trinkbares Wasser. Durch Austrocknung der Sümpfe reinigten sie die dicke Luft, und aus dem Moore gruben sie sich ihre Feuerung, den Torf. Sie schifften bald auf allen Inseln und in allen Weltheilen herum, und brachten dort die Schätze und Genüsse der reicheren Völker mit, welche ihnen ihr Mutterland versagt hatte. In kurzer Zeit standen sie als ein mächtiges Gemeinwesen da, was die größten Könige der Erde zittern machte, die nordischen Staaten beschützte, und ganze Königreiche in Indien beherrschte.

Nachdem sie durch die bisher geführten Kriege eine Seemacht geworden waren, nahmen sie den Portugiesen Brasilien in Amerika und Coromandel nebst andern ostindischen Inseln in Asien weg. Dort wo die gütige Natur die Gewürze hervor bringt, und der Weinstock zweimal des Jahrs blüht, gründeten sie ein neues Batavia. Ihre großen Admiräle Tromp und Ruyter schlugen die Flotten der mächtigen Spanier und Engländer. Peter Heyn und Cornelius Houtmann eroberten das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie errichteten endlich eine Handlungskompagnie, welche zu der Zeit alle dergleichen Anstalten sowohl an Macht als Reichthum übertraf. Vom Jahre 1598 bis 1648 gingen dreihundert und vier und dreißig Schiffe aus Ostindien nach Holland, und vom Jahre 1648 bis 1703 kamen deren schon über tausend an. Im Jahre 1656 stiegen die Actien auf 380, im Jahre 1658 auf 400, im Jahre 1663 auf 470. Im Jahre 1672 kamen vierzehn Schiffe mit einem Werthe von 140 Tonnen Goldes beladen, und im Jahre 1697 eine Flotte in Holland an, deren Waaren beim Einkauf nur fünf, beim Verkauf aber auf zwanzig Millionen Gulden geschätzt wurde. Diese glücklichen Rückfrachten erhöheten die Actien so sehr, daß sie im Jahre 1719 auf 902, und im Jahre 1720 bis auf 1260 stiegen.

Durch so außerordentliche Gewinnste bekamen sowohl die Städte

als Länder Hollands eine ganz andere Gestalt. Die Provinzen und Ortschaften wurden durch große Kanäle mit einander verbunden, und die Kauffartheischiffe konnten bis vor den Thüren der Häuser laden. Die Dämme waren Spaziergänge geworden, mit schattigten Bäumen besetzt. Amsterdam, Rotterdam und Vliessingen glänzten durch schöne Häuser und Waarenlager, Haag, Utrecht und Breda durch fürstliche Palläste und reizende Gärten. Armen- und gelehrte Anstalten wurden mit königlichem Aufwande angelegt. Sowohl die öffentlichen als Privatgebäude waren durch die Kunstwerke der niederländischen Schule geziert, die Hausgeräthe und Kleidungen kostbar. Alle Arten fremder und einheimischer Seltenheiten und Schätze fand man in den Zimmern der reichen Kaufleute. Der Umlauf des baaren Geldes war so schnell, daß man, um seine Abnutzung zu verhüten, eine Bank errichten mußte; und die größten Mächte von Europa wandten sich an die reichen Holländer, um Geld zu ihren Kriegen, oder Waaren für ihre Bedürfnisse zu leihen.

Bei allem diesem Reichthume und Wohlstande hat der Holländer nie den Geist der Einfachheit und republikanischen Gleichheit verloren. Seine Wohnung, seine Geräthe, seine Kleidung und sein Aufwand war kostbar, aber auch von einem innern Werthe. Er wußte sich durch Gastmäler, Feste und Schauspiele zu belustigen; aber sie durften seine Geschäfte nicht hindern. Er zeigte in seiner Haushaltung nicht den Geschmack und die Auswahl der Italiener und Franzosen, aber an Reinlichkeit und netter Anordnung übertraf er alle Nationen. Jeder Reisende wandelt noch gerne nach jenen der Natur und der Tyrannei abgetrotzten Ländern, wo Palläste und Gärten aus dem Wasser hervorgingen, Schiffe und Flotten durch die Gassen fahren, und der Mensch sich alles selbst geschaffen hat.

Nachdem die Holländer auf die Weise ihre Freiheit erkämpft, und ihr Land zur reichsten Republik der Christenheit gemacht hatten, fing der Geist der Willkür und der Verfolgung unter ihnen selbst an, Wurzel zu fassen; und eben die Prinzen, welche bisher ihre Vertheidiger waren, wollten nun ihre Unterdrücker werden.

Zwei Theologen, Gomar und Armin trennten jetzt die Provinzen in zwei Parteien, welche sich von ihnen die Gomaristen und Arminianer nannten. Sie verfolgten und haßten einander eben so, wie es zuvor die Katholiken und Protestanten gethan hatten. Die Häupter des Staates, nämlich Moriz der Statthalter und der Rathspensionär Olden Barnevelt stellten sich an ihre Spitze. Jener wollte sich durch die Gomaristen zum unumschränk-

ten Herrn machen, dieser durch die Arminianer die republikanische Gleichheit erhalten. Der Statthalter ließ im Jahre 1618 eine Kirchenversammlung von den berühmtesten reformirten Theologen aus allen christlichen Ländern zu Dordrecht zusammen kommen, welche die Arminianer verdammen mußte. Bald hierauf wurde Olden Barnevelt, Aegidius von Ladenberg, der berühmte Hugo Grotius und andere freie Republikaner des Hochverraths angeklagt, und ersterer öffentlich als ein Staatsverbrecher hingerichtet. Die Statthalter übten jetzt die nämliche Bedrückung und Verfolgung aus, welche sie an Philipp II. und der katholischen Kirche getadelt hatten.

„Die Väter der Dortrechter Kirchenversammlung, sagt Voltaire, die so sehr gegen die Gewalt und Härte der Väter anderer Kirchenversammlungen geeifert hatten, verdammten die Arminianer, wie sie selbst von jenen zu Trient verdammt wurden. Mehr als hundert arminianische Priester wurden aus den sieben Provinzen verbannt. Der Prinz Moriz nahm sechs und zwanzig Commissarien aus dem Adel und dem Magistrate, die den Großpensionär Barneveld, den berühmten Hugo Grotius und einige andere von der Partei verurtheilen mußten. Man hatte sie sechs Monate gefangen sitzen lassen, ehe man ihnen den Proceß machte.“

Eine von den Hauptursachen der Empörung der sieben Provinzen und der Prinzen von Oranien bestand darin, daß der Herzog von Alba die Gefangenen lange Zeit, ohne sie zu richten, schmachten, und endlich durch Commissarien verdammen ließ. Die nämlichen Beschwerden, die man unter der spanischen Monarchie hatte, kamen im Schooße der Freiheit wieder zum Vorschein. Barneveld verlor zu Haag den Kopf, auf eine noch ungerechtere Weise, als die Grafen von Egmont und Horn zu Brüssel. Es war ein 70jähriger Greis, der seiner Republik in allen politischen Angelegenheiten mit eben so vielem Glücke gedient hatte, als Moriz und seine Brüder durch die Waffen. In dem Todesurtheil stand: Er habe die Kirche Gottes aufs äußerste gekränkt.

Hugo Grotius hatte sich indessen in einem Kasten, welchen ihm seine Frau unter dem Vorwande, als sei er mit Büchern gefüllt, zuschickte, aus dem Gefängnisse gerettet. Auch der Sohn des unglücklichen Barneveld war entflohen, als man ihn einer Verschwörung gegen den Prinzen beschuldigte; aber dessen Freunde und selbst dessen Bruder wurden hingerichtet, und letzterer aus keiner andern Ursache, als weil er seinen Bruder nicht verrathen wollte.

Durch diese Grausamkeiten wurde die arminianische und republikanische Partei eher gestärkt als geschwächt; und die oranisch-gomarische verlor in dem Verhältnisse an Anhang und Macht, als sie sich selbe Gewalthätigkeiten erlaubte. Nachdem Moriz und sein Sohn Wilhelm II. so gefährliche Angriffe auf die Freiheiten der Republik versucht hatten, hinterließ letzterer einen minderjährigen Prinzen, Wilhelm III., unter einer streitigen Vormundschaft. Dieses veranlaßte die Generalstaaten, eine allgemeine außerordentliche Versammlung im Haag anzustellen, und der Rathspensionär Johann de Witt brachte es endlich dahin, daß die Statthalterschaft in der Provinz Holland durch ein immerwährendes Edikt im Jahre 1668 abgeschafft wurde.

Ich habe die Geschichte der Niederlande darum so weit hier fortgesetzt, weil die bisher erzählten Begebenheiten eine Folge der Reformation waren, und zugleich die Ursachen enthalten, warum diese neue Republik nicht mit der Kraft an dem jetzt folgenden dreißigjährigen Kriege hatte mitwirken können, welche sie noch einig und von Freiheit begeistert gegen den übermächtigen Philipp II. geäußert hatte. Durch den im Jahre 1609 zu Antwerpen abgeschlossenen Waffenstillstand war zwar ihre Unabhängigkeit, wie in dem Passauer Vertrage und in dem Religionsfrieden vom Jahre 1555 den deutschen Protestanten die Religionsfreiheit zugestanden; allein der allgemeine Frieden in der Christenheit bei weitem noch nicht hergestellt. Die Denkfreiheit hatte unter den Protestanten mehrere sich einander bekämpfende Sekten hervorgebracht. Der Reformationsgeist hatte sich nicht mehr allein auf Deutschland eingeschränkt, sondern auch Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Ungarn und Polen ergriffen, und Europa war nicht mehr wie zur Zeit des Conciliums von Constanz nach Nationen und Ländern, sondern nach Religionsparteien geschieden. Diese großen Veränderungen, welche seit der Erscheinung Luthers und Zwingli's sowohl im kirchlichen als politischen Systeme vorgegangen waren, werden uns die Ursache erklären, warum während des dreißigjährigen Krieges und der ihn endenden westphälischen Friedensunterhandlungen die rheinische und deutsche Geschichte nicht blos rheinisch und deutsch, sondern europäische, ja Weltgeschichte werden mußte. Die großen sich bekämpfenden Parteien standen schon lange gerüstet und streitlustig gegen einander über. Sie erwarteten nur eine scheinbare Gelegenheit, um das gezückte Schwert zum Streite zu ziehen, und diese gab ihnen,

wie wir im folgenden Buche hören werden, der Todesfall eines rheinischen Fürsten.

Drittes Buch.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges am Rhein.

Die Herzogthümer von Berg, Jülich und Cleve, und die Grafschaften von Ravensberg und von der Mark waren, wie wir bereits gehört haben, durch Wechselheirathen und weibliche Erbfolge alle auf ein Haus gekommen, welches nun mächtig am untern Rheine herrschte.*) Dieses Haus ist im Jahre 1609 mit Johann Wilhelm ausgestorben, und auf seine Länder machten Sachsen, Brandenburg und Pfalz zugleich Ansprüche. Ersteres gründete seine Rechte auf eine Eheverbindung des Kurfürsten Johann Friedrichs mit der Clevischen Prinzessin Sibylla, als der Schwester Johann Wilhelms; das zweite stützte sich auf die Verbindung mit der Prinzessin Anna, deren Mutter Maria Eleonora, des letztverstorbenen Herzogs älteste Schwester war; und das letzte auf die Rechte der noch lebenden Anna, welche Philipp Ludwig von Pfalzneuburg geheirathet hatte. Jeder dieser Prätendenten suchte Unterstützung und Hülfe, und fand sie auch; denn es war sowohl der katholisch-östreichischen, als der protestantisch-französischen Parthei daran gelegen, einen Fürsten aus ihrer Mitte zu dem Besitze so wichtiger Länder zu bringen. Da man aber darüber durch Verträge vor der Hand nicht einig werden konnte, so erwachte dadurch der alte Religionskrieg wieder, und beide Parteien griffen zu den Waffen, um sich in ihren Rechten zu behaupten. Von protestantischer Seite bildete sich eine Union unter dem Schutze Frankreichs, dessen Haupt Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz war, auf der katholischen eine Ligue, an deren Spitze Maximilian, Herzog von Baiern stand. Das wittelsbachische Haus ließ sich also wieder zu einem neuen Kriege verleiten, der einem oder dem andern Zweige desselben den Untergang bringen sollte.

Um diese Zeit trugen die misvergnügten Protestanten in Böhmen dem Kurfürsten von der Pfalz ihren königlichen Thron an, von dem

*) Siehe meine rheinischen Geschichten, dreizehntes Buch, Seite 238.

sie den Kaiser Ferdinand II. von Oestreich getrieben hatten. Friedrich weigerte sich anfänglich, ein so gefährliches Geschenk anzunehmen; allein seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter König Jakobs I. von England, beredete ihn, sich jetzt statt des Kurfürsten von Sachsen an die Spitze der Protestanten zu stellen, und durch deren Unterstützung dem Hause Oestreich d e Krone von Böhmem, und wenn dies glückte, auch die Kaiserkrone zu entreißen. Da er ihr darüber seine Bedenklichkeiten äußerte, und ihr vorstellte, daß er als ein reicher und mächtiger Kurfürst viel glücklicher mit ihr leben könnte, als ein armer König, sagte sie ihm mit Stolz: „Ich will lieber Käse und trocken Brod an der Tafel eines Königs, als die köstlichen Gerichte an dem Tische eines Kurfürsten essen.“ Friedrich durch seine schöne Gattin und eine Königskrone zugleich geblendet, stellte sich also an die Spitze der protestantischen Heerhaufen, und ließ sich von seinen böhmischen Glaubensgenossen zu Prag als ihren König feierlich krönen.

Auf dieses kühne Unternehmen rüstete sich sogleich die katholische Ligue gegen ihn. Der spanisch-östreichische General von Spinola rückte von den Niederlanden aus gegen die untere Pfalz vor, indem er Kreuznach, Bacharach, Oppenheim, Alzei und andere pfälzische Orte einnahm, und Maximilian von Baiern zog dem Kurfürsten gen Prag entgegen, und schlug bei dieser Stadt 1620 dessen Truppen gänzlich.

Nach diesem Siege verbreiteten sich die liguistischen Heerhaufen durch ganz Deutschland, und jene der Union wurden entweder zerstreut oder paralisirt. Der Kurfürst Friedrich wurde mit seinen Anhängern in die Acht erklärt, die Oberpfalz von den Baiern, die Unterpfalz von den Spaniern besetzt, und er mußte mit seiner stolzen Gemahlin flüchtig gehen, welche der Pöbel spottweis nur die Winterkönigin nannte. Indessen fand sie unter den ihrem Gemahl dienenden Feldherrn doch noch einen, welcher sich nach Ritterart ihren Paladin nannte und es wagte, sie wieder nach der Pfalz zu führen, den Grafen Ernst von Mansfeld. Ueberzeugt, daß in einer so verwirrten und gesetzlosen Zeit Muth und Parteigeist oft größere Macht verschaffen, als ererbte Länder und Fürstenthümer, bildete er sich schon gleich bei dem Ausbruche des Krieges aus eigenen Mitteln einen Heerhaufen, womit er bald hier bald dort die Anführer der Ligue im Schach hielt. Nach der Schlacht bei Prag verließ er Böhmen, sammelte sich in Franken und Schwaben eine Armee von 20,000 Mann, entsetzte die von den spanischen Ge-

neral von Cordua belagerten Städte der Pfalz, schlug den herbeieilenden Tilly bei Wiesloch und brachte den flüchtigen Friedrich mit seiner schönen Gemahlin triumphirend nach der Pfalz zurück.

Aufgeweckt von Mansfelds kühnen Thaten eilten nun auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Herzog Christian von Braunschweig herbei; allein Tilly, welcher jetzt neue Truppen an sich gezogen hatte, schlug erstern den 6. Mai 1622 bei Wimpfen, den letztern bei Höchst, und nahm Manheim und Heidelberg mit Sturm ein. Im Jahre 1625 vereinigte er sich mit Wallenstein gegen den König von Dänemark, zerstreute dessen Truppen bei Lutter und beide bedrohten die Ostsee. Die Macht des Kaisers war auf den höchsten Punkt gestiegen. Bald sahe man auch die Folgen davon. Der Kurfürst von der Pfalz wurde seiner Kurwürde entsetzt, und dieselbe dem Herzoge von Baiern übergeben. Die Herzoge von Meklenburg wurden in die Acht erklärt, und ihre Länder dem kaiserlichen General Wallenstein zugetheilt; die von protestantischen Fürsten bisher eingenommenen Fürstbisthümer östreichischen Prinzen eingeräumt, und endlich erschien ein sogenanntes Restitutions-Edict, vermöge welchem alle seit dem passauer Vertrage eingezogene mittelbare Stifter, Klöster und andere Kirchengüter wieder herzustellen; alle dem geistlichen Vorbehalte in protestantische Hände gekommene unmittelbare Stifter wieder mit katholischen Bischöfen zu besetzen; katholische Stände in ihrer Reformation nicht zu hindern, und nur der augsburger Confession zugethanenen zu dulden seyn sollten. Im Gefühle dieser Uebermacht äusserte der stolze Wallenstein unverholen: daß nun die Zeit gekommen sei, wo die geistlichen Kurfürsten dem Kaiser wieder an der Tafel vorbeten, die weltlichen ihn bedienen müßten.

Diese Fortschritte der Ligue erfüllten alle Protestanten in und ausser Deutschland mit Furcht und Schrecken, und die mit der Macht der Liguisten anwachsende Macht des Hauses Oestreich alle europäische Höfe mit Besorgniß und Eifersucht. Selbst der Herzog von Baiern und die geistlichen Kurfürsten, durch den Stolz Wallensteins aufgebracht, drangen mit Vorstellungen so nachdrücklich in den Kaiser, daß dieser den übermüthigen Feldherrn von dem Heere entfernte, und die Leitung der liguistischen Truppen allein dem alten Tilly überließ. Was aber weder der Protestanten Waffen noch der Kurfürsten Intriguen ausrichten konnten, that ein katholischer Cardinal, Richelieu. Eben so schlau in der Entwerfung, als kühn in der Ausführung seiner Plane suchte dieser Staatsmann schon lange durch

8

öffentliche und heimliche Gesandte die Furcht der protestantischen Höfe zu unterhalten. Jetzt unterstützte er sie mit Geld und Diversionen und schaffte ihnen durch einen Vertrag mit Schweden einen Helden an die Spitze, der den Siegen des Kaiser Ferdinands II. und der Ligue auf einmal Einhalt that. Gustav Adolf, König in Schweden, aufgereizt durch die Macht des Kaisers und den Stolz Wallensteins, tapfer im Felde und klug in den Staatsgeschäften, als Sieger in Polen schon berühmt und unterstützt durch französische Hülfsgelder, kam jetzt durch Vermittlung Richelieus nach Deutschland, und erklärte sich als Haupt und Schützer der Protestanten. Die Heldenthaten und Unternehmungen dieses großen Königs sind von andern Geschichtschreibern umständlich aufgeschrieben worden; ich muß mich nur auf das beschränken, was er am Rhein wirkte.

Der König von Schweden landete im Jahre 1631 ungefähr mit 13000 Mann auf der Insel Rügen; aber in kurzem hatte er seine Truppen mit jenen der Protestanten vermehrt, Pommern und Brandenburg in Besitz genommen, den kaiserlichen General Tilly bei Leipzig geschlagen und fast alle deutsche Länder bis an den Rhein erobert. Erfurt, Miltenberg, Aschaffenburg, Steinheim und Höchst nebst den dazu gehörigen Aemtern des mainzischen Erzstiftes wurden von seinen Truppen besetzt. Frankfurt mußte trotz seiner Weigerung ihm die Thore öffnen. Wie ein unbezwinglicher Heros nahte er sich dem Rheine, um auch jenseits dieses Flusses seine Siege und Eroberungen zu verbreiten.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck dieser so schnelle Zug des Hauptfeindes der Katholiken auf den Hof und das Volk von Mainz gemacht habe. Der Kurfürst Anselm Casimir flüchtete mit seinen Räthen und Dienern nach Cöln, der Adel und die Geistlichen zerstreuten sich umher, die Schätze und Archive wurden eingepackt und auf Wägen oder Schiffen fortgeführt; die Brücken abgeworfen, die Stadt in Eile befestigt, und sogar der Ausfluß des Mains mit versenkten Schiffen, Steinen, Ketten und spitzigen Pfeilern gesperrt. Alles war voll Schrecken, alles voll Angst, alles in Verlegenheit, als Gustav Adolf von Frankfurt über die Bergstraße und Gernsheim an den Rhein kam, um in der Gegend von Oppenheim überzusetzen.

Die spanischen und liguistischen Truppen, welche das jenseitige Ufer besetzt hatten, wollten ihm den Uebergang verwehren. Sie errichteten in der Gegend, wo der Rhein bei Oppenheim eine Krümmung bildet, Schanzen auf, vertheilten sich längst dem Ufer von

Nierstein bis Gorheim, schossen von den Anhöhen auf die schwedischen Soldaten, und zogen alle Schiffe und Fahrzeuge auf das linke Rhinufer. Allein der muthige und siegreiche König ließ sich in seinem Heldenzuge nicht aufhalten. Seine Reiter mußten durch den Fluß schwimmen, er brachte einige Schiffe und Flöße zusammen, worauf das Fußvolk folgte, endlich setzte er selbst, wie die Sage geht, auf einem Scheunenthore über den großen majestätischen Fluß. Noch steht ein Denkmal an dem Orte, wo dies geschehen ist.

Sobald der Uebergang im Angesichte des Feindes und unter dem Donner des feindlichen Geschützes vollzogen war, griffen die Schweden mit ihrem tapfern Könige an der Spitze die Spanier in der Ebene von Guntersblum an, trieben sie durch Dienheim zurück und nahmen endlich Oppenheim selbst ein.

Die Nachricht von dem Uebergange Gustav Adolfs brachte nun die Bestürzung der Mainzer auf das Aeußerste; und selbst der Muth der spanischen Besatzung wurde durch die Niedergeschlagenheit der Geistlichen und der Einwohner in Furcht verwandelt. Man dachte nicht mehr daran, sich zu vertheidigen, sondern zu capituliren. Den 6. Dezember 1632 war Gustav über den Rhein gesetzt, und den 8. erschien er schon in der Gegend des Albansbergs vor den Thoren von Mainz. Gleich wurden diese Höhen mit Truppen und Geschütz besetzt, den spanischen Kanonen geantwortet, die Kirchen und nahen Häuser beschossen, und die Stadt mit Sturm und Plünderung bedroht. Die Einwohner drangen flehend in den spanischen Commandanten Don Sylvio und baten ihn, die Festung zu übergeben. Es wurde daher ein Trompeter in das feindliche Lager geschickt, und auf einen ehrenvollen Abzug der Besatzung, auf Schutz der Personen und des Eigenthums, und die Erhaltung der Verfassung und Religionsübung angetragen. Gustav ging die Bedingnisse ein. Die Spanier zogen mit klingendem Spiele ab; die Thore und Vesten wurden mit Schweden besetzt, und der König zog den 23. Dezember in Mainz ein, von den Protestanten als eine himmlische Erscheinung, von den Katholiken als eine Strafruthe Gottes angesehen.

Während dem Gustav das obere Erzstift und das Mainzer Land auf dem linken Rheinufer erobert hatte, nahmen der Landgraf von Hessenkassel und der Herzog Bernhard von Weimar jenes auf dem rechten in Besitz. Der Landgraf hatte bei der Einnahme der Aemter in Hessen und der Grafschaft Königstein wenig Widerstand gefunden; als aber der Herzog Bernhard das Rheingau bedrohte, setzte sich

das ganze Land zur Gegenwehr, was doch während des Bauernkrieges gegen seine Fürsten aufgestanden war.

Wir haben bereits schon in dem zehnten Buche der rheinischen Geschichten die Vertheidigungs-Anstalten dieser Rheingegend beschrieben; und wie sie gegen Westen durch den Rhein, gegen Norden und in den Flanken durch das Gebück geschützt war. Bernard wollte anfänglich gerade bei Walf eindringen; als er aber eine anhaltende Reihe von Bollwerken und bewehrte durch Religionseifer begeisterte Truppen vor sich fand, zog er mit einem Theile seiner Soldaten rechts über die Höhe, drang nicht ohne Widerstand durch das Gebück und kam so den streitenden Rheingauern in den Rücken. Diese Seitenbewegung verschaffte ihm bald den Besitz des ganzen Landes. Das Gebück war jetzt durchbrochen, die Truppen und Bollwerke umgangen, die Bürger und Soldaten zerstreut und alle Städtchen und Ortschaften mit Feuer und Schwerdt bedroht. Die Schweden besetzten sogleich die Schlösser zu Eltvill, Ehrenfels und den Mäusethurm; endlich wurden ihnen auch alle andern Bollwerke und das ganze Land eingeräumt. Gleich nach dieser Eroberung ging Bernard bei Rüdesheim und dem Mäusethurm über den Rhein, vereinigte sich mit Gustav bei Bingen, und nachdem beide noch Kaub, Bacherach und Kreuznach theils mit Sturm, theils mit Capitulation eingenommen hatten, zogen sie nach Mainz zurück, um da ihre fernern Plane zu überdenken.

Man kann die Zeit der Einnahme von Mainz und der benachbarten Länder als die glänzendste Epoche in dem Heldenleben Gustav Adolfs ansehen. Er stand auf dem höchsten Punkte seines Ruhms und seines Glücks; war gefürchtet von den Katholiken, geehrt und fast angebetet von den Protestanten; die vertriebenen Fürsten suchten seinen Schutz und seine Hülfe; die Könige und Mächte Europens seine Freundschaft und Bündnisse, die katholischen Fürsten seine Schonung und Gnade. Durch Sieg und Rechtlichkeit zugleich berühmt, schien er jetzt der Schiedsrichter der europäisch-christlichen Angelegenheiten zu seyn. Es ist aber leider meistens der Fall, daß auch die rechtlichsten Menschen im Glücke ungerecht werden. Gustav Adolf, der bisher neben seinem Schwerte immer des Hugo Grotius Völkerrecht bei sich führte, wurde in dem schönen und reichen Mainz, selbst gegen den Rath seines Kanzlers Oxenstierna, ein Schüler des Machiavelli.

Unter andern bittenden Fürsten erschien auch der vertriebene Kurfürst von der Pfalz, in der Hoffnung, von dem großmüthigen Sieger seine verlornen Länder wieder zu erhalten. Um seiner Bitte mehr

Nachdruck zu geben, hatte ihn seine Gattin begleitet, und glaubte, durch Schönheit und Unglück jetzt doppelt reizend, auf das Herz eines Königs wirken zu können, der eben so galant als tapfer war. Sie erschien zwar nicht in der ehemaligen Pracht einer Königin oder Königstochter. Ihr schönes Haar war nur durch eine Perlenschnur zusammen gebunden; den weißen Hals und die hohe Brust deckte ein einfaches Nesseltuch und den schlanken Leib umfaßte ein Mieder, von dem ein schwarzer sammtner Schlepprock in großen Falten zum niedlichen Fuße wallte. In einer so spärlichen Kleidung, aber durch ihren Kummer jetzt doppelt interessant, begleitete sie ihren Gemahl zu dem Könige von Schweden.

Es wird für die rheinischen Geschichten nicht unpassend befunden werden, wenn ich hier die Gespräche und Unterhaltungen wörtlich einrücke, welche zu der Zeit Gustav Adolf sowohl mit den deutschen Fürsten als den fremden Gesandten gepflogen, und ich theils aus Handschriften, theils aus bewährten Geschichtschreibern zusammen getragen habe. Sie schildern den Helden durch seine eignen Worte.

Sich im Besitze von Mainz und des diese Stadt umgebenden schönen und reichen Landes fühlend, gab er den um ihn versammelten Fürsten und Gesandten in der Martinsburg eine große Tafel, welche mit den Erzeugnissen und köstlichen Weinen des Rheines herrlich besetzt war, wobei entweder eine kriegerische Musik erschallte, oder lustige und ernsthafte Gespräche geführt werden.

Nachdem die Tafel aufgehoben und die Könige von Schweden und Böhmen sich die Hände gewaschen hatten, traten beide zusammen und Gustav sagte zu dem letztern: „Ja der Krieg ist jetzt schwer zu führen. Ich wollte wünschen, daß der König von England, Ihr Schwiegervater, Sie besser unterstützt hätte.“ Hierauf antwortete der König von Böhmen: „Ich hoffe nun gewiß, daß der König von England jetzt nicht mit Hülfe zurück bleiben wird.“ „Ja etliche tausend Mann zu haben, unterbrach ihn der König, ist jetzt nicht genug, einer großen Armade Widerstand zu leisten. Es reicht noch nicht hin, für Ew. Liebden Krieg zu führen. wenn man jetzt was ausrichten wollte, müßte man sich besser angreifen.“ Mit diesen Worten kamen sie zu den andern Fürsten und das Gespräch wurde mit folgenden Worten fortgesetzt.

Gustav. Wenn man jetzt honestis modis Friedenstractate treffen könnte, worauf etwas Gewisses zu bauen wäre, und welche den bedrängten Unterthanen, wie auch Ew. Liebden zum Heil und Wohlfart gereichen mögten, wollte ich wohl der Bedrängten wegen, denen

zu gut ich jetzo mein Leib und Blut dran setze, als auch Kursachsen den theuren Frieden wünschen, und dann einmal mich wieder in Ruhe setzen. Aber daß man solche Friedensbedingnisse eingehen wollte, wie nach der Zerstreuung der Unions-Verwandten Kursachsen mit Oestreich und dem liguistischen Haufen getroffen, wodurch nicht allein der Fürsten Ehre und Würde geschmälert und verletzt, sondern auch die Religion, welche unsre Vorfahren hoch und theuer, wie billig und recht, gehalten und erhalten, in die Schanz und Gefahr gesetzt, daß theils deswegen ihre Güter verlassen, theils auch dieselben um ihre Seelen gebracht worden; zu einem solchen Frieden wollte ich meines Theils nicht rathen. Ich kann wohl leiden, daß Kursachsen, wie er es genugsam schon gethan, sich über mich beschwert, daß ich zu solchen Friedenstractaten übel zu bringen bin. Zwar könnte ich für meine Person wohl leichtlich mit dem Kaiser accordiren, und nach Schweden gehen; wie es aber euch Reichsfürsten und den armen Unterthanen alsdann ergehen würde, was für einen Tanz sie mit euch spielen würden, kann man leichtlich erachten.

Pfalzgraf Georg Gustav. Wir haben Ew. Majestät nun einmal in unser Reich herein bekommen, und wir lassen Sie jetzt nicht sobald wieder hinaus. Ich für meine Person wollte, so ich noch ein Jahr zwanzig zurück hätte, mit Freuden die Waffen ergreifen, und mein Heil mit den Liguisten versuchen. Denn ich will lieber sterben, als so verachtet und beschimpft ohne Freiheit leben.

Gustav. Ja, wie gesagt, Frieden wollte ich wohl herzlich gern dem deutschen Lande wünschen, auch sogar meinen Privatnutzen, den ich doch nicht gering schätzen kann, an die Seite setzen, wenn nur der edle Friede des deutschen Lands und dessen Freiheiten und Wohlfart wiederbracht werden könnten. Durch was für Mittel aber solches geschehen könnte, sehe ich nicht. Denn so wir tractiren wollten, mußte Kursachsen vom Hause Oestreich und vom Baierfürsten, welchem sie zur Kur geholfen, abstehen. Wollte es dies nicht thun, so würde ich vielweniger von Ew. Liebden (Friedrich) als meinem Blutsfreunde abweichen, dem die Kur von Rechtswegen gehört. Denn ich habe nur einen Theil von Deutschland mit dem Schwerdte erworben.

Georg Gustav. Mittel möchten wohl noch zu finden seyn, wenn die Liguistischen das bei ihnen nun schon eingewurzelte axioma ungepractizirt ließen: man muß den Ketzern keinen Glauben halten.

Gustav. Wissen Ew. Liebden kein Mittel? Ich weiß wohl eines vorzuschlagen. Wir müssen eben das axioma practiziren und

dasselbe auch allegesammt, wie sie es eingegangen, fest und innig halten und ins Werk setzen. Ich für meine Person bin also gesonnen, und ich wollte sie, so Gott mir ferner die Gnade geben möchte, auch alle aus der Welt jagen; denn ich bilde mir ein, so viel in Stockholm und in meinem Reiche zu seyn, als der Kaiser zu Wien. Fragt er nichts nach mir, so frage ich auch nichts nach ihm. Ja ich will noch in Schweden mehr von meinen Unterthanen erhalten, und sie sollen mir auch mehr gehorchen, als des Kaisers seine gethan und noch thun (sich zum Landgrafen von Darmstadt wendend) Ew. Liebden können ihm das wohl wieder sagen; denn ich weiß wohl, daß sie gut kaiserlich sind.

Der Landgraf. In so weit ich, wie alle Reichsfürsten dem Kaiser und Reiche Treue geschworen haben, bin ich gut kaiserlich.

Gustav. Wer noch etliche dreißigtausend Reichsthaler zum Recompens bekömmt, kann doch wohl gut kaiserlich seyn; denn so ich einem etwas verehren wollte, müßte er sich desselben wohl demeritirt haben.

Landgraf. Ich weiß nicht, was Ew. Majestät damit sagen wollen. So viel aber weiß ich, daß, wenn Ew. Majestät nur wollten, der Kaiser gerne Frieden machen würde. Sie würden auf die Art zu dem Ruhme, den sie sich bereits durch ihre Waffen erworben haben, noch den hinzufügen, Deutschland und ganz Europa die so sehr gewünschte Ruhe verschafft zu haben.

Gustav. Dies ist eine sehr schmeichelhafte Aussicht, die aber für mich nichts neues hat, und die ich mir selbst schon oft gemacht habe; allein es kömmt alles darauf an, die Reichsgesetze auf einen festen Fuß wieder herzustellen; und hierin wird der Kaiser ohne solche Einschränkungen nicht willigen, bei welchen die mit mir verbundenen Stände seiner Rache beständig ausgesetzt bleiben würden. Ich läugne es nicht, daß es mir äußerst kränkend ist, wenn ich einige Fürsten und Stände in einer so wichtigen Angelegenheit ganz gleichgültig erblicke, wenn ich sehe, daß einige als Anhänger des Kaisers um eines elenden Gewinnstes wegen, die Religion und öffentliche Freiheit aufopfern, und da sie es doch am meisten genossen, jetzt, da sie zum allgemeinen Besten Etwas herschießen sollten, sich damit eximiren, daß man tractiren möge. Ich für meinen Theil wollte bald mit dem Kaiser und der Ligue fertig werden, wenn ich nicht die Gefahr derer, die sich willig zur Beschützung ihrer Freiheit und Wiederbringung des Friedens hervorgethan und ausgerüstet, bedächte. Denn gesetzt, ich ginge jetzt die Friedensmittel ein, so müßten

mir die Liguisten die Kriegskosten erstatten, von wem würden sie aber solche fordern, als von euch? Da sie nun in der Güte nichts erhalten könnten, so wird man euch mit starken Garnisonen drücken, also, daß ihr dieselbe nicht nur würdet erlegen müssen, sondern man würde auch leicht Ursache suchen, euch von Land und Leuten zu verjagen und somit eure Unterthanen um Leib und Seele bringen. Es ist deswegen weder billig noch rathsam, sich zu einer Zeit, wo wirs Gottlob so weit gebracht haben, eximiren und nichts zum gemeinen Besten hergeben zu wollen. Wir können jetzt, wenn wir zusammen hielten, dem Feinde eine Armee von sechzigtausend Mann entgegen stellen, und würde es nicht besser seyn, wenn wir uns alle vereinigten und mit gemeinschaftlichen Kräften das Werk vollführten, das Gott so augenscheinlich bisher gesegnet hat, als wenn wir uns durch eitle Hoffnungen eines Friedens einschläfern lassen, der jetzt noch nicht zu Stande kommen kann? und den man auch nicht eher erhalten wird, als bis der Feind völlig entkräftet und unvermögend seyn wird, den Krieg weiter fortzusetzen.

Zu diesen Aeußerungen, welche Gustav Adolf in der Martinsburg zu Mainz an die deutschen Fürsten gerichtet hatte, will ich diejenigen beifügen, welche er zu der nämlichen Zeit den Gesandten der europäischen Mächte mitgetheilt hat. Wir wollen mit dem Marquis de Breze, dem Gesandten des Königs von Frankreich, seines Alliirten, den Anfang machen. Nachdem dieser sein Creditiv überreicht hatte, sprach Gustav also:

Gustav. Ich danke dem Könige von Frankreich für den zärtlichen Antheil, so er an meinen Siegen nimmt. Auch fordert es unser beiderseitiges Interesse, die Uebermacht des Hauses Oestreich zu brechen. Indessen wäre mir's sehr angenehm gewesen, wenn wir uns beide persönlich hätten sprechen können.

Breze. Ihro Majestät, mein König, befinden sich nicht ganz wohl.

Gustav. Es wäre nur, um den Plan zu unsern Operationen gemeinschaftlich zu überlegen.

Breze. Hierüber haben mich Sr. Majestät Höchstihro Gesinnungen wissen lassen.

Gustav. Und die wären?

Breze. Der König, mein Herr, ersucht Ihro Majestät, mit ihren Waffen weiter nicht nach dem Elsaß vorzurücken, sondern es der Krone Frankreich zu überlassen, diese Provinz dem Hause Oestreich zu entreißen.

Gustav. Ich bin als ein Beschützer und nicht als ein Verräther des deutschen Reichs gekommen. Ich will es in seinen ersten Zustand wieder setzen und nicht zerreißen lassen. Nicht eine Stadt soll mir davon getrennt werden.

Breze. Auf diese Weise könnten aber die Operationen, die Macht des Hauses Oestreich gemeinschaftlich zu zernichten, gestört werden.

Gustav. Will Ihr König Theil an diesem großen Werke nehmen, so thue er's gegen Spanien. Dort ist dieses Haus noch fürchterlich genug; dort und in Italien mag er Provinzen erobern, nur hier in Deutschland laß er mir freie Hände. Allein hab ich hier die große Rolle übernommen, und will mit Gottes Hülfe auch allein damit fertig werden.

Breze. Indessen scheinen Ihro Majestät sich doch zu weit von der graden Linie ihres Zweckes zu entfernen. Sie bemächtigen sich des Rheins, indem doch die Wege über die Donau ins Herz von Oestreich führen.

Gustav. Herr Abgesandter! darüber habe ich nur Gott und mir Rechenschaft zu geben.

Breze. Darob entstehen aber Eifersucht, Furcht und Mißtrauen selbst unter ihren Bundsgenossen.

Gustav. Das Ende vom Spiele wird alles lehren.

Breze. Die Operationen Ew. Majestät am Rhein haben viele Bewegungen an manchem Hofe und selbst bei meinem Könige erregt. Der Fürstbischof von Würzburg gewinnt vieles Zutrauen bei meinem Herrn. Er beschuldigt Sie weitaussehender Entwürfe; er sagt: Sie wollten sich nicht nur in Deutschland festsetzen, sondern auch bald die Hugonotten in Frankreich unterstützen und so in unserm Reiche, wie es schon in Deutschland geschehen, die katholische Religion vertilgen.

Gustav. Ihr König wird doch meinem Worte und meiner That mehr Glauben beimessen, als den Ränken eines von Oestreich und dem Papste abgeschickten Prälaten.

Breze. Bei einem frommen Fürsten, wie mein König ist, würden diese Beschuldigungen leicht Eingang finden, wenn nicht der Cardinal von Richelieu der Sache eine andere Wendung zu geben wüßte.

Gustav. Der Cardinal — ist auch der Cardinal.

Breze. Die Hauptabsicht des Cardinals geht immer nur dahin, die Uebermacht des Hauses Oestreich zu stürzen; davon ihn

abzuführen ist weder Ungleichheit der Religion, noch Privatnutzen der Krone, noch eitles Geschwätz im Stande. Er wandelt grade seinen Weg und verliert niemals seinen Zweck aus den Augen.

Gustav. Ich kenne ja den Cardinal und schätze darob seinen hohen Geist. Ist nicht der Cardinal ihr Schwager?

Breze. Ja Sire.

Gustav. Wenn ich und Richelieu die Sache des großen Gleichgewichts gegen Oestreich und eines gerechten Friedens abzuhandeln hätten, so glaub' ich wohl, daß alles besser und weit leichter ginge.

Breze. Wenn Ew. Majestät gegen Frankreich etwas näher rücken wollten, so wird der Cardinal von Richelieu sich bei Höchstdenselben einfinden.

Diese stolzen Worte des Franzosen empörten den König und er sagte:

Gustav. Herr Abgesandter! Ich halte mich nicht für geringer, als jeder andere Monarch. Alle Könige sind wohl einander gleich, und meine Vorfahren haben den Königen von Frankreich nie den Vorrang zugestanden. Glaubt Ihr Herr, daß es genug seie, mir seinen Minister zu schicken, so werde ich einen meiner Bedienten absenden, der in meinem Namen des Cardinals Antrag hören soll.

Mit diesen Worten gab er dem Marquis das Zeichen der Entlassung. Dieser antwortete betroffen:

Breze. Der Antrag kömmt ja nicht von meinem Herrn — der Cardinal wünscht nur — Gustav aber wiederholte das Zeichen und der Gesandte entfernte sich mit tiefer Verbeugung und wollte des Königs Zorn nicht noch mehr reizen. Bald nach dieser Unterhaltung erschien auch St. Etienne, der französische Resident zu München, und als ihn Gustav Adolf vor sich gelassen hatte, sagte er:

Gustav. Wie! noch ein französischer Gesandte? Vor kurzem hat ja Ihr König den Marquis de Breze an mich geschickt, wo ist Ihr Creditiv?

St. Etienne. In diesem Character erschein ich nicht vor Ew. Majestät, vielmehr ist die Absicht meines Hierseins, den großen Schweden-König zu bewundern, und ihm sonach unterthänigst aufzuwarten. — Doch hätte ich nebenher und ins Geheim vom Herzoge von Baiern noch einen Auftrag.

Gustav. Vom Herzoge von Baiern? — Und der wäre?

St. Etienne. Ew. Majestät in seinem Namen Neutralitäts- und Friedensvorschläge zu machen.

Gustav. Ich kann mir nicht einbilden, daß es dem Herzoge von Baiern Ernst sein sollte, sich mit mir zu vergleichen. Sowohl sein aufgefangener Brief, als auch das vom Kaiser an ihn abgelassene und in meine Hände gerathene Schreiben, worin er ihm unter dem Commando des von Friedland funfzigtausend Mann zu Hülfe zu schicken verspricht, beweisen das Gegentheil. Ich kann solches um so eher geschehen lassen, weil dadurch Baiern zu Grunde gerichtet und mir und meiner Armee kein Schaden zugefügt wird.

St.-Etienne. Dem Könige von Frankreich, meinem Herrn und Ihrem Bundsgenossen, würde auch gewiß ein großer Gefallen geschehen, wenn Ew. Majestät dem Herzoge von Baiern die Neutralität zugeständen.

Gustav. Der Herzog von Baiern hat mir bis Bamberg feindlich nachgesetzt, und mir Ursache genug gegeben, mich zu vertheidigen.

St. Etienne. Daran ist der Herzog gewiß nicht Schuld. Er wußte nichts von allem dem. Tilly hat vom Herzoge den Auftrag nicht gehabt, Ew. Majestät anzugreifen, sondern die Bamberger haben ihn dringend angefleht, ins Bisthum Bamberg einzurücken.

Gustav. Ich sehe wohl, daß Sie hierher gekommen sind, mich zu betrügen, und mich mit Unwahrheiten aufzuziehen. Hat nicht der Herzog von Baiern seine Miliz dabei gehabt? und war Tilly dazu nicht von ihm beordert worden, warum hat er ihn nicht hängen lassen?

St. Etienne. Der Herzog ist gewiß keiner Falschheit fähig. Er ist der beste und bravste Fürst. Auch können Ew. Majestät nicht glauben, mit wie viel Achtung und Ehrfurcht der Herzog stets von Höchstdenselben spricht.

Gustav. Es läßt sich zum Lobe einer Laus viel sagen: was für ein getreues, beständiges und dem Menschen nützliches Thier sie sei, das ihnen das böse Blut aussauge. Ich kenne nun den Herzog von Baiern und seinen Pfaffenschwarm. Er trägt den Mantel nach dem Winde, wie es die Umstände erfordern, und ich werde mich diesmal nicht von ihm betrügen lassen.

St. Etienne. So tief herabgewürdigt zu werden von Ew. Majestät verdient der Herzog nicht. Man ehrt ihn überall als einen biedern Fürsten, und selbst mein Herr, der König von Frankreich, schätzt ihn. Ein Fürst wird oft, wie Ew. Majestät selbst erfahren haben, zu Schritten verleitet, welche sehr zweideutig scheinen; allein dazu zwingt sie die Noth; daraus läßt sich auf den Character eines

solchen Fürsten nicht schließen, sonst könnte Frankreich auch an Höchstdero Schritten deuteln.

Gustav. Ich verzeihe Ihnen Ihre Unwissenheit; Sie bedienen sich aber der französischen Freiheit im Reden zu sehr. Sie sollten wissen, daß ich und Ihr König im bessern Vernehmen stehen, als Sie glauben. Sie sind nicht von ihm zu mir geschickt worden. Sie haben kein Creditiv aufzuweisen, und eben deswegen sollten Sie mit mehrerem Respect mit mir reden und in Erwägung ziehen, mit wem Sie reden und an welchem Orte Sie reden. Ich bin der französischen Leichtigkeit nicht gewöhnt.

St. Etienne. Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst um Verzeihung, wenn ich Sie durch meinen unbescheidenen Eifer für den Herzog von Baiern erzürnt habe. Ich bin nur gekommen, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie für den Herzog von Baiern Friedensbedingungen vorzuschlagen geruhen mögten.

Gustav. Nicht eher, bis der Herzog seine Armee abgedankt und das Gewehr niedergelegt hat.

St. Etienne. Indessen könnten doch jetzt einige Punktationen zum Frieden einstweilen aufgesetzt werden.

Gustav. Ich wiederhole es nochmal. Ihre Absicht geht blos dahin, mich zu betrügen und Aufschub zu suchen, bis sich der Feind verstärkt hat. Ein armer Sünder richtet ohne vorhergängige Reue und Buße bei Gott nichts aus. Eben so ist es mit dem Herzoge von Baiern. Mit dem Degen in der Faust will er sich mit mir vergleichen.

St. Etienne. Ich sehe wohl, Ew. Majestät Mistrauen gegen den Herzog und mich ist nicht zu tilgen, als durch die That. Inzwischen könnten doch, wenn Ew. Majestät geruhen wollten, Vergleichsvorschläge nur zur Probe von des Herzogs gutem Willen einstweilen aufgesetzt werden. Es bleibt ja immer Höchstdenselben noch unbenommen, zu thun, was Ihnen beliebt. Sie bleiben ja immer noch in dem Stande, wo sie jetzt sind.

Gustav. Nun denn! Wenn der Herzog von Baiern seine Armee auseinandergehen lassen und sich eidlich anheischig machen will, binnen drei Jahren nicht gegen mich zu dienen, so soll gegen ihn und sein ganzes Land keine Feindseligkeit ausgeübt werden. — Oder wenn ihm dies nicht gefällt, so räume er mir Ingolstadt ein, und gebe mir hinlängliche Sicherheit, daß er dem Feinde keinen fernern Vorschub thun, alles, was er meinen Freunden und Bundsgenossen abgenommen hat, wieder heraus geben, und seine Truppen abdanken oder doch wenige halten will.

St. Etienne. Ew. Majestät können versichert seyn, daß der Herzog stündlich bereit ist, seine ihm zugehörigen Truppen abzudanken. Allein wie Höchstdieselben wohl selbst wissen werden, steht es nicht in seiner Gewalt, in Ansehung der kaiserlichen und liguistischen Truppen ein Gleiches vorzunehmen.

Gustav. Ich sehe Ihre Betrügerei bei diesen Distinctionen sehr wohl ein, allein seyn Sie versichert, daß, wenn bis morgen der Vergleich nicht zu Stande kömmt, ich mich gegen Baiern so betragen werde, daß der Herzog und sein Anhang erfahren sollen, daß sie es mit ihrem Feinde zu thun haben.

St. Etienne. Ueberlegen Ew. Majestät wohl, was sie thun. Der Herzog ist ein Bundsgenosse meines Herrn, und Ludwig siehet es, wie ich weiß, sehr gern, wenn es bei der Neutralität bliebe.

Gustav. Darüber hab' ich Ihnen schon genug gesagt. Ich weiß Ihres Königs Gesinnungen besser, als Sie Herr Resident von München. Ich bin von seiner Freundschaft überzeugt. Will er indessen dem Herzoge vierzigtausend Mann zuschicken, so muß ich's geschehen lassen. Es ist mir gleichgültig, mit was für einer Nation ich streite.

St. Etienne. Sr. allerchristlichste Majestät werden die katholische Religion und auch den Herzog von Baiern nicht sinken lassen.

Gustav. Sehr gut, wenn der König, Ihr Herr, Lust hat, sich mit mir zu schlagen, so kann er sich die Mühe ersparen mich aufzusuchen. Ich werde mit hunderttausend Mann nach Paris kommen. Gehen Sie und sagen sie dieses dem Herzoge von Baiern.

Auf gleiche Weise und im Gefühle seiner Siege und seiner Macht empfing er auch den englischen Gesandten Vane, als dieser von seinem Könige an ihn abgeschickt war, und den Glückwunsch wegen seinen Siegen ihm also vortrug.

Vane. Der König von England, mein Herr, nimmt allen Antheil an den siegreichen Fortschritten Ew. Majestät am Rheine. Er wünscht nichts so sehr, als daß der große Gustav Adolf bald Meister aller Pfälzischen Länder werden möge, um sie alsdann ihrem rechtmäßigen Herrn und Fürsten, dem Könige von Böhmen, großmüthigst wieder einzuräumen.

Gustav. In der That! Es befremdet mich sehr, von dem Könige von England solche Zumuthungen zu hören, da er doch meine Waffen und die gute Sache so wenig unterstützt; da er mit Spanien Friede macht, statt seine Flotte gegen dieses Reich zu schicken.

Die Spanier sind es, welche den Kurfürsten von der Pfalz seiner Länder beraubt, ihn nebst seiner Gemahlin aus Deutschland vertrieben haben; die Spanier besitzen gegenwärtig noch einen Theil der Unterpfalz, und doch hat England mit diesem Volk Frieden abgeschlossen. Ihr Herr, der König überläßt seine Schwester, seinen Schwager und ihre Kinder dem unbarmherzigen Schicksale; er läßt sie wie vertriebene Bettler im Elende schmachten, und fordert dann von mir, für diese unglückliche Familie mehr zu thun, als er nicht Willens ist.

Vane. Ew. Majestät haben sich doch in allen Ihren Manifesten anheischig gemacht, alle vom Kaiser und der Liga verfolgte und unterdrückte Fürsten in ihre Staaten wieder einzusetzen. Da nun der Kurfürst von der Pfalz gewiß der unglücklichste ist, so kann man es wohl dem Könige von England nicht verargen, wenn er Ew. Majestät an die Erfüllung dieser öffentlich gethanenen Zusagen erneuert.

Gustav. Gehen Sie mein Herr! Ich kenne wohl die Sprache des englischen Ministeriums; sie klingt nach spanischem Golde, und Sie selbst mein Herr reden wie ein verkappter Spanier, oder gar wie ein Jesuit.

Vane. Ihro Majestät — —

Gustav. Ich weiß, das großmüthige englische Volk denkt hierin edler, als das Ministerium. Die Zeit wird noch alles lehren. Wenn indessen der König von England ein Bündniß mit mir gegen Spanien schließen, und mir zwölftausend Mann überlassen will, die er aber auf seine Kosten unterhalten und über die ich uneingeschränkt gebieten muß, so bin ich bereitwillig dazu, und ich verpflichte mich, die Spanier und den Herzog von Baiern so weit zu bringen, daß sie alles, was sie dem kurpfälzischen Hause abgenommen haben, wieder herausgeben sollen.

Vane. Ein solches Bündniß mit Ew. Majestät zu schließen, habe ich weder Vollmacht noch Befehl.

Gustav. Wenn dieses ist, so ist es vergeblich, wegen Wiederherstellung des Königs von Böhmen in mich zu dringen. Sie kommen wenigstens zu spät. Mit Frankreich hab' ich mich darüber schon besprochen und ich werde thun, was Rechtens ist.

Diese ausweichenden Worte Gustav Adolfs hinterbrachte Vane dem Kurfürsten von der Pfalz; aber dieser, schon an Unglück gewöhnt, sagte ihm:

Friedrich. Ich meiner Seits habe noch keine Ursache, mich

über den König von Schweden zu beklagen. Er hegt die besten Gesinnungen gegen mich, und erzeigt mir viele Freundschaft. Allein ich halte jetzo bei ihm um Nichts an, weil ich hoffe, in der Folge doch alles noch zu bekommen.

Mit gleichen Glückwünschungen, wie Vane, erschien auch jetzt von Tott, der dänische Gesandte, obwohl der König von Dänemark, der als der Protestanten Haupt bei Lutter geschlagen war, und nun Gustavs Glück beneidete. Er sagte:

Von Tott. Der König von Dänemark, mein Herr, läßt Ew. Majestät durch mich wegen so vielen rühmlich erworbenen Siegen Glück wünschen, und versichert Sie seiner beständigen Freundschaft. Zugleich hab' ich den Auftrag, Höchstdenselben seine Vermittlung zu einem Frieden in Deutschland anzubieten.

Gustav. Ich erkenne den Antheil, den der König, Ihr Herr, an dem Glücke meiner Waffen nehmen will, und die Versicherungen seiner Freundschaft mit allem Danke, auch werde ich alles zur Unterhaltung dieser für unsre beiden Reiche ersprießliche Einigkeit beitragen. Die angebotne Vermittlung zum Frieden ist mir desto angenehmer, je mehr ich wünsche, daß Mittel ausfindig gemacht werden mögen, wodurch ein sicherer und dauerhafter Friede zu Stande gebracht werden könne, und je schwerer mir die auf meinen Schultern liegende Last wird, zu deren Erleichterung niemand etwas beitragen will. Ich für meine Person würde mich zwar mit aller Ehre und mit manchen Vortheilen aus diesem mühesamen Kriege heraus ziehen und mich sicher genug setzen können, um von dem Kaiser nichts zu befürchten zu haben; allein da meine Absichten nicht auf mein Privatinteresse, sondern auf die Wohlfart des evangelischen Wesens gerichtet sind, so kann ich mich auch nicht eher in Friedensunterhandlungen einlassen, bis unter den Protestanten eine solche Vereinigung bewerkstelligt ist, bei der sie sich gegen den Kaiser schützen können, im Fall derselbe den Frieden wieder brechen sollte. Das melden Sie nebst meinem Danke für seine Attention und Zusicherung meiner Freundschaft dem Könige von Dänemark.

Nachdem Gustav Adolf auf die Weise mit eben so viel Klugheit als Stolz die Gesandten der zweideutigen Mächte abgefertigt hatte, empfing er mit eben so viel Klugheit als Wohlwollen jene der Völker. So erwiederte er dem Gesandten der vereinigten Staaten Hollands, dem Cornelius Pavius oder Pau, auf die von ihm gebrachten Glückwünschungen:

Gustav. Ich danke eurer Republik für den herzlichen Antheil,

welchen sie an meinem Siegen nimmt. Wir fechten ja alle für eine gute Sache gegen einerlei Unterdrückung. Es ist das nämliche Haus, was die tapfern Bataver in den Niederlanden, und ich in Deutschland bekriegen. Und wenn meine Truppen allenfalls am Niederrhein weiter vordringen sollten, so werde ich mir es zur Ehre rechnen, mich mit den wackern Holländern zu vereinigen, welche bisher mit so viel Muth als Ruhm ihre Freiheit vertheidigt haben.

Pavius. Ich bin überzeugt, daß meine hochmögenden Herrn und Mitbürger den Vorschlag Ew. Majestät mit Dank und Freude annehmen werden, wenn anders das gedemüthigte Spanien noch Sinnes ist, sein Joch uns ferner auflegen zu wollen. Indessen werde ich meinen Herren, den Generalstaaten, von den großmüthigen Gesinnungen Ew. Majestät unverzüglich Nachricht ertheilen.

Gustav. Thun Sie das, lieber Pavius. Versichern Sie die tapfern und freien Holländer meiner ganzen Ergebenheit und Freundschaft, und setzen Sie dieses noch hinzu: daß ich, falls uns der liebe Gott einen sichern Frieden gewähren sollte, ich mich bei demselben für ihre ewige Freiheit und Unabhängigkeit mit meiner königlichen Ehre verbürgen werde.

Nach diesen öffentlichen Gesandten erschienen auch noch heimliche, von misvergnügten Völkern oder Parteien abgeschickt, welche Gustavs Siege muthig und kühn gemacht hatte. Davon trat Radziwill von Polen zuerst auf und redete den König also an:

Radziwill. Ich komme im Namen der durchlauchtigsten Republik von Polen, Ew. Majestät den Tod unsers Königs Sigismund anzuzeigen, zugleich habe ich, wo nicht von dem größern, doch gewiß dem klügern Theile unsrer Nation, den Auftrag, Höchstdenselben die polnische Krone anzubieten.

Gustav. Ich danke den edlen Polen für den freundschaftlichen Antrag einer Krone, welche der schönste Schmuck meines Hauptes werden könnte. Auch wäre es gewiß für beide Reiche, sowohl Polen als Schweden, sehr vortheilhaft, wenn durch eine solche Vereinigung zweier Kronen auf einem Haupte die Zwistigkeiten dieser Nationen aufhören, die vereinte Macht derselben gegen Oestreich und Rußland gewendet und die Freiheit der Religion herbeigeführt würde. Polen könnte sich alsdann gar leicht von allem fremden Einflusse losmachen, seine Verfassung verbessern und befestigen und so vereinigt mit Schweden ein großes Gewicht sowohl in den nördlichen als südlichen Angelegenheiten Europens erhalten. Indessen glaube ich denn doch nicht, daß uns dieser Plan gelingen

wird. Die Polen sind unter sich zu sehr getheilt, der Einfluß von Oestreich und Rußland auf dieses Reich noch zu stark, Sigismund hat seinem Sohne Wladislaus schon einen mächtigen Anhang verschafft, der nicht ohne fremde Unterstützung bleiben wird, und es geben in einem solchen Staate immer Schwätzer und bestochene Verläumder die Menge, welche meine Absichten verschwärzen, meine Gesinnungen falsch deuten und überhaupt meine Person verdächtig machen werden. Alle diese Dinge könnten mich allerdings von einem Schritte abhalten, welchen ich vielleicht wieder zurückthun müßte. Ich bitte daher sowohl Sie, mein Fürst, als die übrigen für mich gutgesinnten Magnaten, die Sache, wenn ich mich anders einlassen soll, so glimpflich als möglich zu betreiben, und Falls aus der Erlangung der Krone nichts werden und Wladislaus dennoch durchdringen sollte, es wenigstens bei diesem Prinzem dahin zu bringen, daß er allen Ansprüchen auf Schweden entsagen und so sich und den Polen künftige Verdrießlichkeiten ersparen möge.

Radziwill. Ich bewundere Ew. Majestät Klugheit, mit der sie sich in dieses Geschäft einzumischen geruhen wollen. Indessen kann ich Ew. Majestät versichern, daß der Patriotismus der Polen nicht so ganz erloschen ist, und daß die Partei, die ich für Höchstdieselben gewonnen habe, auch nicht so unbeträchtlich ist, als unsre Feinde und andere überdienstfertige Leute ausstreuen. Wollen Ew. Majestät sich nur mit Kraft und Thätigkeit für die gute Sache verwenden, so bin ich überzeugt, daß wir Höchstdieselben doch noch als unsern König verehren würden.

Gustav. Gut also: Ich werde meine Gesandten mit besondern Instructionen auf den Reichstag schicken, alsdann werden wir sehen, was die Ergebenheit der edlen Magnaten für meine Person ausrichten wird, für welche ich denselben meinen schuldigen Dank abstatte.

Nach diesem Abgesandten einer misvergnügten polischen Partei erschien auch Bonsidai, der Abgesandte einer ungarischen, vor Gustav. Dieser redete ihn also an:

Gustav. Willkommen braver Ungar! Wie geht's? Was neues von eurer tapfern Nation und ihrem heldenmüthigen Anführer Racoczy?

Bonsidai. Der Fürst von Siebenbürgen dankt Ew. Majestät für die bezeigte Freundschaft, und nimmt das angetragene Bündniß gegen Ferdinand mit offenem Herzen an, nur wünscht er, daß

es jetzt noch, bis er sich mehr verstärkt und seine Macht in unserm Vaterlande mehr gegründet hätte, geheim gehalten würde.

Gustav. Das soll es; nur freut es mich, mit einem solchen Fürsten, wie Racoczy ist und einer so braven Nation, wie die Ungarn und Siebenbürger sind, in einen Bund gegen Ferdinand getreten zu seyn. Recht so! alle freie und tapfere Völker müssen zusammenstehen, um gegen den Despotismus und die Uebermacht des östreichischen Hauses zu kämpfen. Auch fand sich nie für eure tapfere Nation eine schicklichere Gelegenheit, das Joch dieses euch fremden Stammes abzuschütteln, und einen Zweig aus eurem eignen Blute entsprossen und nach eurer vaterländischen Sitte erzogen, auf Ungarns Thron zu pflanzen. Der Türke ist im Aufbrechen; Venedig blickt auf seine alten Besitzungen zurück. Ich rücke grade jetzt ins Herz von Oestreich; wie leicht kann da Racoczy sich und eure Nation an diesem fremden Hause rächen, was euch das Blut, so ihr für es vergossen, nur mit Undank und Sclaverei belohnt.

Bonsidai. Wir alle und Racoczy fühlen dieses tief und auch den Antheil, den Ew. Majestät an unserm Schicksale nehmen wollen; nur finden wir es klug, jetzt noch nicht loszubrechen. Wir sind jetzt noch nicht stark genug und Ferdinand hat immer noch seinen Anhang. Bis dahin bleibe also das Bündniß noch geheim.

Gustav. So sei es denn; und somit wünsche ich den braven Ungarn Sieg und das unschätzbare Gut — Freiheit

Zu gleicher Zeit erschien auch noch Villaploma, ein heimlicher Abgesandter der misvergnügten Catalonier, um Gustavs Hülfe nachzusuchen, und man sieht an allen diesen Verhandlungen, daß seit dem Ausbruche der Reformation jetzt Europa und die Christenheit von dem Bosphorus bis zu dem Weltmeere in zwei feindliche Parteien getheilt war, wovon die eine ihre alten Rechte behaupten, die andere neue erwerben wollte. Nachdem dieser Abgesandte dem Könige die Bedrückungen der spanischen Regierung und der Inquisition mit den schauderhaftesten Farben geschildert hatte, wollte er ihm beweisen, daß ihre Partei sich schon über die ganze Halbinsel von den Pyrenäen bis nach Portugal verbreitet habe, und nur einer fremden Unterstützung bedürfe, um das Haus Oestreich auch dort zu stürzen. Hierauf antwortete der König:

Gustav. Ja, ihr lieben Leute, ich wollte gern allen bedrückten Völkern helfen; aber ihr sehet, ich habe schon hier in Deutschland die Hände voll zu thun. Indessen will ich mich bei den Köni-

gen von Frankreich und England für euch verwenden. Von beiden Mächten müßt ihr für jetzt das meiste erwarten.

Villaploma. Das thaten wir auch schon, aber wir erhielten nur ausweichende Erklärungen.

Gustav. Ich sehe wohl, die unterdrückten Völker werden vor Spanien und Oestreich keine Ruhe haben, bis sie jemand finden, der diesen die Gold- und Silbergruben in Peru und Mexico wegnimmt Wenn ich ein tapfer Kriegshaupt wüste, welches den Krieg in Deutschland zur Freiheit der Stände für mich hinausführen könnte, so wollte ich mit Hülfe meiner Freunde eine Flotte mit genugsamen Kriegsvolk ausrüsten, und, solches Vorhaben auszuführen, einen Zug übers Meer thun.

Indessen nahm sowohl die Rechtlichkeit in seiner Politik, als die Zucht unter seiner Armee eine ganz andere Wendung. Die geistlichen Staaten wurden durch harte Kriegssteuern und Einquartierungen gedrückt. Die Geistlichen selbst von ihren Häusern und Gütern getrieben; die katholischen Kirchen und Klöster beraubt, oder den Protestanten übergeben; die Heiligthümer zertrümmert und geschändet und selbst die Wohnungen der armen Landleute durch Brand und Futterung verwüstet. Die Raubgierde wurde um so auffallender, weil sie von Soldaten geübt wurde, welche mit Religionshaß erfüllt, aus Gegenden kamen, wo die kostbaren Speisen und Getränke des fruchtbaren Rheins eine Seltenheit waren. Noch vor dem letzten Kriege konnte man auf dem alten weissenauer Wege ein Crucifix sehen, welches, laut der Inschrift, eine reiche Bäckersfrau von Mainz, die Bäckerjahnin genannt, an dem Orte errichten ließ, wohin sie sich unter Bettelkleidern gegen die Raubgierde der Soldaten mit ihrem Gelde gerettet hatte. *)

Ich will hier weder die Urkunden der rheinischen Archive, noch die Trümmer der zerstörten Kirchen und Schlösser anführen, welche die Verwüstungen verkünden, welche in den rheinischen Fürstbis-

*) Meine selige Mutter hat diese sonderbare Geschichte von einer Enkelin der Bäckerjahnin folgendermaßen erzählen gehört: Nachdem Gustav Adolf bei Oppenheim über den Rhein gegangen war und die Spanier nach Mainz zurückgejagt hatte, kam unter die Bürger die Sage: er wolle die Stadt der Plünderung preis geben. Auf diese Nachricht habe die Bäckerjahnin ihr baares Geld, was größtentheils in Gold bestand, in ein schlichtes Bettelkleid genäht und sich aus der Stadt nach Weissenau flüchten wollen, als grade die Schweden schon von diesem Orte her auf Mainz losgingen. In dieser Ueberraschung habe sie selbst bei den Offizieren gebettelt; diese aber ihr Almosen versprochen, und sie nach dem Hause der reichen Bäckerjahnin gefragt.

thümern begangen wurden. Ich will vielmehr die eignen Worte des Helden anführen, welcher das Haupt der Protestanten war. „Ihr Fürsten! Ihr Grafen! Ihr Herren! Ihr Edelleute!“ sagt der edle Gustav Adolf, „Ihr seid diejenigen, die ihr Untreue und Frevel an eurem selbst eignen Vaterlande beweiset, welches ihr selbst ruinirt, verderbet und verheeret. Ihr Obersten! Ihr Offiziere vom Höchsten bis zum Niedrigsten! Ihr seid diejenigen, die ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied, keinen ausgenommen. Ihr bestehlet eure Glaubensgenossen, ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe, und Gott mein Schöpfer sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gellet, wenn ich eurer anschaue, daß ihr der guten Gesetze und meiner Gebote solche Frevler und Verbrecher seid, und Ursache gebt, daß man öffentlich sagt, der König, als unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsre Feinde. Ihr hättet, wo ihr rechte Christen wäret, zu bedenken, was ich an euch bewiesen und bis anhero gethan; wie ich meinen königlichen Leib und Leben für euch und eure Freiheit, um eures zeitlichen und ewigen Guts und Wohlfart willen hazardire. Ich habe eurenthalben meine Krone ihres Schatzes entblößt, und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; dagegen habe ich von euch und eurem deutschen Reiche nicht so viel bekommen, daß ich mir nur ein paar schlechte Hosen hätte anschaffen können. Ja ich wollte lieber blos geritten seyn, als mich mit dem eurigen bekleidet haben. Ich habe euch alles gegeben, was mir Gott in die Hände gegeben hat; ich habe nicht, reverenter zu melden, einen Saustall behalten, den ich nicht unter euch getheilt hätte. Keiner von euch hat mich je um etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte, denn mein Brauch ist es nicht, einem eine Bitte fehlschlagen zu lassen. Wo ihr mein Gebot und Ordnung in Acht genommen, wollte ich euch die eroberten Länder alle ausgetheilt haben. Ich bin (Gott Lob und Dank) reich genug, begehre nichts von dem Eurigen, und wenn ihr auch also Gott vergessen und eure Ehre nicht bedenken oder gar von mir setzen wollt und gleich zu entlaufen gedenkt, soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für euch als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze lassen will. Wollt ihr rebelliren, so will ich mich zuvor neben meinen Schweden und Finnen mit euch herumhauen, daß die Stücke von uns wegfliegen sollen. Ich bitte euch durch die Barmherzigkeit Gottes, geht in euer Herz und Gewissen, bedenkt, wie ihr haushaltet, und wie ihr mich betrübt, sogar, daß mir die Thränen in den Augen stehen möchten. Ihr handelt übel mit mir, wegen eurer bösen Dis-

ciplin, nicht aber wegen eures Fechtens, denn darin habt ihr gehandelt, wie redliche und rechtschaffene Cavaliere, und dafür ich euch viel obligirt bin. Bitte derowegen nochmals durch die Barmherzigkeit Gottes, geht in euer Herz und Gewissen, und bedenkt, wie ihr dermaleinst eures Thuns halber Rechenschaft geben wollt vor Gott. Mir ist so weh bei euch, daß mich verdrießt, mit einer solchen verkehrten Nation umzugehen. Wohlan! Nehmt meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen! Mit ehestem wollen wir an unsern Feinden sehen, was ein ehrliches Gemüth und rechter Cavalier ist.*)

Um nun auch das Mistrauen und die Eifersucht, welche seine Unternehmungen am Rheine unter den Mächten hervorgebracht hatten, zu beschwichtigen, äußerte er sich folgendermaßen gegen die Fürsten und Gesandten:

„Es ist mir nicht unbekannt meine Herren, daß das Glück meiner Waffen mir viele Neider erregt hat, die mich meines Ruhmes zu berauben und die Einfältigen zu bereden suchen, als ob ich in diesem Kriege nicht in der Absicht, Deutschland zu seinem vorigen Stande und Ansehen zu bringen, sondern blos deswegen führe, um es auszuplündern und mich zu bereichern; allein ich nehme Gott und mein Gewissen zu Zeugen und die vertriebenen Fürsten selbst, die ich ohne allen Eigennutz in ihre Länder wieder eingesetzt, meine königliche Kammer, aus der ich schon so viele Tonnen Goldes zu diesem Kriege hergegeben, und meine Gläubiger zu Frankfurt und an andern Orten, von denen ich große Summen Geldes entlehnt habe, mögen bezeugen, ob ich bei diesem Kriege meinen Privatnutzen, oder nicht vielmehr meiner Glaubens- und Bundsgenossen Wohlfahrt gesucht habe. Meine Rathschläge und Unternehmungen, wie ich sie bisher geführt, und fernerhin mit Gott, so lange er mir das Leben fristen wird, fuhren will, die Mühseligkeiten und Drangsale, die ich bisher ausgestanden, und noch ausstehen muß, die mannichfaltigen Gefahren, denen ich mich zum öftern freiwillig unterworfen habe und denen ich auch künftig mich zu unterwerfen kein Bedenken trage, werden mir das Zeugniß geben, daß ich mein Reich, und was mir lieb ist, in keiner andern Absicht verlassen habe, als allein nebst meiner eignen Sicherheit, der grausamen Tyrannei des östreichischen Hauses Einhalt zu thun, meine Nachbarn, Bluts- und Religionsverwandten und die Fürsten und die Stände Deutschlands in ihre vorige Freiheit zu setzen und einen beständigen sicheren Frieden zu bewirken."

*) Khevenhüller, Theil XII., Seite 158.

Dieser schönen Reden ungeachtet, weigerte er sich nicht nur den Kurfürsten von der Pfalz, den unglücklichsten unter den bisher vertriebenen Fursten, in seine Kurländer und Würden wieder einzusetzen, sondern er befestigte sich so stark in den mainzischen und würzburger Staaten, als wenn er sie als Kostenersatz für Schweden behaupten wollte. Der Albans-, der Linsen- und Hartenberg bei Mainz wurden verschanzt, Mainz mit Kassel und Kostheim durch Brücken und Vorwerke verbunden, und an der Mainspitze eine ganz neue Festung gebaut, welche man Pfaffenraub oder Gustavsburg nannte. In der Stadt wurde eine halb burgeliche halb militairische Regierung und ein protestantisches Consistorium angestellt; die Stellen besonders bei dem Finanzwesen mit Schweden besetzt, viele Kirchen und Lehrstühle lutherischen Predigern eingeräumt, und das ganze Land gleichsam wie eine schon erhaltene Provinz von dem schwedischen Kanzler Oxenstierna regiert. Des Königs Absichten gingen auch auf nichts Geringeres aus, als die mainzer und würzburger Länder in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, selbe der Krone von Schweden zuzuwenden, und so erst als Reichs- und Kurfürst, und endlich gar als römischer Kaiser Europa Gesetze vorzuschreiben.*)

Dieses große Unternehmen schien jetzt beinahe kein Traum mehr. Nachdem Gustav seine siegreichen Truppen zu Mainz hatte ausruhen und füttern lassen, drang er in Schwaben und Baiern ein, schlug den Tylli noch einmal am Lech und drohte allbereits, den Kurfürsten von Baiern aus München, den Kaiser aus Wien zu verjagen. Die geistlichen und liguistischen Fürsten waren aus ihren Ländern getrieben, ihre Truppen gefangen oder zerstreut und alle Zugänge und Operationslinien mit Schweden besetzt. Frankreich allein schien jetzt noch die Waage Europas zu halten. Die katholischen und geistlichen Fürsten glaubten daher ihre einzige Hülfe bei diesem Hofe zu finden, der doch bisher ihr Unglück befördert hatte. Das Haupt der Ligue, der neue Kurfürst von Baiern, Maximilian, war, die Macht Oestreichs und den Stolz Wallensteins befürchtend, schon früher in Unterhandlungen mit dem französischen Ministerium getreten, jetzt, nach dem Unglücke der Kaiserlichen, setzte er sie desto eifriger fort. Der vertriebene Fürst von Würzburg war an den französischen Hof geflüchtet, um demselben die Gefahr des Reichs und der katholischen Religion vorzustellen. Der Kurfürst von Mainz, Anselm Casimir, folgte

*) Selbst viele protestantische Fürsten, besonders der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen-Darmstadt, legten ihm diese herrschsüchtige Absichten bei.

dem Beispiele seines bedrängten Mitbruders, und versuchte durch Vermittlung des französischen Königs, wo nicht einen allgemeinen, doch einen besondern Frieden für seine bedrängten Länder. Der Kurfürst von Cöln, Ferdinand, handelte als baierischer Prinz nach dem Interesse seines Hauses und seines Bruders Maximilian; und der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph, zugleich Bischof von Speier, der bisher seine Städte Udenheim, von ihm Philippsburg genannt, Trier und Coblenz umsonst gegen die Reichsfeinde befestigt zu haben glaubte, übergab sich und seine Länder ganz unter die Vormundschaft des französischen Hofs.

Diese Verhandlungen und Vorstellungen der katholischen Fürsten erhielten jetzt um so mehr Beifall bei diesem Hofe, weil der siegreiche Gustav sich am Rheine befestigt hatte, und gegen Frankreich nicht mehr die Herablassung zeigte, wie bei dem Subsidien-Vertrag. Der schlaue Richelieu dachte nichts weniger, als die Schweden mächtig am Rheine zu machen; vielmehr war es seine Absicht, sowohl diese als die Oestreicher von diesem Flusse und den französischen Grenzen zu vertreiben, und entweder selbst das linke Rheinufer in Besitz zu nehmen, oder so schwache Staaten dort zu lassen, welche gänzlich von seinem Einflusse abhingen. Er machte deswegen, wie wir gehört haben, mehrmalen durch seine Gesandten Vorstellungen bei dem Könige von Schweden, allein dieser kannte jetzt keine Furcht und Nachgiebigkeit mehr. Er hatte seine Truppen siegreich bis über den Rhein und die Donau geführt, und hoffte durch neue Siege bald der Gesetzgeber von Europa und der Christenheit zu werden.

In dieser Noth wußten Ferdinand und die liguistischen Fürsten nirgendswo ihre Rettung zu finden, als bei eben dem Wallenstein, den sie kurz zuvor, von Eifersucht getrieben, von ihrem Heere entfernt hatten. Der stolze Mann war nach seiner Entlassung auf sein Landgut nach Znaim gezogen, und sah dort aus der Ferne und mit Schadenfreude der offenbaren Beängstigung zu, wohin sie der siegreiche Gustav gebracht hatte. Der Kaiser schickte daher den Fürsten Egenberg, einen alten Freund des Beleidigten, an ihn ab, um ihn zur Wiederannahme der obersten Befehlshaberstelle seiner Truppen zu bewegen; allein Wallenstein war unter keiner andern Bedingniß dazu zu bewegen, als daß man ihm die unumschränkte Gewalt über Krieg und Frieden zu gebieten, überlassen mußte. Man gestand ihm alles zu, weil man sich nicht anders zu helfen wußte. So ergriff Wallenstein gegen die siegreichen Schweden seine Waffen wieder mit den

Worten: „Nun soll es bald entschieden sein, ob ich oder Gustav Adolf Herr von dieser Erde werde.“

So bald der stolze Feldherr wieder an der Spitze der kaiserlichen Truppen stand, erhielt alles neues Leben und Bewegung. Deutsche, Ungarn, Böhmen, Scotten, Italiener, Irrländer und andere Völker liefen ihm haufenweis zu, um unter seiner siegreichen Fahne zu dienen. In kurzer Zeit rückte er mit einem von ihm selbst geschaffenen Heere aus Böhmen nach Deutschland vor, und Gustav Adolf mußte seine Eroberungen in Baiern und an der Grenze von Oestreich verlassen, um den bedrohten Norden zu schützen. Beide große Feldherrn trafen bei Nürnberg auf einander, ohne daß einer den andern verdrängen konnte; aber ihre wechselseitigen Gefechte und Vertheidigungen zeigten deutlich, daß Gustavs Glück und Siege nun ihre Grenze gefunden hatten. Bei Leipzig oder Lützen kam es endlich zu einer Hauptschlacht, worin die Schweden zwar siegten, aber ihr König selbst das Leben verloren hatte.

Nach dem Tode Gustav Adolfs schien die Macht der Schweden und Protestanten mit jener der Kaiserlichen und Katholiken sich wieder in das Gleichgewicht zu stellen. Der persönliche Charakter dieses Helden feuerte den Muth der Erstern eben so an, als er jenen der Letztern niedergeschlagen hatte. Indessen hatte der Verlust der Schlacht bei Lützen, noch mehr aber das Zögern in Böhmen, Wallensteins Betragen verdächtig gemacht, und seine Feinde benutzten diese Umstände, um ihn noch einmal von dem kaiserlichen Heere zu entfernen. Die Einwilligung des Kaisers zu seiner Entlassung zu erhalten, war eben nicht schwer; wie man aber ihm, der von seinen Soldaten geliebt und verehrt war, ohne Gewalt den Befehlshaberstab aus den Händen winden könne, war eine Aufgabe, die nur List oder Meuchelmord auflösen konnte. Der verschlagene Piccolomini unterzog sich ihr. Er gewann einige Offiziere, welche sich Wallensteins Freunde nannten, und diese ermordeten ihn unbewaffnet und seine Brust darreichend in dem Schlosse zu Eger. Seine Stelle erhielt der junge Erzherzog Ferdinand.

Der Anblick eines kaiserlichen Prinzen, der schon König von Ungarn war, gab dem Heere der Ligue einen neuen Schwung. Der kaiserliche Soldat wurde dadurch mit Stolz, der liguistische mit Muth erfüllt. Das Ansehn des königlichen Feldherrn forderte die Hauptleute zur Tapferkeit auf und hielt die Eifersucht der Fürsten und Generäle im Zaume. Der junge Held, begierig, seinen Namen auf dem Felde der Ehre berühmt, seine Ansprüche auf die Kaiserkron

geltend zu machen, wagte 1634 das blutige Treffen bei Nördlingen. Die Schweden wurden gänzlich geschlagen und viele ihrer besten Generäle gefangen.

Wichtig waren die Folgen dieses merkwürdigen Tages. Die Schweden mußten die Eroberungen verlassen, welche sie nach der Schlacht bei Lützen gemacht hatten, die Franzosen nahmen Elsaß und Philippsburg, die Katholiken und Liguisten wieder ihre verlorenen Länder in Besitz, und die Protestanten, des langen Kriegswechsels müde, dachten an den Frieden. Besonders zeichnete sich jetzt der Kurfürst von Sachsen als einen eben so klugen als patriotischen Fürsten aus. Wie sein Ahnherr Moritz durch Ehrgeiz und Eigenutz verführt, sein Wort, seine Ehre und sein Vaterland an fremde Mächte verrathen hatte, so wußte jetzt Johann Georg seine Privatmeinung und seinen Privatvortheil dem deutschen Reiche und Reichsfrieden aufzuopfern. Er hatte bisher sowohl an dem Betragen der Schweden als Franzosen bemerkt, daß ihre Versprechungen und gleisenden Manifeste nichts weniger, als das Wohl Deutschlands zum Zwecke hatten, daß sie vielmehr die deutschen Fürsten nur darum gegen ihren Kaiser unterstützten, um Zwietracht unter die Nation zu bringen, und auf deren Kosten ihre Länder und ihren Einfluß zu erweitern. Er hatte sich darum schon nach der Schlacht bei Lützen mit dem kaiserlichen Hofe auf billige Bedingnisse eingelassen; aber zu der Zeit mußte er noch die Rache der Schweden fürchten; jetzt, da diese bei Nördlingen geschlagen waren, konnte er mit den ihm gleichgesinnten protestantischen Fürsten um so ungehinderter den Frieden herbeiführen. Auch auf Seite der katholischen Fürsten waren durch das Spiel der Fremden mäßigere Gesinnungen eingetreten. Der Kurfürst von Mainz, Anselm Casimir, rieth als erster Reichsfürst und Erzkanzler dem Kaiser: in Rücksicht des geistlichen Vorbehalts und der Restitutionen mit den Protestanten glimpflicher zu verfahren; und die beiden Kurfürsten von Baiern und Cöln hatten aus gleichen Ursachen schon lange mit Frankreich unterhandelt. Unter so günstigen Umständen kam also zu Prag im Jahre 1635 ein Friede zu Stande, welcher unter folgenden Bedingnissen die so lange erwünschte Ruhe und die bisher bekämpfte Religionsfreiheit herstellen sollte. Die Bedingnisse waren 1) wegen den Mediatstiften, Klöstern und anderer geistlichen Gütern, welche die augsburger Confessionsverwandten noch vor dem passauer Vertrage eingezogen hatten, sollte es bei dem Religionsfrieden bleiben. 2) Alle immediate Stifter aber, die vor dem passauer Vertrage, und alle Mediat- und Immediatstifter und Güter, die

nach demselben eingezogen wurden, sollten vierzig Jahre in dem Zustande erhalten werden, in dem sie am 12. November 1627 gewesen, jedoch sollte deren Sitz und Stimme auf dem Reichstage vierzig Jahre lang suspendirt seyn. 3) Binnen diesen vierzig Jahren sollte eine Vergleichung vorgenommen werden, welche nach dem Besitze vom Jahre 1627 ihre Richtschnur erhielt, jedoch mit dem Vorbehalte der kaiserlichen Jurisdiktion, sowohl bei dem Reichshofrathe als Kammergerichte. Inzwischen aber sollten 4) der sächsische Prinz August im Besitze des Erzstiftes von Magdeburg, der Erzherzog Leopold aber in dem von Halberstadt bleiben. 5) Sollte zwischen beiden im Reiche bisher sich bekriegenden Parteien eine allgemeine Amnestie statt haben, mit Ausschluß der böhmischen und pfälzischen Händel. 6) Zum Lohne seiner friedlichen Gesinnungen sollte der Kurfürst von Sachsen die Ober- und Niederlausitz als Erb- und Eigenthum erhalten.

Der größte Theil der katholischen Stände nahmen diese billigen Bedingnisse mit Freuden, jener der Protestantischen wenigstens der Ruhe wegen an; aber dem schwedischen und französischen Hofe konnten sie nicht gefallen, weil dadurch ihr Bestreben, das Reich zu entzweien und zu zerreißen, vereitelt wurde. Um aber denn doch einen scheinbaren Vorwand zu haben, den Krieg fortsetzen zu können, forderten die Schweden von den Protestanten Ersatz für die wegen ihrer Sache verwendeten Kriegskosten, und die Franzosen Genugthuung wegen der Gefangennehmung des ihnen ergebenen Kurfürsten von Trier, Philipps Christoph von Sötern. Dieser Fürst hatte zwar, wie wir bereits bemerkt haben, Philippsburg und Ehrenbreitstein befestigen, auch in seiner Hauptstadt selbst ein neues Schloß erbauen lassen, was er dem heiligen Landespatron zu Ehren Petersburg nannte, allein diese Gebäude und zugleich die Vermehrung seines Privatschatzes machten neue Auflagen nöthig. Es bildete sich daher sowohl in dem Domkapitel, als unter den Adligen und Bürgern eine Partei gegen ihn, an deren Spitze die Herrn von Metternich standen, und diese führte gegen das Wissen und den Willen des Kurfürsten spanische Besatzung in Trier ein.

Aufgebracht über dieses kühne Unternehmen der Gegenpartei und ihre fernern Drohungen fürchtend, suchte er den Schutz des französischen Hofes nach, übergab Ehrenbreitstein den Franzosen, und diese kamen auch bald nach Trier und vertrieben die Spanier. Die metternichsche Partei nannte diese Begünstigung der Reichsfeinde einen Verrath am deutschen Reiche. Sie erinnerten das Capitel an die Worte des Kurfürsten von Mainz, Johann Schwikard: daß es näm-

lich an diesem Philipp Christoph einen sich und dem ganzen Reiche gefährlichen Manne zum Fürsten gewählt habe.*) Sie bedrohten ihn sogar mit Absetzung und ließen die Bürger Bittschriften um Erleichterung der Abgaben einreichen; allein Philipp Christoph, von den Franzosen geschützt, gab ihnen zur Antwort: „Es ist besser die Glieder leiden, als das Haupt,“ und drohte ihnen, den Cardinal von Richelieu zu seinem Condjutor erwählen zu lassen.

Als die von Metternich sahen, daß der entschlossene Fürst weder ihre noch die vom Volke vorgebrachten Vorstellungen achtete, schickten sie ihren Secretair Maillard nach den Niederlanden ab, um sich von der spanischen Regierung Hülfe zu erbitten. Dieser schlaue Unterhändler richtete auch seinen Auftrag mit so viel Gewandtheit und List aus, daß er nicht nur erhört wurde, sondern auch den Befehlshaber von Luxemburg, den Grafen von Emden, unbemerkt an die Mauern von Trier, und nach zersprengten Thoren selbst in die Stadt führte.

Weder der Kurfürst, noch die ihn umgebenden Franzosen waren auf einen solchen Ueberfall gefaßt. Diese hatten nicht Mannschaft genug, um die eindringenden Spanier zurückzuschlagen, und jener konnte seine eigne Leibgarde nicht bewegen, auf die Freunde des Kaisers Feuer zu geben. Nachdem die Franzosen vertrieben waren, schickte Karl von Metternich den Maillard zum Kurfürsten, um mit ihm zu unterhandeln; und als dieser fragte: wer er wäre? antwortete er: Ich bin der Secretarius Maillard, und da Ew. kurfürstliche Gnaden geschworen haben, mich, wenn ich mich ertappen ließe, hängen zu lassen, so hab ich mich Höchstdenselben selbst überliefern wollen. Der Kurfürst gerieth in Zorn über diese kühne Antwort, aber so eben erschien Karl von Metternich selbst mit spanischen Soldaten, und ließ den stolzen Kurfürsten gefangen nach Luxemburg führen.

Dieses Verfahren in Trier sah das französische Ministerium als eine Beleidigung seiner Bundsgenossen, und die Schweden den Prager Frieden als eine Verachtung ihrer in Deutschland erfochtenen Siege an.

Unter solchen Umständen konnte die Ruhe in Deutschland nicht hergestellt werden; denn die geistlichen und weltlichen Fürsten hingen mehr den fremden Mächten als ihrem Kaiser an, und der Krieg wurde mit erneuerter Erbitterung fortgesetzt. Gleich nach der Schlacht

*) Ihr habt, sagte Johann Schwikard dem Kapitel, einen euch und dem ganzen Reiche gefährlichen Mann gewählt. Der Fuchs wird eher seine Haare, als dieser seine Gesinnungen ändern.

bei Nördlingen nahmen die kaiserlich-liguistischen Truppen die Bergstraße und Höchst ein, welches die Schweden verließen, und die Baiern besetzten den Rheingau durch Hülfe der Einwohner. Die weimarischen Soldaten mußten sich zurückziehen, und der schwedische Befehlshaber in Mainz fing an, für die Festung zu fürchten, weil durch die Kälte der Rhein zugefroren war, und folglich feindliches Geschütz bis an die Stadt gebracht werden konnte. Er ließ daher Schlotten in das Eis hauen, Kassel mit Lebensmitteln und Feldstücken versehen und Wasser auf die Wälle gießen, das, wenn es gefroren wäre, dem Feinde das Erklettern erschweren sollte.

Der kaiserliche Feldherr Gallas war inzwischen bei Speier über den Rhein gegangen, trieb den Herzog von Weimar auf die französische Grenze und umzingelte Mainz. Diese wichtige Festung würde mit Einverständniß der Geistlichen und Bürger überrumpelt worden seyn, wenn Hohendorf die Verschwörung nicht durch einen Bauern entdeckt, die Häupter davon mit Tod bestraft und der allerchristlichste Hof nicht noch einmal die Schweden unterstützt hätte, welche er doch bisher beneidete. Der Herzog Bernard von Weimar erschien mit französischen Truppen verstärkt und zwang den kaiserlichen General erst mit Fußvolk und Belagerungsgeschütz, dann mit seiner Reiterei über Oppenheim abzuziehen. Mainz wurde sonach entsetzt und die ganze Gegend den feindlichen Soldaten Preis gegeben.

Durch die beständigen Besatzungen und Räubereien, welche diese unglücklichen Rheinländer von Freund und Feind zu ertragen hatten, war jetzt alles so verarmt und an Lebensmitteln entblößt, daß die großen Heere der Schweden und Franzosen selbst nicht mehr darin bestehen konnten. Dazu kam noch, daß die Ausschweifungen der Soldaten und der Genuß unzeitiger Trauben eine Seuche unter sie brachte, welche den Herzog von Weimar nöthigte, den Rhein zu verlassen und sich mit dem Franzosen nach Metz zurückzuziehen. Im Jahre 1636 war die Noth am Rheine so hoch gestiegen, daß einige Elende, um nur ihren Hunger zu stillen, Menschen und Kinder wie das Vieh geschlachtet, und aus deren Fleische Braten und Würste gemacht haben sollen. Nichts destoweniger wurde der Krieg fortgesetzt. Die kaiserlichen und liguistischen Heere kamen daher zurück, und hofften, Mainz in kurzer Zeit zu gewinnen. Allein der schwedische Befehlshaber von Hohendorf hatte unter der Hand die Festung mit Kriegsvorrath und Lebensmitteln versehen, den Albans- und Hartenberg mit neuen Verschanzungen befestigt und die Besatzung vermehrt. Die

ersten Versuche der Kaiserlichen waren daher fruchtlos und wurden überall abgeschlagen.

Indessen näherten sich die Belagerer immer mehr. Die Laufgräben wurden eröffnet und sowohl die Wälle als die Stadt fürchterlich beschossen. Zugleich nahmen die Lebensmittel in eben dem Verhältnisse ab, als das Misvergnügen der Bürger zunahm. Da also Hohendorf die Hoffnung eines Entsatzes verlor, entschloß er sich, das schöne und feste Mainz, worin Gustav Adolf der Gesetzgeber von Europa seyn wollte, wieder an die Katholiken zu übergeben. Am 9. Januar 1636 zwischen 11 und 12 Uhr des Morgens, zog Hohendorf mit seinen Schweden unter klingendem Spiele ab, und die Kaiserlichen besetzten dieselbe unter Anführung der Grafen von Dohna und Waldeck.

Bei diesem Wechsel war die Freude des Mainzer Volkes laut und allgemein. Der Kurfürst, die Domherrn, alle flüchtige Geistliche und Beamten kamen zurück. Die Kirchen wurden dem katholischen Gottesdienste wieder eingeräumt; die Regierung und das General-Vikariat nahmen ihre Stellen wieder ein; Lebensmittel wurden herbeigeschafft und die verwüsteten Häuser und Güter angebaut. Bald nach der Uebergabe von Mainz glückte es dem baierischen Feldherrn Johann von Werth, Ehrenbreitstein und Trier einzunehmen; zu Cöln wurde ein Friedens-Congreß eröffnet, und die alte Ordnung schien am Rheine wieder hergestellt, als der Cardinal von Richelieu, durch die Friedensvorschläge nicht befriedigt, eine französische Armee an den untern Rhein vorrücken ließ, um den Herzog Bernard von Weimar zu unterstützen, welcher sich an den obern Rhein zurückgezogen hatte. Dieser Fürst war nach dem Tode Gustav Adolfs fast der größte und eigenmächtigste Feldherr der Protestanten geworden. Dem Könige, so lange er lebte, als seinem Lehrer und Vorbild gehorchend, wollte er nun nicht mehr die Befehle eines Kanzlers von Oxenstierna annehmen. Er besaß zwar kein Land, aber eine von ihm selbst geschaffene Armee, womit man Länder erobern kann. Da nun in diesem gesetzlosen Kriege ganz Deutschland und besonders die geistlichen Staaten dem Tapfern und kühnen Preis gegeben waren, so ließ sich Bernard seine Soldaten von dem Cardinal von Richelieu bezahlen, und dachte damit, nachdem ihm sein Anschlag auf die Fürstbisthümer von Würzburg und Bamberg mislungen war, sich zum Herrn vom Elsaß zu machen. Er hatte dieses Land, worin er sogleich Unterstützung von Frankreich erhalten konnte, bereits schon mit seinen Truppen besetzt, und als ihm die kaiserlichen Generäle diesseits des Rheins diesen Besitz streitig machen wollten, griff er sie bei Rheinfelden an

und erfocht einen so vollkommenen Sieg, daß fünf derselben, als de Werth, Savelli, Entfort, Sparreuter und Fürstenberg gefangen wurden.

Nach einem solchen Verluste mußten die Kaiserlichen den Ueberrest ihrer Macht wagen, um Breisach zu entsetzen, welches jetzt Bernard belagerte. Er aber schlug den anrückenden General Götz bei Wittenweier, den Herzog von Lothringen auf dem Ochsenfelde, und stand im Begriff, Herr von ganz Elsaß zu werden, als er den Tod auf dem Sterbebette fand, dem er auf dem Schlachtfelde so lange getrotzt hatte.

Nach seinem Hinscheiden übernahm der König von Frankreich selbst die waimarische Armee in Sold und besetzte damit Elsaß und Schwaben. Am untern Rhein ließ er eine andere vorrücken, welche, nachdem sie den kaiserlichen General Lamboi bei Kempen geschlagen hatte, das ganze Erstift von Cöln und das Herzogthum von Jülich in Besitz nahm. Eine dritte drang von der Pfalz her gegen den Neckar und Main vor, und forderte, nachdem sie Speier, Manheim und Heidelberg erobert hatte, auch Mainz auf, sich dem Könige von Frankreich zu ergeben.

Durch diese schnellen Fortschritte der Franzosen wurden die Einwohner dieser unglücklichen Stadt in den nämlichen Zustand von Noth und Furcht zurückgebracht, wie der war, als vor einigen Jahren Gustav Adolf vor ihren Mauern stand. Der Kurfürst, die Geistlichkeit und ein großer Theil der Besatzung hatte die Hoffnung zur Rettung verloren, weil sie durch den Einfall der Franzosen in Deutschland von der Hauptarmee der Kaiserlichen abgeschnitten waren. In dieser gefährlichen Lage schickte man einen Trompeter mit Abgeordneten an den französischen Befehlshaber, den Herzog von Enghien, und erbot sich, ihm die Stadt und Festung zu übergeben, wenn Regierung, Verfassung, Gottesdienst, Personen und Eigenthum geschützt, und alles in seinem vorigen Stande bliebe. Der französische Feldherr, dem es mehr um die Besitznahme der Festung, als um Umwälzung der Verfassung zu thun war, gestattete eben jetzt die Bedingnisse, als der Oberst Wolf vom liguistischen Heere an der Gustavsburg anlangte, um sich mit seinen Truppen in die Stadt zu werfen. Die Verlegenheit der Mainzer Regierung und des Volks wurde jetzt um so größer, weil man zwischen zwei Uebeln zu wählen hatte; entweder einem ungewissen Schutz von Seiten der Freunde, oder einer gewissen Belagerung von Seiten der Feinde. Die Wahl schien in der Ueberraschung eben so bedenklich, als der Entschluß ge-

fährlich; allein ein so langer und verwüstender Krieg stimmt endlich auch die erhitztesten Gemüther herab: man wünscht am Ende nur Ruhe und Erhaltung, gleichviel, von wem sie kömmt. Der Kurfürst und seine Räthe irrten bisher flüchtig von einem Orte zum andern herum, die Reise- und Lebensmittel waren kostspielig, die öffentlichen und Privatbeutel erschöpft, die Geistlichen von ihren Häusern und Gütern vertrieben, in fremden Ländern verspottet, gekränkt, verfolgt, und selbst das Volk auf das äußerste gebracht. Es war also ganz natürlich, daß sie sich lieber an einen Feind ergaben, der ihnen wenigstens Sicherheit versprach, als ferner noch für einen Freund fechten wollten, dessen Hülfe jetzt so unsicher und entfernt schien. Man schickte daher Boten an den Obersten Wolf, dankte ihm für den guten Willen und bat ihn, wieder abzuziehen, weil man bereits wegen der Uebergabe der Festung mit dem französischen Feldherrn übereingekommen sei. Wolf mußte sich also unverrichteter Sache zurückziehen und Mainz wurde abermals an feindliche Truppen übergeben.

Nach dem Einzuge der Franzosen genossen die Regierung, die Geistlichkeit und das Volk der Stadt einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit, allein das flache Land war jetzt vom Feinde und Freunde zugleich geplagt. Die Kaiserlichen und Liguistischen hielten die schnelle Uebergabe der ersten Reichsfestung für eine Verrätherei am deutschen Vaterlande, und die Abweisung des Obersten Wolf für eine Beschimpfung ihrer Armeen. Sie überfielen daher das Erzstift mit einer solchen Wuth, daß der mainzische Gesandte von Schwalbach sich öffentlich bei dem Congresse zu Frankfurt darüber beklagte und sagte: „daß man Türken und Tartaren gegen solche barbarische Soldaten abschicken müsse." Auf der andern Seite konnten die Franzosen wohl merken, daß die Gefälligkeit der Mainzer Regierung und des Volks nur erzwungen war, und beide nichts mehr wünschten, als je eher je lieber von ihnen befreit zu seyn. „Man sehe nur zu deutlich, sagte ein französischer Intendant dem Kurfürsten, „daß Niemand seinem Könige mehr abgeneigt sei, als er; aber man würde diese Treulosigkeit sowohl an ihm, als seinem Ländern fürchterlich zu rächen wissen." Die französischen Generäle und Kriegs-Commissäre behandelten daher den Kurfürsten und die Mainzer als besiegte Unterthanen, und glichen bald in ihren Brandschatzungen und Verwüstungen den fanatischen Schweden und Protestanten. Das mainzer Land wurde jetzt ein unglücklicher Spielball beider Parteien.

Gleich nach der Einnahme von Mainz rückte der hessische Oberst Geiß gegen den Rhein vor, um sich mit den Franzosen zu vereinigen.

Er nahm Höchst und Oberursel ein und machte die feindliche Garnison nieder. Die liguistischen Truppen wollten die Hessen wieder aus der Gegend vertreiben und näherten sich derselben. Da aber die französische Armee in der Nähe stand, zogen sie sich in den Odenwald zurück und verwüsteten das Amt Steinheim auf eine grausame Weise. Kurze Zeit darauf kamen sie wieder, nahmen mit Hülfe der kaiserlichen Truppen, welche unter Glene an den Rhein zogen, Höchst in Besitz und Gernsheim mit Sturm ein. Sie kamen dadurch dem französischen Commandanten von Mainz, Courvalle, welcher mit siebentausend Mann Oberursel brandschatzen wollte, in den Rücken, tödteten ihm zweihundert Soldaten, und eroberten zwei Kanonen. Nach der Schlacht bei Mergentheim, welche glücklich für sie ausfiel, drangen sie bis in Hessen vor, bedrohten Kirchhayn und Amöneburg, wurden aber durch Trubadelle, welcher von Mainz aus sich mit dem Obergeneral Turenne vereinigte, gezwungen, über Aschaffenburg und Miltenberg nach Heilbron zu ziehen. Die Franzosen nahmen nun diese Städte nebst Weinheim und Heppenheim, und bald hernach auch Steinheim, Seligenstadt und Oberursel ein, wovon sie viele ausplünderten und beide letztern verbrannten.

Die liguistischen Truppen, welche in der Wetterau die Hessen beobachteten, rückten nun nach Baiern vor, welches Turrenne bedrohte, und besetzten Steinheim, Miltenberg und Aschaffenburg wieder. Allein Turenne verlegte seine Truppen längst dem Rheine hin, trieb den kaiserlichen Wachtmeister Webel aus Höchst, schlug die mainzischen Truppen, welche der Kurfürst nach Aschaffenburg ziehen wollte, bei Babenhausen, und eroberte fast das ganze mainzer Land.

Anselm Casimir war nun auf das äußerste gebracht. Von den Kaiserlichen und Liguisten hatte er und sein Land mehr Plünderung als Schutz zu erwarten; die Franzosen und Hessen dünkten sich seine Besieger und Herrn; seine Staaten waren erschöpft und ohne Hülfe, seine Unterthanen fast zur Verzweiflung gebracht. Es blieb ihm also nichts übrig, als mit den Franzosen, welchen er schon seine Hauptstadt übergeben hatte, nun auch noch wegen seinen übrigen Ländern zu kapituliren. Den 9. Mai 1647 wurde demnach mit Beistimmung seines Domkapitels zwischen ihm und dem französischen Obergeneral Turrenne ein einsweiliger Vertrag geschlossen, vermöge welchem er sich verbindlich machte, für fünfzigtausend Gulden die französische Einquartierung auf dem flachen Lande abzukaufen, die kaiserliche Garnison aus Gernsheim und seine aus dem Schlosse Starkenburg

zu entlassen, Steinheim den Franzosen zu übergeben und selben bei Lohnstein und Königstein freien Durchzug zu gestatten. Dagegen versprach Turenne alle seine Truppen aus den erzstiftischen Landen über den Rhein zu ziehen.

Während nun Anselm Casimir seine Kurländer aus Noth und gezwungen an die Franzosen übergeben mußte, hatten die übrigen drei rheinischen Kurfürsten es freiwillig gethan. Frankreichs Armeen hatten auf diese Weise schon das ganze linke Rheinufer von der Schweiz bis nach Holland besetzt. Den Elsaß hatte es durch die weimarische Armee erobert. **Karl Ludwig**, der Kurfürst von der Pfalz, welcher im Jahre 1632 seinem Vater Friedrich V. gefolgt war, hoffte seine rheinischen Kurländer bei dem Frieden selbst durch die Franzosen wieder zu erhalten. **Ferdinand**, der Kurfürst von Cöln, hatte sich an die Politik seines Bruders, des Kurfürsten von Baiern angeschlossen, und war wie dieser schon während des Krieges mit Frankreich in Unterhandlungen getreten; der Kurfürst von Trier aber hatte kaum durch die Vermittlung des Papstes seine Freiheit aus der kaiserlichen Gefangenschaft erhalten, als er sich auch trotz des Prager Friedens, wieder den Franzosen übergab, um desto sicherer an seinen Feinden Rache nehmen zu können. Diese hatten sich bei seiner Rückkunft nach Cöln geflüchtet, und nur noch ein Domherr, Friedrich von Koppenstein, war bei ihm zurückgeblieben. Die Flüchtigen hatten inzwischen eine Appellation an den Papst eingelegt, welche der ergrimmte Fürst ins Feuer warf. Er berief hierauf die Domherrn ein, und schrieb ihnen besondere Vergleichsbedingnisse vor, da aber diese nicht erschienen und von keinem Vergleiche hören wollten, setzte er aus den ihm zugethanenen Geistlichen, statt des alten ein neues Domkapitel ein, und wollte von diesem seinen Liebling, den Freiherrn Philipp Ludwig von Reiferscheid, zu seinem Coadjutor wählen lassen.

Indessen waren die Friedensunterhandlungen in Westphalen vorgerückt, und diese schienen ihm nicht günstig zu seyn; denn in den Kur-Trier betreffenden Punkten wurde unter andern festgesetzt, daß die trierischen Unterthanen und Besatzungen nicht ihm allein, sondern auch dem alten Domkapitel Treue und Gehorsam schwören sollten. Daran kehrte sich aber der hartnäckige Kurfürst eben so wenig, als an den vorhin von ihm unterschriebenen Prager Frieden. Obwohl durch Alter und Krankheit geschwächt, wollte er demungeachtet die Coadjutoriewahl für den Herrn von Reiferscheid durchsetzen; allein die Domherrn, mit den von Metternich an der Spitze,

zogen heimlich einige Truppen aus Coblenz und Ehrenbreitstein zusammen, und überfielen noch einmal damit Trier, den Kurfürsten und die ihn umgebenden Franzosen. Als nun auch diesmal, wie im Jahre 1635, seine Leibgarde ihn nicht vertheidigen wollte, und vor den Domherrn das Gewehr streckte, zog er seine von Alter und Krankheit zusammengeschrumpfte Hand in die Höhe und sagte: „Mit dieser werde ich doch wohl noch davon kommen, denn was wollten sie damit machen?“ So kam Philipp Christoph, nachdem er bereits vierzig Jahre als Fürstbischof von Speier, acht und zwanzig als Kurfürst von Trier regiert und über zehn Jahre in Gefangenschaft verlebt hatte, abermal in die Hände seiner Feinde. Diese ließen ihm zwar bis zu seinem bald vorzusehenden Tode den Genuß seiner Würde, allein sie wählten ihm den wackern Karl Kaspar von der Leyen als Coadjutor und Nachfolger an die Seite, und dieser zeigte sich als einen eben so eifrigen Feind der Franzosen, als Philipp deren Freund war. Nachdem hierauf durch Vermittlung der Kurfürsten von Mainz und Cöln der lange Streit zwischen dem von Trier und seinem Kapitel beigelegt und alles in den vorigen Stand gesetzt war, starb Philipp Christoph im tausend sechshundert zwei und funfziger Jahre nach Christi Geburt, im sieben und achtzigsten seines Alters plötzlich und allein, weil er seine Aerzte und Diener zu einem Fastnachtsschmause von sich gelassen hatte

Philipp Christoph war ein Fürst von seltenen Geistesgaben. Kühn, prachtvoll, lustig und bis zur Hartnäckigkeit auf seiner Meinung beharrend, hat er das Erzstift von Trier in große Verwirrung, den Kaiser und das Reich in große Verlegenheit gebracht. In ruhigen Zeiten würde seine Regierung glänzend erschienen seyn; aber in einem 30jährigen Kriege wurde sie, durch die Partei, welche er genommen hatte, befleckt und verderblich. Er mußte lange dafür büßen, verlor aber selbst in den gefährlichsten und unglücklichsten Augenblicken seines Lebens nie seine Standhaftigkeit und seinen frohen Muth. Bei dem ersten Ueberfalle seiner Feinde zitterte er eben so wenig vor der von einem Spanier auf seine Brust gesetzten Pistole, wie bei dem zweiten vor den eindringenden Bauern. Als ihn die spanischen Soldaten auf der Festung Luxemburg so scharf bewachten, daß sie sogar die Fenster besetzten, fing er an zu lachen und sagte: „Ich habe wohl ehemals als Kind von meiner Frau Mutter gehört, das vierzehn Schutzengel um mich wären, zwei zu Kopf, zwei zu Füßen, zwei die mich decken, zwei die mich wecken ꝛc., aber nun muß ich sehen, daß die Spanier diesen Schutzengeln ins

Handwerk gegriffen haben und mich auf allen Seiten umgeben." Auch im Jahre 1650, als mit den Domherren eine Menge Bauern in Trier gedrungen waren, welche aussprengten, der Kurfürst sei vor Schrecken gestorben, ließ er einige vor sich kommen und reichte ihnen die Hand, damit sie sehen und fühlen mögten, daß er noch lebe. Da nun einer davon den alten durch Gicht gekrümmten Fürsten zu hart und treuherzig drückte, schrie er laut: „In des drei Teufelsnamen laß mich los Bursche!" Hierauf drehte er sich zu seinen Hofleuten und sagte lachend: „Wenn mein Doktor solche Patschen hätte, wie dieser Kerl, ich würde mir nie den Puls von ihm fühlen lassen." Seine Grabschrift drückt in wenig Worten sein Leben aus. Er hat viel gethan und gelitten. Man gönne ihm also die Ruhe nach seinem Tode, welche er während seinem Leben nicht finden konnte.*)

Bei einer so schwankenden und zweideutigen Lage der rheinischen Kurfürsten konnte nur ein kluger und zugleich kräftiger Mann die rheinischen Verfassungen retten; und dieser erschien jetzt in Johann Philipp von Schönborn, welcher nach dem Tode Anselm Casimirs im Jahre 1647, also kurz vor dem westphälischen Frieden, zum Kurfürst von Mainz und zuvor schon auch zum Fürstbischof von Würzburg erwählt wurde. Er war von der damal noch nicht gar reichen Familie von Schönborn entsprungen, und nannte sich selbst einen armen westerwälder Bauer; allein er wußte bald sein Gewicht und die Güter seines Hauses so zu vermehren, daß sich sein Einfluß von dem Rhein bis nach Ungarn und Böhmen erstreckte.

Sein erstes Regierungsjahr hatte er vorzüglich durch die Beförderung des Friedens merkwürdig gemacht. Die christlichen Völker waren jetzt nicht mehr, wie vor Luthers Reformation, nach National- und Provinzial-, sondern nach Religions- und Familien-Interessen abgetheilt. Sie handelten daher auch nicht sowohl nach dem, was ihnen zuvor Reichs- und Lehenpflicht, als was ihnen die einseitige Meinung ihrer Prediger gebot, sie hielten es nicht mehr für Verrätherei und Schande, eine fremde, auswärtige Macht in ihr Land zu rufen oder ihr Provinzen abzutreten, wenn sie ihnen nur Hülfe zur Behauptung ihrer Meinung oder ihres Vortheils versprach. Diese verkehrten Begriffe hatten auf kein Reich und keine Nation nachtheiligere Folgen, als auf die deutsche. Schon lange

*) Sat multa fecit et passus est. Habeat quietem moriendo, quam vivendo habere non potuit.

in fast unabhängige Fürstenthümer und Staaten vertheilt, verrieth jetzt jeder seine Mitstände an fremde Mächte, wenn er dadurch nur seine Länder mehren konnte. Daher war auch der Friede so schwer herbeizuführen, weil diese neuen Verhältnisse noch keinen Ruhepunkt gefunden hatten. Im Siege hoffte jede Partei die Vergrößerung ihrer Macht, im Unglück ihren vorigen Bestand wieder zu erhalten. Weder der Passauer Vertrag, noch der vom ganzen Reiche anerkannte Religionsfriede, noch die während des dreißigjährigen Krieges versuchten Präliminarien zu Lübeck, zu Prag und zu Cöln konnten die Parteien aufrichtig versöhnen. Der Sieger war zu stolz, der Besiegte von fremden Mächten aufgehetzt. Nur eine allgemeine Erschöpfung und eine gewisse Befriedigung der gesammten kriegführenden Mächte, konnte endlich durch Vermittlung eines so patriotischen und duldsamen Fürsten, als Johann Philipp, der Kurfürst von Mainz war, den berühmten westphälischen Frieden herbeiführen. Durch diesen europäisch-christlichen Vertrag war zwar das alte religiös-politische Gebäude in seinen Grundfesten erschüttert, indessen hatte er wenigstens die gute Wirkung hervorgebracht, daß er im Allgemeinen einer jeden der zwei kriegführenden Parteien eigne Länder, eigne Bündnisse und eigne Kräfte anwies, wodurch sich jede in ihren Meinungen, Besitzungen und in künftigen Kriegen behaupten konnte. Zugleich hatte er, wenn auch in einem Theile die kirchlichen Formen verändert oder abgeschafft waren, wenigstens die konstitutionnellen und politischen erhalten. In solcher Gestalt blieb der westphälische Friede so lange ein allgemeines Völkergesetz, bis in unsern Zeiten auch letzteres gestürzt wurde. Die auf Deutschland und die rheinischen Staaten vorzüglich sich beziehenden Artikel desselben sind folgende:

Zuerst wurde, was die allgemeinen deutschen Angelegenheiten betrifft, auch eine allgemeine Amnestie und eine allgemeine Gleichheit in Religionsübung, Rechten und Stellen zwischen den Katholiken und Protestanten festgesetzt, und das Jahr 1624 als Normaljahr des Besitzes angenommen. Der Kurfürst von Mainz blieb im Besitze seines Reichserzkanzlariats und Reichsdirektoriums, so wie die beiden andern geistlichen Kurfürsten im Besitze ihrer Diöcesenrechte und Erzkanzlariaten in Gallien und Italien. Von den Ländern und Staaten, welche längs dem Rheine hinab lagen, wurde die Schweiz als ein selbstständiger Bund unabhängiger Republiken anerkannt. Der König von Frankreich erhielt die Landeshoheit über Breisach, die Landgrafschaft von Ober- und Unter-Elsaß, den Sund-

gau, die Landvogtei der zehn vereinigten Städte in diesem Lande, Pignerol, das Besatzungsrecht von Philippsburg, die drei Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun, jedoch mit Vorbehalt der Vorrechte der darin seßhaften Reichsstände und der Metropolitanrechte der Erzbischöfe von Mainz und Trier. Der Fürstbischof von Straßburg blieb Reichsstand und Landesherr in seinen auf dem rechten Rheinufer gelegenen Aemtern. Die Herzoge von Würtemberg und Markgrafen von Baden wurden nicht nur im Besitze ihrer alten Länder erhalten, sondern auch in den der von ihnen säcularisirten Stifter, Probsteien und Klöster gesetzt. Die Bischöfe von Speier und Worms mußten auf ihre Rechte in diesen Reichsstädten und allen von Kurpfalz säcularisirten Güter verzichten; der Kurfürst aber erhielt sowohl seine vorigen Länder als seine Kur- und Vikariatsrechte wieder, nur mußte er die neue Kurwürde und die Oberpfalz dem neuen Kurfürsten von Baiern überlassen; seine übrigen Agnaten wurden von Oestreich mit Geld entschädigt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt bekam Gießen und den von dem Landgrafen Ludwig hinterlassenen Theil der hessischen Länder, dagegen mußte er dem von Hessen-Cassel Marburg und die niedere Grafschaft Katzenellenbogen zugestehen. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, so wie die Grafen von Nassau, Wied und Isenburg wurden in ihre alten Länder wieder eingesetzt, und ihnen das Recht gelassen, was davon verpfändet war, wieder einlösen zu können. Die Pfalzgrafen blieben im Besitze von Jülich und Berg, so wie die Kurfürsten von Brandenburg in dem von Cleve und der Mark. Endlich wurde die Republik der vereinigten Niederlande als ein unabhängiges Gemeinwesen anerkannt. So wurde ein Krieg geendigt, der am Rheine begonnen, sich über dreißig Jahre durch ganz Deutschland und Europa fortgewälzt und der ganzen Christenheit eine andere Gestalt gegeben hatte. Noch stehen an dem schönen Flusse hinab die traurigen Denkmäler seiner Verwüstungen.

Viertes Buch.

Geschichte der französischen Kriege und der neuen Reformen am Rhein, vom westphälischen Frieden bis zum Ausbruche der französischen Revolution.

Nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens waren die rheinischen Fürsten und Stände darauf bedacht, die Wunden zu heilen, welche der dreißigjährige Krieg ihren Ländern geschlagen hatte. Sie suchten ihre zerstörten Städte und Dörfer wieder herzustellen, dem Unterthanen Erleichterung und Gerechtigkeit zu verschaffen, und die Schuldenlast, welche sie noch tragen mußten, durch Sparsamkeit und Hypotheken auf ihre Domänen oder der geistlichen Güter zu erleichtern. Noch immer die Drohungen der Feinde fürchtend, erweiterten oder verbesserten sie ihre festen Plätze und hielten schlagfertige Truppen auf den Beinen, um selbe damit, im Falle eines neuen Krieges, vertheidigen zu können; die geistlichen Fürsten aber mußten sich zwischen mächtigen Feinden und Nachbarn hauptsächlich durch Klugheit erhalten.

Zu dieser Zeit hatten vier Familien vorzüglichen Einfluß auf die geistlichen Staaten am Rhein und beherrschten sie größtentheils; die wittelsbachische nämlich, die metternichische, die layische und schönbornische. Die erstere, von Oestreich und Frankreich zugleich unterstützt, besaß mit der rheinischen Kurpfalz das Erzbisthum von Cöln nebst mehreren rheinischen und westphälischen Fürstbisthümern fast über ein Jahrhundert lang. Von den drei letztern Familien wurden fast nach einander Lothar, Lothar Friedrich und Karl Heinrich von Metternich, Johannes, Karl Kaspar und Domian Hartart von der Leyen, Johann Philipp, Lothar Franz und Franz Georg von Schönborn zu Kurfürsten von Mainz und Trier und zu Fürstbischöfen von Worms, Speier, Würzburg und Bamberg gewählt. Wir haben bereits am Ende des vorigen Buchs angeführt, wie patriotisch sich von diesen Fürsten Johann Philipp zur Zeit der westphälischen Friedensunterhandlungen ausgezeichnet habe, wir müssen daher auch mit seiner fernern Staats- und Kirchenverwaltung dieses Buch anfangen. *)

*) Es wird mir erlaubt seyn, hier die Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Fürsten wörtlich einzurücken, welche ich als ein Vorbild für den da-

Es giebt gewisse Epochen, welche vorzüglich dazu geschickt sind, seltene Geister und Fähigkeiten zu wecken; und so eine war gewiß die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Wuth der Parteien, der schnelle Wechsel des Glücks, die beschwerlichen und verwickelten Staatsgeschäfte, und die außerordentliche Verlegenheit, worin die Menschen versetzt wurden, waren die besten Helden- und Fürstenschule.

Während so gefahrvollen Zeiten zeichnen sich dreierlei Arten von Menschen aus. Die Ersteren sind Leute von festem, entschiedenem Charakter, kühn, eigensinnig, durchgreifend, fast blind auf ihrer Meinung haftend, und entweder aus Ehrgeiz oder Grundsätzen immer nur einer Partei folgend, sie mag siegen oder fallen. Man nennt sie daher auch Parteigänger oder Parteihäupter. Zu dieser Klasse gehörten zu der Zeit Ferdinand II, Gustav Adolf, Tilly, Max von Baiern, Oxenstierna und Bernard von Weimar rc. Die zweite Klasse besteht aus Menschen, welche nur Ehrgeiz oder Interesse treibt; sie folgen daher auch nur dem Siege oder dem Glücke, und suchen unbekümmert, welche Sache die Oberhand behält, sich aller Parteien zu bedienen. Man nennt sie daher Politiker. Zu dieser Klasse zähle ich den berühmten Wallenstein, die Kardinäle Richelieu und Mazarini, den Kurfürsten von Trier, Christoph, und den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, nebst andern noch unbedeutenden Fürsten und Staatsleuten. Die dritte Klasse ist die kleinste, weil Vernunft und Gerechtigkeit in so stürmischen Zeiten gar seltene Dinge sind. Die Menschen dieser Art gehören eigentlich zu keiner Partei oder vielmehr zur Partei des Vaterlandes und der Menschheit. Sie schmeicheln keinem Theile, aber mäßigen beide; und immer wird man sie (selbst in Gefahr und Elend) dort finden, wo die Menschheit gedrückt ist Unter dieser Klasse zeichneten sich der Papst Sixtus V, der König Heinrich IV. in Frankreich und sein Minister Sully, der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, und der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, und sein Minister Böneburg aus. Ruhmvoller stehen zu der Zeit ein Gustav Adolf, ein Wallenstein, ein Richelieu, ein Bernard von Weimar in den Jahrbüchern

---

maligen Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, nachmaligen Fürsten Primas und Großherzogen von Frankfurt Karl von Dahlberg verfertigt und in dem ersten Theile, dritten Hefte meiner Staatsrelationen unter dem Titel: Was war und ist der Kurfürst Erzkanzler im deutschen Reiche, zum Drucke befördert habe.

der Geschichte angeschrieben; aber in den Denkbüchern der ächten Philosophie und Staatsklugheit gewiß Johann Philipp. Jene waren doch im Grunde nur Parteihäupter oder listige Politiker, dieser der Mann der Gesetze und des Friedens.

„Wenn ich mir diesen Fürsten denke," sagt Prüschenk*) von ihm, „so stelle ich mir das Bild und Muster eines gerechten, weisen und geraden Direktors vor, wie ihn das Kurfürstenkollegium seit mehreren Jahrhunderten nicht gehabt hat." „Diesen Fürsten," sagt Forstner, „kenne ich als die einzige Stütze Deutschlands, und als den wachsamsten Beschützer der Freiheit und des Friedens, welchem nicht nur das gemeine Wesen überhaupt, sondern jeder einzelne Bürger sein Heil und Wohl, und folglich ein Gebet zu Gott für seine Erhaltung schuldig ist.**)

Johann Philipp wurde im Jahre 1605 den 6. August von Georg von Schönborn und Maria Barbara von der Leyen zu Eschbach im Westerwalde geboren. Der westerwälder Bauer (so nannte sich oft der bescheidene Fürst) wußte seinen Geist frühe zu den hohen Stellen zu bilden, welche ihn erwarteten. Er schmückte seinen Verstand durch gründliche Wissenschaften und Gelehrsamkeit; er stählte seinen Muth unter den Truppen des Generals Hazfeld; er übte sich in Staatsgeschäften auf den Stellen, welche er schon als junger Domherr bekleidete.***)

Einem so vielversprechenden Jünglinge konnte es nicht fehlen, bald zu den höchsten Würden emporzusteigen; und schon im Jahre 1642 wählte man ihn zum Fürstbischofen zu Würzburg.

Das Interesse der bisher so sehr erschöpften geistlichen Staaten erforderte es, daß mehrere derselben nur Einem würdigen Haupte anvertraut wurden. Man konnte dadurch größere Ersparnisse machen und ihnen mehr Kraft und Einklang geben. Auch war beiden Parteien (sowohl der kaiserlich-katholischen, als der französisch-protestantischen) daran gelegen, die geistlichen Würden mit Männern zu besetzen, welche bei dem Friedensschlusse auf Mäßigung dachten.****) Johann Philipp, der sich schon durch seine kluge Regierung zu

---

*) Fasciculus Act. litter. Pruschenk.

**) Commercium epistolicum Leibnizianum.

***) In verschiedenen Dikasterien.

****) In ejus (Anselmi Casimiri) locum suffectus est Joannes Philippus, evangelicis aeque ac catholicis dilectus ac aestimatus, qui neque Caesari neque Bavaro obnoxius, sed patriae amantissimus habebatur. Puffendorf de rebus suedicis. Lib. XIX. §. 78.

Würzburg ausgezeichnet hatte, wurde demnach auch im Jahre 1647 zum Kurfürsten zu Mainz, und im Jahre 1665 zum Fürstbischofen zu Worms erwählt.

Sobald er diese hohen Stellen erreicht hatte, gingen seine ersten Unternehmungen dahin, den so lange gewünschten Frieden zu befördern, die durch den Krieg verlornen oder besetzten Länder wieder zu erhalten, und die Wunden zu heilen, welche noch so schrecklich bluteten. Er schickte seine Gesandten mit weisen Instruktionen nach Münster und Osnabrück, welche auch, wie die Geschichtschreiber sagen,*) nicht wenig dazu beitrugen, daß die ausschweifenden Ansprüche herabgestimmt, die Gemüther gemäßigt und überhaupt der westphälische Friede geschlossen wurde.

Nebst den großen Forderungen, welche die kriegführenden Mächte an einander machten, traf das Schicksal besonders die geistlichen Staaten, weil ein jeder Mächtige sich an diesen wehrlosen und durch die Reformation ohnehin schon zerrütteten Ländern erholen und bereichern wollte. Da Johann Philipp als erster geistlicher Kurfürst sie nicht alle retten konnte, war er wenigstens darauf bedacht, die im südlichen oder katholischen Deutschlande gelegenen, vorzüglich aber die seinigen zu erhalten. Das Hauptmittel, dieses zu vollbringen, war, den kaiserlichen und französischen Hof zugleich für selbe zu interessiren. Der Kaiser und das östreichische Spanien konnten leicht dafür gewonnen werde, weil sie sich unter den geistlichen Staaten immer treue Anhänger zu versprechen hatten. Desto schlüpfriger schienen die Unterhandlungen mit Frankreich, als der bisherigen Stütze der protestantischen und säkularisirenden Partei zu sein. Allein Johann Philipp wußte den französischen Ministern die gefahrlose Nachbarschaft der schwachen geistlichen Fürstenthümer, und die Mittel, ihren Einfluß darauf zu vermehren, so reizend vorzustellen, daß der französische Hof in deren Erhaltung nicht nur willigte, sondern sie auch als ein Vehikel seiner künftigen Größe und seines Gewichts in den Reichshändeln ansah.**) Dadurch wurde nicht nur sein

---

*) Moguntinus elector hactenus egregiis consiliis usus ad conclusionem pacis ejusque executionem haud spernendam operam contulerat, velut qui prae omnibus catholicis moderata consilia secutus fuerat. Ibid. Lib. XXI. §. 28 — 53.

**) Mémoires de Cl. de Mesme, Comte d'Avaux. In den verschiedenen Archiven liegen eine Menge Briefe, welche nebstdem noch die geheimen Mittel angeben, wodurch dieser kluge Fürst den Vortheil seiner Länder zu bezwecken wußte.

eignes Erzstift und die drei geistlichen Kurthümer bei ihrer Integrität erhalten; sondern auch der größte Theil der geistlichen Staaten durch den westphälischen Frieden gesichert; und nur jene der Säkularisation preis gegeben, welche entweder schon lange reformirt, oder doch ganz von protestantischen Fürsten umgeben waren. *)

Das große Werk des Friedens war nun vollendet und bekannt gemacht, allein die Vollstreckung desselben eine sehr schlüpfrige Sache. Die feindlichen Truppen lagen noch in den Ländern umher, und bedrückten das Volk wie zu den Zeiten des Krieges; die benachbarten Fürsten hatten noch einen großen Theil der Mainzer Staaten in Besitz, oder machten Ansprüche auf wichtige Summen und Distrikte; und selbst ein Theil des Volkes wollte nicht zur Ordnung und zum Gehorsame zurückkehren. Johann Philipp überwand alle diese Hindernisse durch seine Klugheit und Standhaftigkeit. Er wußte die feine und eifrig-protestantische Landgräfin von Hessenkassel, welche jetzt Regentin war, zu bereden, ihm die mainzischen Aemter und Ortschaften Amöneburg, Fritzlar, Neustadt und Naumburg wieder zu geben, ja sogar die wichtige Summe Geldes nachzulassen, welche in dem westphälischen Frieden dafür stipulirt war. **) Mit französischen Truppen eroberte er Erfurt und brachte die aufrührerischen Bürger durch Strenge und Güte zum Gehorsam. ***) Er lößte von Kurpfalz die Bergstraße für 100,000 Gulden, und das Amt Neubaumberg von dem Herzog von Lothringen um 10,000 Gulden ein, welchen während dem langen Streite zwischen Diether und Adolf versetzt waren. ****) Er vermochte den schwedischen General und Pfalzgrafen Carl Gustav dahin, daß er seine drückenden Truppen aus den Reichsländern zog, und sich mit mäßigen Summen begnügte. †) Er verglich alle die langen Streitigkeiten, welche seine Vorfahren mit den mächtigen Nachbarn des Erzstiftes, den Fürsten von der Pfalz, Hessenkassel, Hessendarmstadt, Sachsen, Nassau und Würzburg hatten, mit Vortheil, ††) und suchte die Einkünfte der

*) Acta pacis Westphal.

**) Executio pacis W. Vertrag mit Hessenkassel d. d. Hofheim 24. Septbr. 1648.

***) Gudenus Histor. Erfort.

****) Mit Pfalz 1663 d. 9. Septbr. und d. 26. Mai.

†) Pollicebatur (Carl Gustav) missionem militum. — Puffendorf, siehe die Briefe bei Lundorp.

††) Siehe die Verträge mit Hessen d. d. Hofheim 14. Septbr. 1648; mit Pfalz d d. 5. Sept. 1651; mit Würzburg d. d. 15. Mai 1655; mit Cöln 1657; mit Darmstadt d. d. 21. 1659; mit Sachsen d. d. Leipzig 20. Dezemb. 1665. rc

reichern und weniger verwüsteten Länder seiner Staaten dahin zu lenken, daß den ärmern und bedrücktern dadurch aufgeholfen wurde.*) Die Würzburger beklagten sich zwar darüber und sagten spottweise: Er habe des heiligen Martins Mantel mit der Chorkappe des heiligen Kilians ausgeflickt. Allein Johann Philipp erfüllte unverrückt seine Fürstenpflichten; und obwohl er die Künste und Wissenschaften liebte, so war seine Lebensart doch strenge, sein Hof und Hofstaat eingeschränkt und die Verwaltung der Finanzen genau. Er für sich lebte mäßig und war zufrieden, in einem schlechten, mit ein Paar ungleichen Pferden bespannten Wagen zu fahren: aber desto prächtiger und freigebiger zeigte er sich im Aufwande für das ganze und gemeine Beste. Er erbaute mit Hülfe und zum Theil mit dem Gelde der Franzosen die Citadelle und eine Menge der Vestungswerke um Mainz; verschönerte die Straßen und öffentlichen Plätze; verband das rechte und linke Rheinufer zu Mainz durch eine neue Schiffbrücke; ließ, um die Gesundheit seines Volkes zu erhalten, mehrere Bronnen errichten und stiftete Krankenhäuser und Hospitäler.**) Die ihm untergebenen Staaten und Länder waren in kurzer Zeit wieder hergestellt, und man vergaß, daß ein dreißigjähriger Krieg gewüthet hatte.

Nach dieser ersten und beschwerlichen Arbeit dachte der kluge Erzbischof und Kurfürst nun auch auf die künftige Verwaltung seiner Kirche und seiner Staaten; und darin muß man eben seine Weisheit bewundern. Durch den westphälischen Frieden hatte zwar der Krieg im Felde ein Ende; aber in Meinungen, Interessen und Herzen dauerte er noch fort. Die Verhältnisse der Mainzer Kirche und des Kurstaates waren durch die Reformation und den 30jährigen Krieg so verändert und schlüpfrig geworden, daß nur ein Fürst wie Johann Philipp diese neue Ordnung der Dinge übersehen, und darnach seiner Regierung die gehörige Richtung geben konnte. Auf der einen Seite erforderte es das Interesse und die Würde seiner Kirche, die Hierarchie zu schützen, und auf der andern war der Geist der neuen Lehre in die Köpfe und Herzen seiner Unterthanen gedrungen. Hier zählten der Kaiser und die katholischen Fürsten auf ihn, als einen treuen und eifrigen Anhänger ihrer Sache; dort waren seine Länder und Staaten mit mächtigen Protestanten und Franzosen umgeben,

---

*) Um das Land zu schonen, machte er mit dem Domkapitel ein Statutum perpetuum wegen dem Spolium im Interregnum.

**) Die vielen öffentlichen Gebäude, welche noch vor dem letzten Kriege seinen Wappen trugen, sind Beweise davon.

welche er als seine Nachbarn fürchten mußte. Die Mönche wollten sich der Schulen des Volkes bemächtigen; und er fühlte die Nothwendigkeit einer bessern Erziehung. Zu allem dem kamen noch die großen Interessen der Mächtigen, welche einen ohnmächtigen Fürsten so leicht und gewaltsam dahin reißen, und die kleinen Interessen der Hof- und Kapitelsparteien, welche auch den mächtigsten und besten Fürsten beunruhigen können. Johann Philipp wußte sich durch alle diese Irrwege durchzuwinden.

Ich halte es für eine der ersten Eigenschaften eines Fürsten, wenn er geschickte und tüchtige Männer um sich zu wählen weiß, welche, da er selbst nicht alles allein thun kann, ihn in seinen Planen und Arbeiten gehörig unterstützen und eifrig mithelfen. Darin zeichnen sich besonders große Regenten aus, daß sie jeden auf seinen Ort stellen; und man muß bekennen, daß Johann Philipp darin ein wahres Muster war. Für einen jeden Zeitpunkt seines kritischen Jahrhunderts, für ein jedes Geschäft seiner verwickelten Staatsmaschine, für einen jeden Zweig seiner Regierung hatte er seine Leute. Wollten die protestantischen Theologen sich mit einer vorzüglichen Aufklärung brüsten, so bewegte er berühmte Denker und Schriftsteller gegen sie, um ihnen durch Philosophie und Scharfsinn zu zeigen, daß auch ihre Theologie noch auf schwachen Gründen beruhe.*) Wollten der römische Hof und die Jesuiten eifern, so weckte er gründliche und fromme Geistliche, um sie in Schranken zu halten.**) Drangen der kaiserliche oder die katholischen Höfe in ihn, so ließ er einen französisch-protestantisch gesinnten Minister gegen sie agiren.***) Setzten ihm die Franzosen oder Protestanten zu, so schob er einen kaiserlich denkenden Kanzler vor.****) Diese vortrefflichen Männer, nebst allen den Staatsleuten, Gelehrten, Bischöfen und Predigern, mit denen sie entweder in Brief- oder gelehrtem Schriftwechsel standen, gaben beiden Parteien eine solche Mäßigung, Duldung und Philosophie, daß der Kurfürst jetzt mit sei-

*) Einen Leibniz, Böneburg, Blum, Miletiere rc. — Neque soli Jesuitae immites adeo exstitere. Perinde acres et reliqui fuere. Quantum noxae cum omni humanae notioni reique publicae, tum morali item et naturali doctrinae affricuerint, documento sunt belli puritani et independentes. — Tum et sic fundamento suffulciuntur non fortiori, quam et Menno, et Brownus et Socinus.

Boineburg.

**) Walenburg, Nienhus, Holzhausen.

***) Boineburg.

****) Den Kanzler Mehl.

nem großen Plane, die Einigkeit in der ganzen Christenheit wieder herzustellen, auftreten konnte.

Da die verschiedenen Religionsmeinungen eigentlich die Haupttriebfedern aller bisherigen Verfolgungen und Kriege waren, und die Berufung eines allgemeinen Conciliums die Vereinigung nicht zu Stande bringen konnte, so versuchte Johann Philipp solche Mittel der Annäherung der Parteien, wovon er sich einen sichern Erfolg versprechen konnte. Vor allem glaubte er, an dem berühmten Philosophen Leibniz, welchen er an seinen Hof berufen hatte, einen schicklichen Beförderer seiner Absichten gefunden zu haben. Ein so heller und philosophischer Kopf war über die Vorurtheile der verschiedenen Sekten zu erhaben, und zugleich durch die Ideen, welche er nach der Hand in seiner unsterblichen Theodicee aufstellte, beiden Theilen zu willkommen, als daß sie ihn mit Grund als einen Vermittler hätten scheuen können. Dieser seltsame Mann bekam von dem weisen Erzbischofe und Kurfürsten den Auftrag, mit den berühmtesten und aufgeklärtesten Gelehrten, Bischöfen und Geistlichen beider Theile in einen Briefwechsel und Unterhandlungen zu treten; selbe zu überzeugen, zu gewinnen und vorzubereiten. In diesem Unternehmen mußte ihn der sanfte und tolerante Weihbischof Wallenburg mit seiner gründlichen theologischen Gelehrsamkeit unterstützen; und endlich sollte der feine Generalvikarius von Walderdorf das Werk durch kluge Verhandlungen mit dem römischen und andern Höfen vollenden. Wie weit die Sache gediehen war, läßt sich aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Pelisson,*) und folgendem unter den hinterlassenen Papieren des erstern gefundenen Aufsatze ersehen.**)

Politische Vorschläge, wie die katholische und evangelische Kirche zu vereinigen.

Kur-Mainz hat zu dem allgemeinen Frieden zu Münster viel geholfen; läßt sich auch also die Religionsvereinigung angelegen

---

*) De la tolerance des religions, lettres de M. de Leibniz et reponses de M. Pelisson, à la quatrième partie des reflections sur les differens de la Religion. Die Hauptkorrespondenten waren Wallenburg, Walderdorf, Leibniz, Bossuet, Molanus, Pelisson, Spener, Miletiere ꝛc. Bossuet hat auch sogleich seine Expositio fidei geschrieben.

**) Man könnte zwar die Aechtheit folgender Vorschläge bezweifeln; allein daß eine Annäherung versucht wurde, ist gewiß, und die Korrespondenz mit Pelisson beweißt es. Selbst Febronius beruft sich darauf. Ich habe daher auch die Vorschläge hier ganz eingerückt, wie man sie vorfand.

seyn: zu dem Ende er den Herrn von Wallendorf*) nach Rom geschickt. Auch wollen ihm Kur-Cöln und Kur-Trier, auch Kur-Pfalz sammt Hessendarmstadt Assistenz leisten. Spanien und Frankreich incliniren auch dazu: ja selbst der Papst und die Jesuiten. Die Vorschläge gehen dahin:

I. Es soll ein Synodus von XXIV Personen beider Religionen gleicher Zahl angestellt werden, die das juramentum calumniae vorher ablegen, auch alle Moderation sub poena exclusionis spüren lassen sollen.

II. Sollen aus und nach den ältesten Exemplarien der heiligen Schrift sowohl das Breviarium als die augsburgische Confession von Artikel zu Artikel erwogen, und was die meisten Stimmen als gegründet schließen, angenommen werden.

III. Die katholische Messe soll man in deutscher Sprache lesen, und sollen die XXIV Personen solche also abfassen, wie beide Theile sich darüber vereinigen können.

IV. Die Evangelischen sollen ins künftige die reformirt-katholischen von den altkatholischen genennt werden, denen der Papst in Rom eine besondere Kirche einräumen wolle.

V. Den Papst soll man vor den obersten Priester erkennen; er will hingegen auch reformirten Katholischen Aemter und Prälaturen in Rom geben und sie gebrauchen.

VI. Wer eine oder die andere Religion schmähet, soll allerseits exkommunicirt werden.

VII. Das Abendmahl soll man unter beider Gestalt zu gebrauchen Macht haben; auch den altkatholischen erlaubt seyn, solches bei den reformirt-katholischen zu gebrauchen.

VIII. Die Ohrenbeichte, als die vornehmlich auf spanische und welsche stumme Sünden ihr Absehen gehabt, könne in selbigen Landen verbleiben, aber in Deutschland bei der Vereinigung aufgehoben werden.**)

---

*) Soll Walderdorf heißen.

**) Nur Gott oder ein Herzenskundiger kann über die Gewissen richten. Wenn also ein Mensch über einen andern moralisch urtheilen soll, muß letzterer jenem sein Herz offenbaren, das heißt: Beichten. Ep. Jacob. V. 16. Die Mißbräuche, welche die ersten Reformatoren bei der Ohrenbeichte rügten, sind größtentheils dadurch entstanden, daß die Priester nicht nach der Ordnung der ersten Kirche πρεσβυτεροι (alte Leute) und nach den Vorschriften des St. Paulus (Epist. ad Titum) und des Concilii tridentini unbescholtene Bischöfe επισκοποι waren.

IX. Vierzehn Tage vor Ostern könnten sich die Gesunden des Fleischessens wohl enthalten. *)

X. Anrufung der Heiligen nicht anders, als in primisiva Ecclesia. **)

XI. Bei Wallfahrten soll man gute bekannte deutsche Lieder singen, und Betstunden anstellen, Gott für den genossenen Feldsegen zu danken. ***)

XII. Das Fegefeuer möge einer glauben oder nicht, stünde bei Prüfung der Gründe. ****)

XIII. Den Priestern und Bischöfen sei der Ehestand zu erlauben, nicht aber den Mönchen und Nonnen. †)

XIV. Die reformirt-katholischen Reichsstände sollen in ihren Landen Bischöfe haben, als Präsidenten aller Geistlichen, ††) so sich in schweren Fällen des Papstes Einrath, doch ohne ihrer hohen Obrigkeit Nachtheil †††) bedienen können.

XV. Die Kalvinianer könne man in die Vereinigung nicht aufnehmen, es sei denn, daß sie in puncto der Gnadenwahl, heiligen Abendmahls und der Person Christi christlichere Gedanken anzeigen. ††††)

---

*) Die meisten Fasttäge sind jetzt schon durch Dispensationen abgeschafft.

**) Wenn die Katholiken nur solche Heilige wie den St. Stephanus und durch solche Gebete, wie folgendes verehrt hätten, würden die Protestanten schwerlich etwas einzuwenden gehabt haben: Da nobis, quaesumus Domine, imitari quod colimus, ut discamus et inimicos diligere; quia ejus natalitia celebranus, qui novit etiam pro persecutoribus exorare D. N. J. C.

***) Die unanständigen Gesangbücher und Wallfahrten sind an vielen Orten schon lange entweder verbessert, oder gänzlich abgeschafft.

****) Das schreckliche unerbittliche Alternativ zwischen Himmel und Hölle wird durch den Glauben an ein Mittelding sehr gemildert, denn es ist, wie die Kirche nach Machab. II. 12 singt, ein heilsamer und menschlicher Gedanke, der Abgestorbenen sich im Gebete zu erinnern. Die Mißbräuche, welche den Protestanten anstößig waren, betrafen den Ablaß, die Seelenmessen ꝛc.

†) Da jetzt die Stifter und Klöster größtentheils aufgehoben sind, blieben nur Pfarrer und Bischöfe.

††) Επισκοπος und Superintendens sind Synonymien.

†††) Das künftige Konkordat wird ähnliche Grundsätze aufstellen müssen.

††††) Man dürfte sich auch über diese Punkte nur mehr verständigen, so wäre denn auch hierin die Einigkeit nicht so schwer zu finden. Ueberhaupt hat der Kirche nichts so sehr geschadet, als das beständige Bestimmen und Absprechen der Theologen. Die Offenbarung hat Vieles unbestimmt gelassen, um die Freiheit der Gewissen zu erhalten. Die Hauptartikel müssen allgemein (καθαλοι) seyn.

XVI. Die griechische Kirche, ungeachtet des Irrthums wegen Ausgang des h. Geistes, kann doch von der Christenheitvereinigung nicht ausgeschlossen werden.

XVII. Die h. Schrift soll der Richter und Grund aller Artikel seyn, und die Texte aus den Patribus und LXX Dollmetschern gezogen werden. Zu dem Ende sollen die XXIV Personen eine neue Bibel drucken lassen, und sich dazu der Grundsprachen, Manuscripten und aller orientalischen und anderen Versionen bedienen.

XVIII. Der Papst soll nicht Richter, sondern als das Haupt aller Geistlichkeit geachtet werden, der seine Beiräthe von beiderseitigen Religionen habe, und in schweren Gewissensfällen der heil. Schrift gemäß sprechen.

Diese politischen Vorschläge erschöpften zwar die Streitmaterien nicht ganz, aber sie waren zu jener Zeit gewiß die schicklichsten Punkte der Annäherung. Die Fehler und Irrthümer, welche die ersten Reformatoren an der katholischen Kirche zu rügen suchten, betrafen nicht sowohl die Hauptartikel des Glaubens (denn eine positive Religion muß Mysterien und Offenbarungen annehmen); sie wollten vielmehr die übertriebene Gewalt der Hierarchie mäßigen und die Mißbräuche abgeschafft wissen, welche während dem Mittelalter sowohl die Religion als die Kirche geschändet hatten. Die Protestanten hatten unstreitig, sowohl in der Gründlichkeit ihrer Lehrmethode, als besonders in der Anwendung religiöser Begriffe auf die öffentliche Sittlichkeit große Vorsprünge gemacht: da aber ihre Bekenntnisse keine menschliche Autorität in Auslegung der Schrift und Glaubensartikel anerkannten, und alle sinnlichen Verzierungen und Gebräuche im öffentlichen Gottesdienste verwarfen; so war dadurch alles Positive den verschiedenen Meinungen preis gegeben, und, wie Böneburg so richtig sagte, die Bekenntnisse der Lutheraner und Kalviner seien auf keine festern Gründe gestützt, als jene eines Menno, Brown und Socinus.*) Der konsequente Protestantismus, aller Sinnlichkeit und kirchlichen Autorität entkleidet, wird sich schwerlich lange als öffentliche Volksreligion erhalten können, und über kurz oder lang entweder ein förmlicher Indifferentismus, oder eine Vorbereitung zu irgend einem neuen Kultus werden müssen. Johann Philipp, welcher die so nachtheiligen Folgen des Religionszwistes im deutschen Reiche beherzigte, gab daher so viel, als ihm sein erzbischöfliches Amt erlaubte, den

---

*) Vergleiche nun hiermit die merkwürdigen Stellen von Locke, Saywel und Cave im Febronius.

Protestanten zu, und wollte nur das erhalten, was er für die Ordnung der Kirche und des öffentlichen Gottesdienstes nöthig oder nützlich hielt.

Die Mittel welche er bei diesem wichtigen Geschäfte anzuwenden suchte, waren gewiß auch sehr zweckmäßig. Eine unmittelbare Korrespondenz zwischen den Theologen würde, wie bereits schon so oft versuchte Disputationen, nur den Meinungskrieg hartnäckiger gemacht haben; da er aber zwischen beide Theile einen helldenkenden Philosophen stellte, so schien die Vorbereitung und Annäherung auf dem Wege der Vernunft desto leichter. Die Leibnitzische und besonders in unsern Tagen die kritische Philosophie hat der Religion mehr Dienste geleistet, als man anfänglich vermuthen konnte. Sie hat nicht nur den Glauben über alles Wissen statuirt, sondern auch noch die Einheit Gottes, die Mannichfaltigkeit in seiner Natur, und die vollkommene Liebe oder Moral (das unbedingte Sittengesetz) dargethan. Ja diese Philosophie müßte, wenn sie konsequent sein wollte, manche christliche Glaubensartikel eher vernunftmäßig als vernunftwidrig finden.

Die Streitigkeiten über die Hierarchie und den äußern Gottesdienst schienen nicht so schwer beizulegen zu sein. Erstere waren, wie selbst Paulus sagt, größtentheils politisch (κατα πολιν) letztere ästhetisch, und hingen daher in Nebensachen von der willkürlichen Verfügung der Kirche ab. Hier konnte also in vielen Stücken nachgegeben werden. Die Protestanten mußten ja doch, wenigstens praktisch,*) eine kirchliche Unterordnung festsetzen; und ihre Aesthetiker und Künstler erkennen ja in allen ihren Schriften die Werke des äußern Gottesdienstes als die Muster der bildenden Künste an.**)

Da auf diese Weise die Leibnitzische Philosophie die Vorbereitung gemacht hatte, wäre ein Synodus von vier und zwanzig Personen beider Religionstheile in gleicher Zahl, welche den Volksglauben nach den ältesten Exemplaren der heiligen Schrift erwägen und bestimmen sollten, gewiß das zweitbeste Mittel zur Annäherung gewesen.

Indessen schien es zugleich auch nothwendig, die Interessen zu vereinigen und die Höfe zu gewinnen. Walderdorfs geschmeidiger Charakter diente zu diesem Geschäfte. Die protestantischen Fürsten waren durch die Säkularisation bereits befriedigt; und da man ihnen

---

*) Sie haben ihre **Consistoria**, **Superintendentes**, **Synodos**, **excommunicationes** und **examina**.

**) Haydns Schöpfung, Raphaels Verklärung, den Dom von Cöln 2c.

auch in ihren Ländern eigene Bischöfe gestattete, welche ohne das bekannte platitium regale nichts wichtiges vornehmen konnten, so schienen auch die politischen Widersprüche beseitigt. *)

Dem allen sei nun, wie ihm wolle, so bleibt immer so viel gewiß, daß dem weisen Kurfürsten nichts mehr am Herzen lag, als die religiöse Uneinigkeit im Reiche zu beseitigen. Er wußte, wie sehr dieselbe seinen auswärtigen Feinden gedient hatte, es zu schwächen und zu zerstückeln; und da jetzt Ludwigs XIV Absichten täglich merkbarer wurden, so suchte er auf alle Weise die Stände mit ihrem Oberhaupte zu vereinigen, weil er dies als das einzige Mittel ansahe, Deutschland zu retten.

Nachdem Johann Philipp die äußern Verhältnisse seiner Kirche bestimmt und den Religionsmeinungen den Weg der Annäherung vorbereitet hatte; dachte er auch auf die innern Verhältnisse und besonders auf die Erziehung des Volks. Durch den langen Krieg und die vielen Umwälzungen waren die Sitten der Geistlichkeit schlecht und roh, das Volk in seinen Meinungen entweder schwankend oder fanatisch, die Kirchenzucht und Bildung verfallen, der Gottesdienst vernachlässigt oder durch Aberglauben und Albernheiten entstellt, die Güter der Kirche und der Schulen zersplittert oder mit Schulden belastet, und überhaupt die ganze Erziehung und Sittlichkeit vernachlässigt. Ein weniger kluger Fürst würde in diesem Drange der Umstände entweder den Ausschweifungen den Lauf gelassen, oder selbe durch Aberglauben und Inquisitionen unterdrückt haben; allein Johann Philipp wußte auf der einen Seite dem Geiste der Aufklärung seine gehörige und unschädliche Richtung zu geben, und auf der andern den guten Glauben und die Sittlichkeit des Volkes zu erhalten.

Um in diesem wichtigen Zweige der Regierung von Grund aus bauen zu können, errichtete er vor allem eine Normalschule oder ein Seminarium, worin thätige und rechtschaffene Lehrer und Pfarrer gebildet werden konnten. Durch solche Zöglinge wurden die Schulen des Landes, die Kanzeln der Kirchen und die Hospitäler der Kranken besetzt, und von ihnen ging ein neuer Geist der Moralität und Betriebsamkeit aus. Nach dieser ersten Anlage wollte der weise Fürst auch die Verbesserung der hohen und andern Schulen vornehmen; allein der Krieg hatte alle Hülfsquellen seines Landes entschöpft, und die kostspielige Anstellung vieler Lehrer der verschiedenen Wissenschaf-

*) In Deutschland haben jetzt die Religionsverhältnisse größtentheils juristische Folgen. Uebrigens waren die oben angeführten XVIII Sätze nicht von Johann Philipp. Als Erzbischof durfte er sie nicht vorschlagen.

ten so erschwert, daß er das durch andere und vielleicht wirksamere Mittel ersetzen mußte, wozu ihm die Fonds und die Einkünfte fehlten.

Um den Geist der Künste und Wissenschaften in einem Lande zu erwecken, ist es auch nicht gerade nöthig, glänzende Anstalten zu machen und eine ungeheure Menge von Professoren anzustellen. Perikles und die Mediceer, Leo X. und Albert II. haben keine Universitäten gestiftet, und doch ist durch die großen Köpfe, welche sie um sich her zu versammeln wußten, ein Geist der Kraft und Originalität ausgegangen, welcher die kostspieligsten Anstalten anderer Fürsten weit hinter sich gelassen hat. In diesem Sinne handelte auch Johann Philipp. Er und sein Minister, der berühmte Böneburg, verstanden die Kunst, große Geister und Gelehrte an sich zu ziehen, in einem hohen Grade. Dem einen gaben sie eine Charge bei Hof, dem andern eine Stelle bei den Dikasterien, dem dritten einen Jahrgehalt, dem vierten eine geistliche Würde; und was sie nicht durch Anstellungen und Pensionen um sich her versammeln konnten, gewannen sie durch schmeichelhaften Briefwechsel, durch Ehrenbezeigungen oder ein gutes Fäßchen Rheinwein. *)

So wurde Mainz der Sammelplatz der besten Köpfe in Deutschland, **) und wenn zu den Zeiten Alberts II. die schönen Künste blüheten; so herrschte jetzt die Philosophie und gründliche Gelehrsamkeit. Leibnitzens Universalgenie ging in allen Zweigen spekulativer und positiver Wissenschaften voran. ***) Die Wallenburg, Nienhuß und Kalixt reinigten und begründeten die Theologie. ****) Leibnitz, Puffendorf, Böneburg, Schwarzkopf, Conring und Forstner führten die Jurisprudenz und sogar die Politik auf die ersten Prinzipien des Rechts und der Moral zurück. †) Vorburg, Böckler, Forstner und Gamans schlugen einen neuen

---

*) Proxime adveniet, schreibt Böneburg an Conring, vini exquisiti tum moguntini, tum franconici egregium par doliorium. Com. ep. Leib.

**) Commercium epistolicum Leibnizianum. — Von Gruber im Jahre 1745 herausgegeben.

***) Es ist aus der Geschichte und den Werken Leibnitzens bekannt, daß er zu Mainz zuerst unterstützt und gebildet wurde; Conring lernte ihn erst durch Böneburg kennen. Er schrieb daher diesem Minister: Vellem significasses, quis ille sit (Leibnitius) quave dignitate. Nec enim mihi hactenus innotuit.

****) Opera Fratsum Walenburgicorum 1670.

†) Leibnitz hat seine Methodus nova discendi, docendique jurisprudentiam und seine ratio corporis juris reconcinnandi zu Mainz geschrieben. Siehe besonders Böneburgs vortrefflichen Brief in com. ep. Leibn.

Weg zur pragmatischen Geschichte ein;*) Becher, Conring und Brown erweiterten die medizinischen und chemischen Kenntnisse.**) Nicht nur Deutsche, sondern schier die ganze Gelehrtenrepublik hatte zu Mainz einen Centralpunkt ihrer Gedanken und Entdeckungen. Wenn man nun betrachtet, daß ein großer Theil der Gelehrten, welche der Kurfürst um sich hatte, zu gleicher Zeit Staats- und Geschäftsleute waren; so erhält das Ganze noch mehr Kraft und Realität.***) Diese Männer waren die Vorläufer und Vorarbeiter der Newtone, der Bossuete, der Montesquieu, der Lavoisier, der J. Müller, der Schmidt und der Kante. Was über sie hinausgearbeitet wurde, schweift in das Gebiet des Scepticismus, Materialismus und Machiavellismus. Der weise Johann Philipp sahe diese Auswüchse der Philosophie voraus, und suchte ihnen daher entgegen zu arbeiten. Damit also das Licht nicht zu grell erleuchte, oder gar in der Hand elender Sophisten zur Eumenidenfackel werde, welche das Gebäude aller Religion und Moralität in Brand stecken könnte, mäßigte er die Ausbrüche großer Geister durch weise Anstalten und Erziehung. Die drei Männer, welche er zur Verwaltung seiner Kirche und zur Handhabung der Religion und Sittlichkeit wählte, zeugen von der Richtigkeit seines Urtheils über eine so wichtige und zu der Zeit so schlüpfrige Angelegenheit. Um auf der einen Seite mit dem Geiste der Zeit fortzurücken, und auf der andern doch die Moral und Religion des Volks zu sichern, wurde gründliche Wissenschaft, ächte Klugheit und ungeheuchelte Frömmigkeit zugleich von den Vorstehern gefordert; drei Eigenschaften, welche selten in Einer Person zu finden sind. Ein noch so gelehrter oder kluger Mann wirkt nicht viel auf den Glauben und die Frommheit des Volks; und ein allein frommer Mann ist zu viel den Angriffen des Witzes und dem Spotte seiner Feinde ausgesetzt. Der Kurfürst wählte daher den gelehrten und eben darum so würdigen Wallenburg zu seinem Weihbischofe; den feinen

---

*) Forstner und Gamans bekamen von Johann Philipp den Auftrag, jener die Reichs-, dieser die Mainzer Geschichte zu schreiben; siehe com. ep,

**) C. Joannes Joachim Becher homo paradoxos, inquietus, sed profundae sagacitatis, qui praeter tot alia, primus quoque phlogistici principii naturam et dignitatem indagavit, in quo postea celeberrimus Stahl Systema Chemiae phlogisticum fundavit ab omnibus chemicis omnino adoptatum, donec Lavoisier inter chemicos gallicos princeps systema priori appositum, nempe anthiphlogisticum in lucem edidit. Becher war Leibarzt.

***) Böneburg war Minister, Schwarzkopf und Forstner Kanzler, Leibnitz Revisionsrath, Wallenburg Provikarius, Becher Leibarzt rc.

und staatsklugen Walderdorf zu seinem Generalvikarius; und den aufrichtig frommen und wahrhaft moralischen Bartholomäus Holzhauser zum Lehrer und Muster seiner Geistlichkeit und seines Volks. Wallenburg setzte die religiösen Meinungen der Kirche durch seine gründliche Gelehrsamkeit und toleranten Gesinnungen in ein helleres Licht, vertheidigte sie mit Würde und Schonung gegen die Anfälle ihrer Feinde, bestimmte die Rechte der Bischöfe und Geistlichkeit gegen einander, gab dem äußern Gottesdienste Anstand und Pracht, und flößte durch die Verrichtungen seines bischöflichen Amtes Ehrfurcht und Andacht ein.*) Walderdorf unterhielt die Verbindung mit dem römischen Hofe und den dem mainzer Metropolitan unterworfenen Suffraganeaten, ohne seinem Erzbischofe etwas zu vergeben; negoziirte, um die Vereinigung der Parteien zu bewirken, mit Katholiken und Protestanten, mit geistlichen und weltlichen Regenten; ließ die Pfarreien und Klöster visitiren; stellte die zwischen den Pfarreien, Landdechaneien und dem Vikariate übliche Subordination wieder her; gab dem äußerlichen Gottesdienste und der verfallenen Kirchenzucht neue Vorschriften und sorgte, daß auch würdige Männer zum Religions- und Schuldienste angestellt wurden.**) Holzhauser lehrte durch seine Predigten, Schriften und Beispiele zugleich; bildete eben so fromme und moralische Geistliche, wie er selbst war, gab der durch ihn angelegten Pflanzschule (dem Seminarium) ihre Verfassung und Constitution, wurde als ein ungeheuchelter Kirchenlehrer von den jungen Geistlichen verehrt, und als ein heiliger Mann und Prophet vom Volke fast angebetet.***) Durch solche Männer und Anstalten

*) Quos (fratres Walenburgios) sagt Conring, ob animi probitatem et doctrinam amo — optem, sagt Böneburg, optem, copiam tibi posse obtingere visendi et tractandi egregii Walenburgii; scio, optime inter vos omnia compositum iri. Est enim vir prudens, pius, mitis et doctus controversiarum indolem omnem, cujusmodi quidem cum protestantibus versandae sunt.

**) Siehe den Vertrag mit Cöln wegen der Kaiserkrönung 1657. Mit Fuld wegen Diözesanrechten 1662, den 23. Mai. Den Visitationsbrief 1665, 9. August. Cantus gregoriano-moguntinus — Breviario romano acommodatus 1667. Graduale Missali romano cantui vero Mogunt. accommodatum 1671

Walderdorf wurde auch in Staatsgeschäften gebraucht. Wallendorfius pristinam cramben recoquit, prima quoque responsa feret; a Caesare attulit literas privatas etc. Nihil vero magis faciet ad aeternam principis laudem, quam si nec repetitia illa Wallendorfiana legatio etc.

***) Sein Grab wird noch zu Bingen geheiligt; seine Prophezeihungen sind gedruckt.

Virtutes in Domino Bartholomaeo fuerunt insignes, Primo no-

erhielt die öffentliche Religion wieder Glauben und Verehrung, der Gottesdienst Glanz und Würde, die Geistlichkeit Ansehen und Folgsamkeit, die Kirche Eintracht und Gewalt.

Wodurch sich aber Johann Philipp sowohl in religiöser als politischer Hinsicht vor allen geistlichen und weltlichen Fürsten auszeichnete, war, daß er, obwohl ein geistlicher, doch sich zuerst gegen den finstern Aberglauben von Hexerei und Zauberei öffentlich erklärte, und die dadurch hervorgebrachten schrecklichen Hexenprozesse in seinen Ländern außer Achtung und Gewohnheit brachte. Man kann es in des verdienstvollen Kirchenraths Horst Zauberbibliotek lesen, mit welcher Leichtfertigkeit zu dieser Zeit nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichte, nicht nur katholische, sondern auch protestantische Universitäten die Beschuldigungen der Hexerei aufgenommen, und mit welcher Arglist, verfänglichen Fragen und Foltern sie die unschuldigsten P.rsonen zuerst zu einem Bekenntnisse, dann auf den Holzstoß gebracht hatten. Die Veranlassung zu dem edlen Unternehmen Johann Philipps war folgende:

In den zwei Ortschaften Großgrotzenburg und Bürgel hatte man mehrere schuldlose Menschen als Zauberer und Hexen verbrannt; und da das Stift zu St. Peter in Mainz die Vogteirechte besaß, so zog es die Güter der Verdammten an sich, schlug sie zur Präsenzkammer und vertheilte den jährlichen Ertrag derselben unter die Kapitularherrn. Dieses Benehmen wollte einem Geistlichen des Stiftes, mit Namen Mathias Spee, nicht gefallen. Er theilte sein Mißfallen seinem Bruder Friedrich Spee mit, welcher ein Jesuit war und schon lange sich vorgenommen hatte, eine Schrift gegen diese Abscheulichkeiten zu verfertigen. Johann Philipp, von allem diesen unterrichtet, ließ den Jesuiten zu sich kommen und belobte sein Vorhaben; und so erschien die vortreffliche Schrift: Cantio criminalis contra Sagas, welche schon lange vor des Thomasius Schriften durch die Beförderung des Kurfürsten den Hexenprozessen den ersten Stoß gab. „Der große Mann, sagt Leibnitz,*) ist auch der Urheber eines Buchs, wel-

tissima fuit ipsius humilitas — secundo inerat ei simplicitas sive candor animae — tertio magnam semper habuit spem et fiduciam in Deum — quarto castitatem valde adamavit — quinto magnam ergo pauperes ipse pauper ostendit charitatem et misericordiam — sexto magnum habuit zelum animarum — septimo mansuetudo ipsius fuit plane insignis et constans in quacunque adversitate, numquam quid acerbius vel durius contra suos adversarios audivi eum effendientem, sagt mit Thatsachen Lyprandus von ihm, in com. ep. Leibn.

*) Bei Teller monumenta in edita.

ches sehr viel Aufsehen in der Welt gemacht hat, ohne daß man wußte, woher es gekommen war. Denn man mußte sich in Acht nehmen, nicht so frei zu reden. Ich habe es selbst aus dem Munde des Fürsten, daß dieser Pater der Verfasser desselben sei. Der Fürst erzählte mir auch, dieser Pater habe ihn versichert, daß er eine große Menge solcher vorgegebenen Verbrechen zum Scheiterhaufen begleitet und als Beichtvater auf alle Weise geprüft habe, um die Wahrheit zu entdecken. Es habe sich aber darunter kein Einziger befunden, bei welchem sich nur mit einigem Grunde glauben ließe, daß er wahrhaft ein Zauberer oder Teufelsbanner gewesen sei."

Wie der weise Erzbischof seine Kirche zu leiten wußte, so der kluge Kurfürst seine Staaten. Ein Kurfürst Erzkanzler ist in Kriegshändeln ohne Macht, aber wichtig und groß als Director des Reichs, wenn er vom Parteigeist entfernt, sich als Mann der Gesetze und Vermittler der Häupter darzustellen weiß. Johann Philipp stand, wie zwischen Katholiken und Protestanten im Geistlichen, so zwischen östreichisch-ligistischen und französisch-schwedischen Interessen im Weltlichen in der Mitte — wiegte — drehte — mäßigte, und hielt beide Parteien im Gleichgewicht. Auch zu diesen Zweigen seiner Regierung wußte er seine Leute zu wählen. Sein erster Staatsminister war der berühmte Christian von Böneburg, ein Mann von ausnehmender Feinheit und Gelehrsamkeit, Protestant von Geburt und Meinung; Konvertit aus Klugheit und guter Absicht, mit den Geschäften des Staats und den Intriguen der Höfe bekannt; in Briefwechsel mit den größten Gelehrten und Staatsmännern; geschmeidig, wenn es die Noth, und eigensinnig, wenn es das Glück oder die Ehre erforderte, und überhaupt zu einem Mitarbeiter Johann Philipps gemacht.*) Diesem trug der Kurfürst auf, das gute Vernehmen mit Frankreich, Schweden und den Protestanten zu erhalten. Seine Briefe, seine Unterhandlungen und das Ansehen, was damals der Mainzer Hof bei diesen Höfen hatte, beweisen deutlich, wie geschickt er seine Aufträge zu erfüllen wußte.**) Zu seinem Kanzler wählte Johann Philipp den biedern Mehl. Dieser Staatsbediente hatte freilich die Gelehrtheit und Verschlagenheit nicht wie Böneburg, aber eben darum taugte er auf seinem Posten. Er war ein fleißiger Arbeiter, in den beschwerlichen Justiz- und Polizeigeschäften aufgewach-

---

*) Commerc. epist. Leibniz.

*) Böneburg wurde hauptsächlich in den französischen, polnischen, protestantischen und pfälzischen Geschäften gebraucht.

sen, ein eifriger Katholik und Anhänger des kaiserlichen Hofes, beharrlich, streng und unermüdet.*) Dieser mußte den kaiserlichen und die katholischen Höfe in Verbindung mit dem Kurfürsten halten. Der schlaue Johann Philipp blieb immer im Hintergrunde. War etwas auszurichten oder geschehen, was der kaiserlich-katholischen Partei mißfallen konnte, so schob er es auf den protestantisch-französisch gesinnten Böneburg; war die französisch-schwedische Partei beleidigt, so mußte es der eifrig kaiserliche Mehl gethan haben,**) und der Fälle gab es in so kritischen Zeiten eine Menge. Beide Parteien glaubten an diesem klugen und ansehnlichen Fürsten ein Werkzeug ihrer Absichten zu haben, aber er wandte sich durch beide und machte sie zu seinen. Beide rühmten ihm ihre Sorgfalt und ihren Eifer für die Erhaltung des Reichs;***) aber er wußte wohl, daß beide es nur zerstückeln und in Schwäche erhalten wollten.

---

*) Wir werden diesen biedern Staatsminister weiter unten im Justizwesen kennen lernen.

**) In his vero comitiis adeo rarum se et suas inter latebras reductum praebuit, ut suum pars utraque crederet et optaret, ab eodem foveri se utrinque et ludi existimaret. — Quam ob rem ea scena egregie serviebat, quod duos primae administrationis Ministros, alterum Boeneburgium, adsciverit, Gallico, alterum Mehlium austriaco nomini penitus devotos. Quo commento non illepide id assequebatur, ut alterutrius patris odia, querelasque alteruter pro Hero exciperet, ipse contra horum objecta tutus simul et ignoratus. Wagner Histor. Leopold L. I.

***) Mon cousin! schrieb Ludwig XIV. selbst an ihn, je suis avertis, qu'il y a des certains esprits artificieux et brouillants, qui travaillent depuis quelque tems, à rendre mes bons intentions suspects à mes alliés et aux autres princes de l'empire, supposants des desseins chimeriques et se melans d'expliquer mes pensées à contre-sens. Et quoique ma sincérité vous soit cognuë, néaumoins pour désabuser ceux, qui n'en etant pas si bien informés, pourroient s'arreter à ces faux bruits, il m'a semblé à propos de vous assurer encore par ces lignes escrits de ma propre main, qu'il n'y a personne sans exception, qui soit pluis zelé, que moi pour la manutention de la paix de Westphalie, laquelle sera toujours le but de mes voeux et de mes soins. Et qu'il n'y a rien aussi que je souhaite d'avantage, que d'entretenir une parfaite intelligence tant avec mes dits alliés qu'avec tout les autres princes et états de l'empire, vous priant au surplus de rendre témoignage de cette vérité, où vous jugerez qu'il en soit besoin, et de croire, que si je n'avois envie de la confirmer par les effects, ce ne seroit pas à vous que je m'adresserois pour la publier. Et sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait, mon cousin! en sa sainte et digne garde. Donné à St. Germain en Laye ce 12. Mai 1662.

Louis.

Der Kaiser und Spanien suchten Deutschland in einen neuen Krieg zu verwickeln, und Frankreich wollte seine Grenzen bis an den Rhein ausdehnen. Schweden und die andern Protestanten theilten sich in die geistlichen Staaten. Johann Philipp mußte also eine Parthei gegen die andere unterstützen, benutzen, leiten, wie es das Interesse des Reichs und seiner Staaten erforderte. Es wird nicht undienlich sein, wenn ich hier einige Stellen aus den Briefen des Herrn von Böneburg anführe. Sie beweisen, wie sehr man an dem Hofe Johann Philipps die Interessen der Andern kannte. „Mit Schrecken wage ich es, Ihnen den gegenwärtigen Zustand der christlichen Republik zu schildern.“

„Den Kaiser macht seine Kinderlosigkeit, das Ausbleiben seiner Braut, das Zaudern der spanischen Minister, die zu große Neigung der Reichsstände zur Unabhängigkeit und fremden Verbindungen, der zweideutige Friede mit den Türken und die daher entstandene Abneigung der Ungarn, endlich die Eroberungsbegierde der Franzosen, welche die Niederlande, Mailand, Navarra, Polen und Gott weiß noch was für Länder mehr im Auge haben, besorgt.“

„Frankreichs Kümmerniß ist der Anwachs der Macht unsers Kaisers Leopold; ob er die Niederlande zur Mitgift erhalten werde, oder bereits schon erhalten habe? ob man mit Portugal breche, oder bereits schon gebrochen habe? ob die weitläufigen Besitzthümer Spaniens, wenn der junge König sterben sollte, dem Kaiser zufallen werden? der große Anhang, welchen er in Polen hat; der bereits veraltete Ruf des Frankfurter Bündnisses; die Langsamkeit Schwedens, die Bewegungen der Engländer und des Bischofs von Münster; endlich die Unwirksamkeit so vieler Bündnisse. Dazu kömmt noch das frische Andenken der Schlappe bei Gigeri. Auch fürchtet es von innen einen Feind, welcher die Hugonotten kriegen lehre. Seine so sehr gerühmten Schätze und Hülfsquellen übersteigen doch, obwohl sie sehr beträchtlich sind, ihren Ruf nicht. Ein großer Theil davon wird auf unsinnige Bauereien, auf Schiffe, Maitressen, Gaukelspieler und sonstige außerordentliche Ueppigkeiten verwendet; daher sie weder zu Unterhaltung des Kriegs, noch der Lasten hinlänglich sind.“

In einem andern Briefe sagt Ludwig: Et comme en toutes choses je ne désire rien entreprendre qu'avec vos bons avis, sachans combien le repos de votre patrie et le bien commun de la chrètienté vous est à coeur; le principal point de l'instruction, que j'ai donné au dit Sr de Gravel, a été de ne faire aucune demarche en tout ce qu'il aura à negotier sur les matieres, que suivant vos sentiments etc.

„Spanien und was dazu in den beiden Indien gehört, hat, nachdem Philipp gestorben, einen Knaben, der selbst dem Tode nahe ist, zum Regenten, eine durch die Widersprüche der Minister schwankende Königin und Magnaten, welche weder den Deutschen noch den Franzosen, noch sich selbst einander gut sind.“

„Der König von Portugal wird sich dabei nicht vergessen, indem er wohl weiß, daß dieser Haß gegen Fremde ihm nutzen und seine Unternehmungen begünstigen kann. Kann es nicht geschehen, daß nach einem so schnellen Frieden die Großen dieses Reichs den bürgerlichen Krieg wieder anfangen? Wenn nun dieser König den Franzosen in Rücksicht der Niederlande und Mailands nachgiebt, werden sie nicht alsdann selbst die Beschützer seiner so mäßigen Macht sein?“

„Die Holländer haben viele heimliche Feinde. Sollte der Kaiser nicht die Beleidigung seiner und des Reichs Majestät rächen wollen? Die Schweden denken ihnen noch die Unbilden, welche sie bei Koppenhagen von ihnen erhielten. Auch werden Maltha, Cöln, Brandenburg und Neuburg das Ihrige, obwohl auf verschiedenen Wegen, von ihnen zurückfordern. Das Innere der Indien und die Wüsten von Afrika haben auch die Engländer durchdrungen; die holländischen Festungen besetzt, ihre Schiffe weggenommen und ihren Handel zerstört. Auf diese Weise müssen ihre Kassen leer und ihre Privatindustrie vermindert werden, wenn sie nicht mehr, wie zuvor, die Schätze anderer Welttheile nach Europa führen können.“

„Der König von Polen, zuvor Kardinal und Jesuit, führt nun mit seinen eignen Bürgern und Soldaten Krieg. Seine Kinderlosigkeit wird verlacht; dazu kömmt noch das auf Antrieb seiner französischen Gemahlin erregte Verlangen, sich einen Nachfolger zu geben. Rußland ist sein Feind. Er hat mehr als einen Nebenbuhler. Die Verbindung mit den Tartaren ist ihm schädlich. Lubomiersky ist mächtig durch seine Sache und seinen Anhang; der größere Theil des Adels unter der Decke der Konföderation gefährlich, und selbst die, welchen er trauen kann, fordern beständig Belohnungen und Sold, so er nicht bezahlen kann: daher ein ewiger Stoff zu Unruhen und unversehenen Vorfällen.“

„Der König von Dänemark, jetzt mehr eigner Herr, will Ruhe und Neutralität; und selbe wird gesichert durch die mächtigen Franzosen, den kühnen Uebergang nach Holland und eine glückliche Tilgung der Schulden. Freilich durfte er den Schweden nicht ganz trauen, welche ihm aber jetzt, da sie mit Frankreich in Verbindung

stehen, nicht viel Schaden werden. Indessen kann er, wenn er lange bei diesem Systeme bleibt, einmal seinen Fehler bereuen."

„Schweden sucht die Thorheiten Anderer schlau zu benutzen und seine Geschäfte zu betreiben. Es beobachtet die Zeitpunkte, und erhascht auf verschiedenen Wegen, nur sich allein seiner Absichten bewußt, sowohl durch Freunde als Feinde Reichthümer, Macht und Ansehen."*)

„Die Angelegenheiten unsers Vaterlandes sind heut zu Tage gerade die verwirrtesten, indem die meisten deutschen Reichsstände ihre Augen nur nach dem Auslande gerichtet haben. Wir Deutsche sind die armseligsten Leute unter der Sonne. Wir verkaufen der fremden Herrschbegierde unser Gut und Blut. Wir könnten nach dem Beispiele unserer Väter oder der klugen Schweizer ohne Eroberungssucht, aber auch ohne Schwäche ruhig und zugleich gefürchtet leben; aber so sind wir die niederträchtigen Stützen auswärtiger Kriege und am Ende noch gar der Stoff fremder Raub- und Theilungssucht. Es geht uns wie jenen unbesorgten Vögeln, welche den Vogelfänger von einem benachbarten Baume ruhig die Netze legen sehen, worin sie sollen gefangen werden. Zu Wien ist alles voll Intrigue und Langsamkeit. Alle mißbrauchen die Güte des Kaisers. Auf dem Reichstage wird nichts abgethan; und obwohl wir schon lange diese Fehler kennen, wird ihnen doch nicht abgeholfen. Zuvor haben alle Stände den Reichstag zu befördern gesucht, nun haben sie ihn, und wissen ihn nicht zu benutzen. Es ist ein altes Sprichwort: die Deutschen schreien nur, aber handeln nicht. Sie versäumen jede Gelegenheit, sich zu helfen, auch wenn sie sich ihnen von selbst anbietet."

„Die Rathschläge von Kurmainz werden allzeit kräftig und geschickt sein, das Vaterland zu erhalten. Wir zweifeln auch nicht an der Beistimmung der übrigen mächtigen Stände, wovon jetzt allein das Heil Deutschlands abhängt. Ich sehe auch nicht, wie man von unserer Seite oligarchische Anmaßungen zu befürchten habe; denn unsere ganze Gewalt würde selbst mit den Gesetzen zusammen fallen, worauf sie einzig gestützt ist. Solche Gewaltthaten hat man nur von Mächtigen zu befahren, welche Vermögen, Zuversicht und selbst die öffentliche Meinung zu Anmaßungen reizt. Wir sind zufrieden mit den Vorzügen, welche uns das Gesetz und die alte Sitte gegeben haben; weiter zu schreiten gelüstet uns nicht. Wenn aber der Kurfürst von Mainz einmal sieht, daß ihn seine Mitstände verlassen und durch

*) Kurz nach der Regierung Karls XII. spielte Preußen die Rolle der Schweden.

ihre Schwachheit, oder ihre Unbeständigkeit, oder ihre Ländergierde, oder ihre Unarten (und diese Tugenden besitzen nicht nur einer oder auch jede zugleich, sondern nach Köpfen und Umständen verschiedene) ihn selbst dieses Bandes entledigen; so wird er sie auf eine andere Art wieder auf den rechten Weg zu führen wissen."

Johann Philipp hat gezeigt, daß er es konnte. Zu Anfang seiner Regierung schien Oestreich und die katholische Partei im Reiche noch zum Kriege geneigt, obwohl sie durch den westphälischen Frieden so vieles verloren hatten. Die Ansprüche des kaiserlichen Hofes mußten hauptsächlich die geistlichen Staaten respektiren, weil sie ihm gewissermaßen ihre Erhaltung zu danken hatten. Bei einem neuen Kriege wären aber gerade die geistlichen Kurländer am Rhein der Rache und Eroberungssucht des mächtigen Frankreichs am meisten ausgesetzt gewesen. Als daher der Kaiser die katholischen und geistlichen Stände des Reichs in den spanischen Krieg verwickeln wollte, schloß Johann Philipp einen Verein zwischen mehrern Fürsten der vordern Kreise, woran auch Frankreich Theil nahm.*) Der französische Hof und die protestantischen Fürsten glaubten daher einen blinden Anhänger an ihm gefunden zu haben, und wollten ihm nach dem Tode Kaiser Ferdinands IV. zumuthen, weil das Haus Oestreich jetzt keinen nach den Vorschriften der goldenen Bulle wählbaren Prinzen aufstellen könne, einen ihnen beliebten Fürsten auf den kaiserlichen Thron zu setzen. Allein Johann Philipp fürchtete die anwachsende Macht Frankreichs nun eben so sehr, als jene Oestreichs. Er zog also unter allerlei Vorwand den Wahltag hinaus, gab unbestimmte Antworten, besänftigte, vertröstete so lange, bis Leopold das hinlängliche Alter erreicht hatte, und setzte so einen östreichischen Prinzen zum Kaiser ein.**)

---

*) Quod metuendum sit, si domus austriaca Hispanicas turbas in Germaniam derivatum est. Puffendorf. L. XXII. §. 24. Ceterum Moguntinus uti cum Gallis lubrice agebat, et longe secus, quam isti antea sibi polliciti fuerant; ita et subinde quaedam ab eo fiebant, quae eundem austriacis haud obnoxium arguebant. Der Bund der vordern Kreise mit Frankreich wurde Anno 1658 den 28. Januar geschlossen.

**) Enim vero, ut verbis quidem magnificum quid minabatur Moguntinus, ita solidum nihil conclusum, ac suspicio erat, profundae prudentiae principem omnibus artibus id agere, ut tempus extraheret, quod Leopoldus expleta justa aetate per legem A. B. idoneus fuerit. — Moguntinus quoque per majorem suffragiorum partem concludere conabatur, ut ante electionem pax inter Galliam et Hispaniam perficeretur.

Aus dem Briefe, welchen Ludwig XIV. an Johann Philipp schrieb, sieht

In gleichem Verhältnisse, als nun der ehrgeizige Ludwig XIV. seine Vergrößerungsabsichten merken ließ, und in die burgundischen Länder mit seinen siegreichen Armeen vordrang, ging Johann Philipp von dem französischen Hofe ab und neigte sich zur spanisch-kaiserlichen Partei. Im Jahre 1672 schloß er ein Bündniß mit dem Kaiser und andern Fürsten gegen Ludwig, unterstützte mit klugem Rathe und That den General Montecuculi und den Kurfürsten von Brandenburg in ihren militärischen Unternehmungen gegen die vorrückenden Armeen des siegenden Königs; und da er schon alt war und die Eroberungssucht dieses mächtigen Fürsten nur zu sehr voraussah, ließ er sich einen Coadjutor wählen, den er gegen alle fremde Anmuthungen fest und seinem Systeme getreu glaubte.*) So wußte er beide Parteien zu mäßigen, zu wiegen und zu benutzen. Die kaiserlich-katholische Partei verschaffte ihm die Kurwürde, das Fürstenthum Worms und Würzburg und das jus de non appellando; die französisch-protestantische gab ihm die Bergstraße, die hessischen Aemter, Erfurt und eine gutgebaute Festung wieder. Er aber beiden Toleranz, Gerechtigkeit und Frieden.

So war die Verwaltung der äußern Staatsgeschäfte unter der Regierung Johann Philipps: wir wollen nun auch jene der innern darstellen. Es war diesem klugen Fürsten hauptsächlich darum zu thun, vors erste seinen Kurstaaten eine gehörige Organisation zur bessern und leichtern Verwaltung der Justiz-, Polizei- und Finanzgeschäfte, sodann ein vollständiges eignes Gesetzbuch zu geben. Dieses eben so nützliche als wichtige Geschäft trug er seinem geschickten und arbeitsamen Kanzler von Mehl auf, welcher es auch mit Zuziehung der dazu gehörigen Unterarbeiter übernahm. Der Mainzer Kurstaat bestand aus mehrern theils geschenkten, theils erkauften, theils eroberten Ländern, welche nicht in einer Zeit und in einem Stücke zusammen kamen, sondern nach Umständen und in verschiedenen Epochen erworben wurden.**) Ein Theil davon lag um die Stadt Mainz, ein Theil an der Bergstraße, ein Theil am Maine hinauf, ein Theil in Hessen, Thüringen und Sachsen, ein Theil den Rhein hinunter. Die Länder wurden daher auch nach Lage und

---

man deutlich, wie viel diesem mächtigen Könige an dem Ansehen dieses Kurfürsten gelegen war.

*) Interim per foedera ita se firmaret ut ipse aliique ad Rhenum Electores Gallum tuto contemnere possent. — Der Bund wurde Anno 1672 den 10. Februar geschlossen.

**) Siehe meine rhein. Geschichten II. Theil und Grund- und Aufrisse.

Grenzen in verschiedene Aemter und Oberämter abgetheilt. Die Dorfschaften dieser Aemter hatten ihre Schulzen und Gerichte zur Schlichtung geringerer Fälle und zur Hebung der Schatzung; die Aemter ihre Amtskeller, Amtsvögte, Gerichts- und Amtsschreiber; die Oberämter ihre Oberamtleute und Vicedome, welches meistentheils begünstigte Adliche waren. Die Amtskeller verwalteten zugleich die Justiz, die öffentlichen Gefälle und das Polizeiwesen; von ihnen gingen die Berichte und Apellationen an die Oberämter oder gerade an die Landes- und Hofgerichte; sie wurden kontrollirt von der Hofkammer und Regierung; empfingen von da aus ihre Weisungen und Befehle; alles lief endlich in dem Kabinete des Fürsten zusammen.

Die erste Organisation des Mainzer Staates datirt sich von ältern Zeiten, besonders der Regierung der Kurfürsten Willigis und Albert II. Johann Philipp verbesserte sie nur oder gab dem Ganzen eine gehörige Richtung. Die genaue Abtheilung der Aemter und verschiedener Dikasterien, die Erhebung der Hofkammer und des Revisionsgerichts, der ordentliche Gang des Justiz-, Polizei- und Finanzwesens schreibt sich von ihm her. Allein damit war er noch nicht zufrieden, daß jetzt die Geschäfte des Staats pünktlich gingen und gehörig getrieben wurden; er dachte zugleich auch seinem Lande bessere Gesetze zu geben.

Es ist bekannt, daß der größte Theil unserer Gesetze römisch und fremd sind. Nach der Wiederfindung des römischen Gesetzbuchs wurden dieselbe als die Richtschnur unserer Rechtshändel angenommen; daher jene Beschwerlichkeit im Erlernen, jene Unbrauchbarkeit und Verwicklung im Anwenden desselben. Johann Philipp sahe die Nachtheile davon ein, und wollte sowohl seine Staaten, als der Welt ein Gesetzbuch mittheilen, was an Vollständigkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Philosophie noch nicht seines Gleichen gehabt hätte.*) Er gab daher seinem fleißigen und reichskundigen geheimen Rathe von Lasser den Auftrag, aus dem ungeheuern Haufen von Gesetzen, Akten und Rechtssprüchen die Materialien zusammen zu tragen; und dem lichtvollen Philosophen und Revisionsrathe Leibnitz, selbe zu sichten, zu ordnen und zu einem schönen

*) Leibniz mußte zuvor seine ratio corporis juris reconcinnandi schreiben. — Monguntiae degit (Leibnizius) apud Lasserum, consiliarium electoralem, quicum molitur, quod nosti pro jure rectius ordinando, siehe auch die Hofgerichtsordnung vom Jahre 1661.

Ganzen zusammen zu stellen. Die Entfernung des Philosophen *) und der Tod des großen Kurfürsten verhinderten dieses vortreffliche Unternehmen. Johann Philipp starb den 12. Februar 1673, von Königen und Fürsten geehrt, von Katholiken und Protestanten betrauert, und von seinen glücklich und klugregierten Staaten noch lange vermißt.

Seine Regierung, so glänzend sie war, blieb nicht gänzlich ungetrübt. So sehr er den Parteigeist haßte, mäßigte, bändigte, drangen doch seine Ausbrüche bis in seinen Hof und seine Familie. Ein jeder Fürst, und besonders ein geistlicher, hat seine Nebenbuhler und eine Oppositionspartei gegen sich. Es konnte also unmöglich einem Johann Philipp daran fehlen, der so vieles wirkte und in so kritischen Zeiten regierte. Seine Feinde waren einige Fanatiker, Obscuranten, mißvergnügte Höflinge und unruhige Domherren, an deren Spitze der ehrgeizige Reifenberg stand.**) Sie suchten auch die kleinsten Flecken an den Handlungen seiner Minister auf, intriguirten am Hofe und in dem Domkapitel, streuten Mißvergnügen unter dem Volke aus, erfanden Mährchen und Anekdoten, und zogen selbst den Bruder des Kurfürsten in ihr Spiel. Durch diese Schleichwege brachten sie es endlich bei dem sonst so weisen Fürsten dahin, daß er den Reifenberg in sein Kabinet zog, den verdienten Böneburg verabschiedete, ja denselben sogar verhaften ließ. Nicht zufrieden, auf diese Weise den Hof beunruhigt zu haben, wußten sie auch den fanatischen Pöbel aufzuhetzen, so, daß ein Haufen aufgebrachter Menschen bis in den Schloßhof drang und unter den Fenstern des Kurfürsten rebellisch ausrief: **Es lebe Reifenberg.*****)

Johann Philipp wurde nun aufmerksam auf die Schlingen,

---

*) Er entfernte sich, als Boineburg in Ungnade fiel. Wäre dieses Gesetzbuch unter der Direktion des Kanzlers von Mehl zu Stande gekommen, so würde vermuthlich das preußische, was der Kanzler von Carmer herausgab, überflüssig gewesen sein.

**) Neque non compereris, maturuisse et illum (Reifenbergium), qui princeps artium iuventor fuit, quarum vim in Moguntina aula expertus sum. Epist. Boeneb.

***) Boeneburgius noster Francofurtum abiit, Moguntia seditionem Reifenbergicam, in turba tamen extinctam, expertus. Auctores et capita fuere . . . qui, adornatis hinc inde ad incendium cuniculis, ex faece vulgi nonnulos in publicas vociferationes et clamores incitarunt; ut et illud **vivat Reifenberg!** pleno gutture et voce tentoria ingeminarent.

welche man ihm legen wollte. Er ließ den unruhigen Reifenberg gefangen nehmen und auf die Festung Königstein setzen; untersuchte das Betragen seines Ministers Böneburg, setzte ihn wieder in seine Stellen ein, und die Liebe seines Neffen, des jungen Schönborn, gegen das Fräulein von Böneburg, versöhnten endlich den Kurfürsten, den Oheim, den Vater und den Schwiegervater. *)

Ueberhaupt war Johann Philipp ein eben so guter Freund und Gesellschafter als Fürst. Er wußte seinen Verwandten eine ihnen würdige Erziehung zu geben, war freigebig und gefällig gegen seine Freunde, witzig und angenehm im Umgange, ohne seiner Würde zu vergeben, und ließ seinem Vater in der Kirche zu Geissenheim ein Denkmal setzen, was eben so sehr durch das Andenken des dankbaren Sohnes, als die Kunst des berühmten Bildhauers und Malers Rauchmüller merkwürdig ist. **)

Zu Geissenheim in seinem Familienhause hielt er sich besonders gerne auf; und dies macht seinem Geschmack Ehre. Wer kennt nicht die vortreffliche Lage dieses Orts in dem schönen Rheingau? — Hier genoß dr die schöne Natur; hier philosophirte er mit Leibniz, betete mit Holzhauser, arbeitete mit Böneburg und erfreute sich mit seinen Verwandten.

Nach dem Tode Johann Philipps entwickelte sich erst das System des französischen Hofs, was schon durch den westphälischen Frieden, ja schon in dem Vertrage König Heinrichs II. mit Moriz dem Kurfürsten von Sachsen angelegt war. ***) Weder die zwei Metternich, Lothar Friedrich und Karl Heinrich, noch die zwei von der Leyen, Karl Kaspar und Damian Hartart, welche nach Johann Philipp in den Kurfürstenthümern von Mainz und Trier gefolgt waren, konnten, so patriotisch sie auch dachten, die Uebermacht Frankreichs zurückhalten. Die ersten kriegerischen Unternehmungen Ludwigs XIV. schienen zwar mehr gegen die spanisch-burgundischen Länder, als gegen jene des Reichs gerichtet zu sein; da aber durch

*) Nuptias Boeneburgianas procul dubio nobiscum miraberis, dum aulam illam in horas mutari, et suos rotare minostros non tam diu desinit, quam incipit, Reifenbergius enim nunc ad perpetuos carceres condemnatus est, et Boeneburgius noster in familiam receptus. Sic insaniunt fata, et quos volunt, innocenter puniunt, aut nocenter absolvunt.

**) Noch ist es in der Geissenheimer Kirche zu sehen.

***) Der berühmte, aber bestochene deutsche Publicist Conring, erbot sich sogar für das Kaiserthum Ludwigs XIV. zu schreiben. Siehe meine Staatsrelationen IV. Band, Seite 204, wo ich seine eignen Worte anführe.

deren Eroberung Frankreichs Macht immer näher an den Rhein vorrückte, so waren die Staaten jener Fürsten am meisten bedroht, welche längst diesem Flusse hin geherrscht hatten. Indessen wagten es die von Metternich und von der Leyen vor der Hand noch nicht, sich Ludwigs ersten Vorschritten über den Rhein offenbar zu widersetzen, indem die östreichische Macht durch den dreißigjährigen Krieg geschwächt, und die Fürsten aus dem wittelsbachischen Hause jetzt dem französischen Hofe zugethan waren. In den Kriegen, welche Ludwig XIV von 1672 bis 1678 gegen Holland führte, zwang er den Kurfürsten von Trier, Karl Kaspar, ihm seine Hauptstadt und den freien Zug längst der Mosel zu überlassen, den Kurfürsten von Mainz, Lothar Friedrich, Aschaffenburg preiszugeben, und der Kurfürst von Cöln, Maximilian Heinrich, trat mit dem tapfern Bischof von Münster, Bernard von Galen, gar auf seine Seite. Beide vereinigten ihre Truppen mit den französischen am untern Rhein, und fielen in das Gebiet der vereinigten Niederlande ein.

Der einzige deutsche am Niederrhein herrschende Fürst, welcher sich gleich der Macht Frankreichs entgegen setzte, war Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er besetzte seine clevischen Länder und deckte deren befestigten Plätze. Er beredete den Kaiser und das Reich, Holland nicht fallen zu lassen, und da nun diese zum Kampfe sich bereiteten, ließ Ludwig, um ihnen zuvorzukommen, eine Armee in das Clevische an den niedern Rhein, eine andere in die Pfalz und am obern Rhein vorrücken, und der Krieg entbrannte wieder längst dem ganzen Flusse hin.

Indessen hatte Wilhelm III. von Oranien die Partei des de Witt gestürzt, diesen patriotischen Rathspensionair, wie sein Großvater den Barnevelt, seinem Ehrgeize aufgeopfert, und dadurch als wiedererkannter Statthalter die Macht Hollands unter seine Befehle vereinigt. Dieser rückte daher mit einem ansehnlichen Heere vom niedern Rhein herauf, während dem der kaiserliche General Montecuculi vom obern Rhein herab bei Coblenz übersetzte. Beide vereinigten sich bei Andernach und nahmen Bonn und das kölnische Gebiet in Besitz. Der siegende Ludwig mußte sich aus Holland zurückziehen, und der Marschall Turrenne den Elsaß vertheidigen, welcher jetzt von deutschen Truppen überfallen war.

Die Meisterzüge Turrennes und Montecuculis, welche diese Kriegsbewegungen geleitet haben, sind zu bekannt, als daß man sie in dieser beschränkten Geschichte nur oberflächlich erzählen sollte. Der Tod des Erstern, welcher auf dem Felde der Ehre bei Saßbach

geblieben ist, und die Entlassung des andern brachten 1679 den Nimweger Frieden hervor. Durch diesen Vertrag erhielt Ludwig XIV. nicht nur Franche Comté, einige Plätze in den Niederlanden und Freiburg, sondern blieb auch in dem Besitze von Lothringen, weil dessen Herzog die entehrenden Bedingnisse nicht annehmen wollte. Ludwigs Einfluß auf die rheinischen Staaten wurde dadurch so wichtig, daß sie fast gänzlich von seiner Willkür abzuhängen schienen. Die pfälzischen Länder waren geschwächt, Baden mußte ihn wegen der Angrenzung an Elsaß fürchten, und unter den rheinischen Fürstbischöfen und Domkapiteln verschaffte er sich Anhänger und Creaturen.

Von diesem Einflusse und Uebergewichte, welches er auf die rheinischen Staaten gewonnen, gab er auch bald die auffallendsten Beweise. Nicht nur daß er die Ritterschaft und die Städte des Elsasses als seine Unterthanen ansah, er errichtete auch (1681) zu Metz, Breisach, Besançon und Tournai sogenannte Reunionskammern, um zu untersuchen, welche Länder und Orte ehemals zu den an Frankreich abgetretenen Provinzen gehörten. Den einseitigen Ansprüchen dieser Stelle gemäß, nahm er sogleich Besitz von Lauterburg, Germersheim, Falkenburg, Veldenz, von Saar- und Zweibrücken und einem Theile von Luxemburg. Bald hierauf überfiel er auch die alte Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden, und erklärte sie als eine französische Gränzfestung. Durch diese willkürlichen Handlungen that er nicht nur Eingriffe in die deutsche Verfassung, die er doch bei dem westphälischen Frieden garantirt hatte, sondern er erklärte den Rhein schon als die künftige Gränze seines Reichs. Aber weder Kaiser noch Reich, vielweniger die rheinischen Fürsten, wagten sich ihm zu widersetzen.

Man kann die Furcht und Verlegenheit, worin die Machtsprüche des französischen Hofes die rheinischen Fürsten versetzten, nicht deutlicher vernehmen, als aus den Worten, welche der Kurfürst von Mainz, Anselm Franz, auf dem Fürstentage zu Frankfurt äußerte. Dieser Prälat war, obwohl einer der jüngsten in dem Kapitel, bereits schon zum Stadtkämmerer und nach der Hand zum Statthalter in Erfurt ernannt worden. Als daher sein Vorfahrer Karl Heinrich von Metternich im Jahre 1679 gestorben war, bemühete sich die östreichisch-kaiserliche Partei einen Mann auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, welcher als ein eifriger Anhänger des Reichs und des kaiserlichen Hofes angesehen wurde. Als ein solcher galt Johann Wilhem von Gymnich, und man wünschte ihm schon als dem künftigen Kurfürsten Glück.

Indessen kam auch Anselm Franz von Ingelheim aus Erfurt an, wo ihn noch seine Geschäfte als Statthalter zurückgehalten hatten. Er verfügte sich sogleich zu seinem glücklichen Chorbruder, um ihm auch seine Stimme anzubieten. Dieser schon durch die Gewißheit seiner künftigen Größe aufgeblasen, dankte zwar dem gefälligen Ingelheim, äußerte aber mit einer gewissen Geringschätzung: „Daß die Eile des Herrn Statthalters nicht nöthig gewesen wäre, indem er auch ohne seine Stimme Kurfürst geworden wäre.“

Diese schnöde Antwort brachte den beleidigten Domherrn so auf, daß er sogleich zu seinen Chorbrüdern umher ging und ihnen den ihm angethanenen Schimpf mit den grellsten Farben schilderte. „Dieser Mensch, setzte er hinzu, welcher jetzt schon so viel Stolz zeigt, da er noch unser Chorbruder ist, wird uns als Kurfürst wie seine Hoffaplänе behandeln wollen.“ Diese Worte erregten Mistrauen und Bedenklichkeiten über den Charakter des von Gymnich unter den Domherrn. Die Stimmen zerschlugen sich. Sowohl die kaiserliche als französische Partei wirkte von neuem ein. Der Wahltag kam heran, keine Partei wußte noch, auf wen sie die Stimmen leiten sollte. Der schlaue Ingelheim benutzte diesen Drang, ließ sich, weil man nicht glaubte, daß er für sich sammelte, einzelne Stimmen geben, ohne zu wissen zu welchem Zwecke, und als er dieser versichert war, sagte er am Abend vor dem Wahltage zu seiner Mutter: „Legen Sie mir auf Morgen meinen besten Chorrock zurecht, denn ich will Kurfürst werden.“ Die Mutter lachte ob dieser Rede, weil sie selbe für Scherz hielt. Der Wahltag brach an; die Domherrn versammelten sich im Wahlzimmer. Ingelheim erschien in seinem schönen Chorrock. Die Stimmen wurden gesammelt. Die meisten Domherren erklärten, daß sie diesem die ihrige zur Disposition gegeben hätten. Ingelheim dankte verbindlichst und sagte, daß er sie von seinen Herren Chorbrüdern für sich annehmen wollte. Die Wahl wurde als canonischrechtmäßig angesehen, und seine Mutter sah ihn nun mit Erstaunen und Freudenthränen von dem ganzen Hofstaate begleitet zum Schlosse fahren.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese unerwartete Wahl der kaiserlich-östreichischen Partei eben so mißfiel,*) als sie der französischen willkommen war. Aus dieser Lage der Dinge und vielleicht auch aus der Furcht vor Ludwigs XIV Uebermacht, lassen sich die seltsamen Worte des neuen Reichserzkanzlers erklären, welche er in seinem

*) Gymnich, der auch Domherr zu Trier war, entfernte sich nach der Wahl und starb bald darauf im Jahre 1682 in dieser Stadt.

Hause zum Compostel in Frankfurt den versammelten Gesandten der Kurfürsten und Fürsten äußerte. Nachdem diese ihm die willkürlichen Eingriffe Frankreichs und die Macht Oestreichs mit jener der verbundenen Reichsfürsten vorgestellt hatten, sagte er unverholen: „Daß das Haus Oestreich ferner unfähig sei, das Reich zu schützen, und daß man daher darauf denken müsse, demselben einen andern römischen König zu wählen.“ Nicht nur die Anhänger des östreichischen Hauses, sondern selbst die Gesandten der protestantischen Kur-Fürsten (unter andern die von Sachsen und Brandenburg) rügten seine Gesinnungen und stellten ihm die Gefahr vor, welche durch die übertriebenen Forderungen und außerordentliche Macht des ehrgeizigen Ludwigs XIV sowohl das Reich überhaupt, als seine eignen Staaten und zwar am nächsten bedrohten. Allein er blieb bei seiner Meinung und antwortete dem Brandenburgischen Gesandten: „Er habe das alles schon lange bei sich bedacht: die Sachen wären nun einmal so weit zerfallen, daß man jetzt mehr, was die Noth als eine freie Berathschlagung riethe, zu befolgen habe. Wie die Lage des Reichs jetzt stände, könnte er sich unmöglich überzeugen, daß es gut sei, zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Man könnte auf die Reichsarmee kein Vertrauen haben, und es wäre zu befürchten, daß, wenn man im Reiche nur die geringste Kriegsbewegung mache, die Franzosen mit großer Macht, welche sie schon auf den Gränzen bereit hätten, alle Rheingegenden überschwemmten. Die Hülfe fremder Mächte sei zu kostspielig und zweideutig; und wie lästig und schädlich der Schutz der kaiserlichen Armeen dem Reiche sei, lehre die neueste Geschichte nur zu sehr. Er habe das selbst schon den kaiserlichen Ministern unverholen geschrieben, aber diese hätten es sogar als eine Beleidigung angesehen. Seine Meinung wäre daher, den französischen Vorschlägen Gehör zu geben. Vielleicht könnte während den Verhandlungen noch vieles erhalten werden. Wenigstens wäre es rathsamer, auf diese Weise das Uebrige noch zu sichern, als die Sache dem Kriegsglück preis zu geben, welches, wenn es, wie es wahrscheinlich wäre, ungünstig ausfiel, noch viel mehreres, ja alles zu Grund richten könnte. Wenn nun diese seine Meinung dem Kurfürsten (von Brandenburg) als dem mächtigsten, erfahrendsten und in Kriegssachen geübtesten seiner Kollegen, gefiel, würde er dem ganzen Geschäfte ein größeres Gewicht geben; und er könnte auch den Kurfürsten von Sachsen, welcher zum Kriege geneigt zu sein schiene, dazu bereden und ihm vorstellen, daß man sich jetzt nach Zeit und Umständen richten müsse. Wenn der Kaiser, fuhr er weiter

fort, auf Anstiften des Königs von Spanien und des Herzogs von Lothringen auf der Gegenmeinung bestände, so müßte das Reich und Kurfürsten-Kollegium einen Privatfrieden mit dem Könige von Frankreich eingehen. Anders gebe es kein Weg und Mittel, Deutschland zu retten, und wenn der Kurfürst (von Brandenburg) eben so dächte, wollte er die übrigen Stände leicht zu ihrer Meinung stimmen."

Diese zaghafte Sprache des Reichs-Erzkanzlers wollte weder dem Kurfürsten von Brandenburg*) noch Sachsen, am wenigsten aber dem Kaiser und dem Statthalter der Niederlande gefallen. Sie wollten als deutsche Fürsten lieber ihr Leben daran setzen, als sich von einem übermüthigen Könige Gesetze vorschreiben lassen. Sie schlossen unter sich und mit dem Könige von Spanien ein Bündniß, und Wilhelm III von Oranien hatte sich kaum wieder der obersten Gewalt in Holland bemeistert, als er darauf bedacht war, den bisher der katholischen Religion und folglich auch Frankreich ergebenen König Jakob II vom englischen Throne zu vertreiben, um sich selbst darauf zu erheben. Ehe aber diese wichtige Revolution bewirkt werden konnte, suchte man Ludwig XIV durch einen zwanzigjährigen Waffenstillstand hinzuhalten, und ihn durch den Besitz aller Länder und Städte zu betäuben, welche ihm seine Reunionskammern zugesprochen hatten.

Durch diese täuschende Nachgiebigkeit der europäischen Mächte sicher gemacht, kannte nun der stolze König keine Mäßigung mehr, und sein Kriegsminister Louvois führte ihn von einem ungerechten Kriege zum andern. Er nöthigte Holland, in seine Forderungen einzuwilligen; den Papst beleidigte er durch die übertriebenen Forderungen seines Gesandten wegen der behaupteten Quartierfreiheit und die vier Artikel der gallicanischen Kirche;**) die Protestanten durch die Verfolgung der Hugonotten; den Kurfürsten von Mainz hatte er schon zu Frankfurt in Furcht gejagt, den Kurfürsten von Trier mit einem Ueberfalle seiner Hauptstadt bedroht, der Kurfürst von Cöln mußte seine Creatur, den Bischof von Straßburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, zu seinem Coadjutor ernennen, und nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz machte er für den Her-

---

*) Friedrich Wilhelm.

**) Der Papst ließ nämlich einen Verbrecher an dem Hause des französischen Gesandten gefangen nehmen, was dieser als eine Verletzung der Quartierfreiheit ansahe.

zog von Orleans, welcher an dessen Schwester vermählt war, Ansprüche auf einen beträchtlichen Theil der Rheinpfalz.

Diese Reihefolge von Beleidigungen brachte endlich das ganze deutsche Reich, ja ganz Europa gegen ihn auf. Der Kaiser, der König von Spanien, Holland, England, ja selbst der wegen der Quartierfreiheit beleidigte Papst schlossen im Jahre 1683 zu Wien einen allgemeinen Bund, um sich der Uebermacht Frankreichs zu widersetzen. So also hat Ludwig, der sich doch als den Beschützer des katholischen Glaubens aufstellte, durch seine Gewalthätigkeiten gegen Holland und das deutsche Reich den ihm zugethanen Rathspensionair de Witt zu Grund gerichtet, den König Jakob II um den englischen Thron gebracht, und einem protestantischen Fürsten, Wilhelm III, nicht nur die Herrschaft über beide mächtige Staaten, sondern auch die Leitung dieses größtentheils aus katholischen Reichen bestehenden Bundes in die Hände gespielt.

Bald sahe man auch davon die Wirkung. Als Ludwig nach dem im Jahre 1688 erfolgten Tode Maximilian Heinrichs, des Kurfürsten von Cöln, seinen Schützling, den Cardinal von Fürstenberg, zu dessen Nachfolger aufdringen wollte, widersprach der Kaiser der Wahl, weil dieser als Bischof von Straßburg postulirt werden, folglich zwei Drittheile der Stimmen für sich haben mußte. Zu gleicher Zeit schlug er dem Domkapitel den Vetter des Verstorbenen und Bruder des Kurfürsten von Baiern Joseph Clemens vor. Da aber dieser selbst postulirt werden mußte, weil er schon Bischof zu Freisingen und Regensburg war, so entschied diesen Zwiespalt der von Ludwig beleidigte Papst Innocenz XI. Er ertheilte dem letztern das Breve der Wahlfähigkeit*) und Clemens Joseph wurde durch neun Stimmen gegen vierzehn, welche der König gewonnen hatte, zum Erzbischofen und Kurfürsten von Cöln gewählt.

Während dieser Vorfälle hatte Ludwig auf Anrathen des Louvois den Waffenstillstand gebrochen, und die ihm widerstrebenden Fürsten am Rhein mußten seine grausame Rache fühlen. Gleich in dem ersten Feldzuge 1688 drangen seine Feldherrn über den Rhein und nahmen Philippsburg weg. Der Kurfürst Anselm Franz mußte ihm die Festung Mainz, der Kurfürst Johann Hugo Trier übergeben, Bonn nebst den cölnischen Festungen erhielt statt seiner Egon von Fürstenberg in Besitz. Die schrecklichste Rache nahm aber Lud-

*) Breve eligibilitatis.

wig an den Ländern und Städten des Kurfürsten von der Pfalz und der Fürstbischöfe von Speier und Worms. Unter dem Vorwande, den verbundenen Mächten den Unterhalt an dem Rhein abzuschneiden, gab sein barbarischer Kriegsminister Louvois den französischen Generälen den Befehl, die ganze Rheinpfalz nebst allen daran gränzenden Ländern zu verwüsten und die Städte in Brand zu stecken; und sogleich wurde er mit vandalischer Wuth ausgeführt. Die wehrlosen Bürger und Bauern mußten ihre Häuser und Städte verlassen, Greise und gebährende Mütter wurden aus den Betten getrieben, Priester und Mönche vom Altare und aus den Zellen gejagt. Keine Bitte, kein Flehen, kein Klaggeschrei wurde angehört. Speier, die alte Kaiserstadt, stand in Brand, und nicht einmal der Dom und die ehrwürdigen Gräber der großen Kaiser blieben unverschont.*) Die herrlichen Schlösser von Bruchsal und Heidelberg stürzten von Pulver gesprengt zusammen. Worms mit seinen vielen Kirchen und Klöstern wurde in Trümmer verwandelt. Oppenheim loderte in Flammen auf. Die schöne Katharinenkirche, die feste Landkron und die Höfe der Burgherrn lagen im Schutte. Bingen, Bacharach, Caub und Wesel wurden mit ihren alten Burgen zerstört, St. Goar und Coblenz durch die Belagerung von Rheinfels und Ehrenbreitstein vom Feinde und Freund zugleich zu Grund gerichtet. In kurzer Zeit schienen die schönen, fruchtbaren Rheinländer von Germersheim bis Bonn eine Wüstenei geworden zu sein, die jener glich, welche die Hunnen und Wenden bei der Völkerwanderung dort angerichtet hatten. Bei allen diesen Grausamkeiten glänzte Ludwig in Versailles und ließ seine Siege durch neue Feste, Trophäen und Loblieder feiern.

Dieser unerhörte Uebermuth verschaffte dem bedrängten Reiche überall Freunde, der Reichsarmee zahlreiche Truppen. Am obern Rhein focht Ludwig, der Markgraf von Baden, glücklich gegen den französischen General Lorges, und war sogar ins Elsaß eingedrungen; am untern Rhein hielten Wilhelm, der Statthalter und neue König von England, und Friedrich, der künftige erste König von Preußen, die französischen Armeen im Schach. Letzterer eroberte unter der Leitung Cöhorns Bonn und Kaiserswerth nach einer lan-

*) Ludwig XIV. ahndete zu der Zeit gewiß nicht, daß kaum ein Jahrhundert nach dieser Barbarei sowohl sein als die Gräber seiner Kinder und Enkel noch schändlicher und von seinen eignen Unterthanen beschimpft und zerstört werden sollten. Discite justitiam.

gen Belagerung, und nahm sogar den Cardinal von Fürstenberg gefangen, welcher bisher die cölnischen Länder durch französischen Schutz besessen hatte. Endlich war auch der Herzog von Lothringen an der Spitze der Reichsarmee vor Mainz gerückt, um diese wichtige Festung dem Reiche wieder zu gewinnen. Er besetzte die Anhöhen um Mainz mit Kaiserlichen und Reichstruppen. Der französische Befehlshaber ließ alle Gärten und Gartenhäuser vor den Wällen niederreißen, die Albansschanze, den Hauptstein und die Aue zwischen Kastel und Kostheim befestigen; kühne Ausfälle gegen die Belagerer wurden gewagt: da aber diese die Laufgräben eröffneten, die Wälle, Kirchen und Häuser zugleich beschossen, fingen die Franzosen an, auf Capitulation zu denken, und übergaben endlich nach einer dreimonatlichen Belagerung die Festung wieder an die Deutschen.

Nach diesem erfreulichen Vorfalle kam der Kurfürst Anselm Franz nach Mainz zurück; allein er fand seine Länder ausgesaugt, die Häuser und Kirchen seiner Hauptstadt verbrannt und verschossen und seine eignen Unterthanen gegen sich aufgebracht, weil er ihnen durch die leichte Uebergabe von Mainz eine zerstörende Belagerung zugezogen hatte. Diese widrigen Eindrücke, welche sein bisheriges Betragen auf Kaiser und Reich gemacht hatte, auszulöschen, bestrebte er sich seine Contigente im vollzähligen Stande zu erhalten, die Festungen seines Landes zu verstärken, sich an dem wackern Lothar Franz von Schönborn einen Coadjutor, dem deutschen Reiche aber an dem Erzherzoge Joseph I. einen römischen König zu geben, welcher es mit Klugheit regieren, mit Macht vertheidigen konnte. Dieser patriotischen Bemühungen ungeachtet, hatte die schnelle Uebergabe von Mainz an die Franzosen gleich bei dem Anfange des Kriegs ihren Bewegungen einen so günstigen Fortgang und so wichtige Vortheile verschafft, daß sie dem Reiche und besonders den rheinischen Ländern auch nach verlornen Schlachten noch fürchterlich und gefährlich blieben. Waren sie auch von den Deutschen auf ihre Gränzen zurückgeworfen, so setzten sie sich zwischen die von Vauban angelegten Kreuzfestungen, und kamen dann mit gesammelten Kräften zurück. Kaum glaubte sich Anselm Franz wieder in dem ruhigen Besitze seiner Hauptstadt, als die französischen Heere von Elsaß und Trier her sich näherten und denselben zwangen, Mainz zu verlassen und nach Aschaffenburg zu fliehen, wo er auch im Jahre 1695 endlich sein Grab fand.

Anselm Franz konnte während seines unruhigen Lebens den

übermüthigen Ludwig XIV nicht auf mäßigere Gesinnungen gebracht sehen. Dieses Glück war wieder einem Schönborn aufbehalten, welchen er sich zu seinem Coadjutor erwählt hatte. Lothar Franz, sein Nachfolger, als Bischof von Bamberg auch in dem fränkischen Kreise mächtig, folgte dem Beispiele seines großen Stammvetters und Vorfahren Johann Philipps, und gab gleich zu Anfang seiner langen und wahrhaft glücklichen Regierung dem Reichsdirektorium neues Leben und Geist. Er ermahnte seine Mitstände zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Würde, gab ihnen durch Vermehrung seiner Truppen und Befestigung seiner Hauptstädte ein gutes Beispiel, erneuerte zu Ehrenbreitstein den Kurverein und schloß endlich zu Frankfurt im Jahre 1697 die große Association, wodurch der Reichsverband enger geknüpft, die Stände zur Vertheidigung ihrer Kreise und zur Stellung ihrer Contingente angehalten und die Bewegungen der Armeen erleichtert wurden. So thätig und durch Bündnisse und Kriegsvölker gestärkt, schickte er seinen Bruder als Gesandten nach dem Haag, um dort den Ryswiker Frieden einzuleiten, wodurch den Eroberungen Ludwigs wenigstens eine Zeitlang Einhalt gethan werden sollte. Man war von beiden Seiten um so mäßiger in seinen Forderungen, als man an Streitkräften erschöpft, durch den bald zu erwartenden Tod Karl II. Königs von Spanien neue Zwistigkeiten befürchten mußte. Ludwig widersetzte sich daher nicht mehr der Wahl Wilhelms zum Könige von England. Er gab an Spanien und das Reich alle die bisher durch seine Reunionskammern ihm zugesprochenen Länder, nebst Kehl, Freiburg, Breisach und Philippsburg wieder zurück, nur fügte er die Clausel hinzu, daß darin die von ihm gestifteten katholischen Pfarreien aufrecht gehalten, und der heilige Victor, zum Andenken seiner Siege, Kirchenpatron verbleiben solle. Den Herzog von Lothringen setzte er, außer Saarlouis und Longwie, wieder in seine Staaten ein, und wegen den Forderungen des Herzogs von Orleans nahm er den Papst als Schiedsrichter an, welcher denn auch die Sache dahin vermittelte, daß der Kurfürst von der Pfalz ihm dafür 300,000 Scudi als Entschädigung geben mußte. So war also der Friede im Jahre 1697 auf eine Zeitlang hergestellt, aber nur darum, daß man sich zu einem zerstörendern Kriege vorbereiten konnte.

Im Jahre 1702 starb Karl II, König von Spanien, ohne männliche Nachkommenschaft, und der Thron eines der größten und mächtigsten Königreiche wurde erledigt. Das Haus Oestreich

machte Anspruch auf die Erbschaft, weil der verstorbene König von seinem Stamme war, das Haus Bourbon vermöge der Heirath des Enkels Ludwigs XIV mit der spanischen Infantin und eines von Karl kurz vor seinem Tode aufgestellten Testaments, die Seemächte aber, England und Holland, wollten keinem dieser beiden schon übermächtigen Häuser eine so wichtige neue Macht zukommen lassen, und dieselbe lieber einem dritten, nämlich dem Prinzen Karl von Baiern zuwenden; allein dessen schneller Tod vereitelte diesen Plan, wodurch das Gleichgewicht hergestellt werden sollte, und die Reichsfürsten und Mächte standen keinen Augenblick mehr an, die Ansprüche Oestreichs zu unterstützen, was sich bisher so sehr um die Vertheidigung des Reichs gegen die Anmaßungen Ludwigs verdient gemacht hatte. So entbrannte der sogenannte spanische Successionskrieg.

Das Reich und seine Verfassung waren nie besser geschützt und die fehlerhafte Reichsarmee nie brauchbarer und thätiger, als wenn den Kaiser und die Stände kein Privatvortheil oder religiöses Vorurtheil trennte, und die verschiedenen zusammen gestoppelten Contingente durch einen großen Feldherrn angeführt wurden. Dies war der Fall bei dem spanischen Successionskriege. Durch die große Association, welche Kurfürst Lothar Franz so enge zu verbinden wußte, bekam die Reichsarmee Einklang, und durch seinen Feldherrn und Festungsbefehlshaber Hans Karl v. Thüngen Muth und Zucht Die Gelder und Beiträge flossen reichlicher in die Kriegskasse, die Contingente wurden gehörig gestellt und erneuert, der Soldat wurde durch das Beispeil der Mainzer Truppen angefeuert, und die Kriegsmacht von ganz Europa unterstützte die deutschen Heere.

Diesem so wichtigen Bunde mußte Ludwig die ganze Macht seiner Armeen und die ganze Gewandtheit seiner Diplomatiker entgegenstellen, um sich in seinem alten Ansehen zu erhalten. Seit Luthers Reformation und der Regierung Karls V war es dem französischen Hofe gelungen, die deutschen Fürsten durch Religionsmeinungen und der Furcht vor Oestreichs Uebermacht zu entzweien, da aber Ludwig durch die vier gallicanischen Artikel den Papst, durch die Vertreibung der Hugonotten und die ryswiker Clausel die Protestanten aufgebracht, und der Tod Karls II. die östreichische Macht getheilt hatte, wollten diese Künste, sich einen Anhang in Deutschland zu verschaffen, nicht mehr gelingen. Die Könige von Frankreich und ihre Diplomaten mußten daher die Stütze,

welche ihnen bisher der Religionshaß und die Eifersucht der deutschen Stände gegeben hatte, anderswo suchen, und sie fanden sie in dem Hause Wittelsbach, und unter den baierischen Prinzen. Schon der erste Kurfürst von Baiern, Maximilian, glaubte sich für die Dienste, welche er im dreißigjährigen Kriege dem Kaiser und der Ligue geleistet hatte, nicht belohnt genug, und ließ sich nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten von Cöln, mit Frankreich in Unterhandlungen ein. Des Letztern Nachfolger, Maximilian Heinrich, hatte den Cardinal von Fürstenberg zu seinem Coadjutor ernannt, und obwohl der Kaiser diesem entgegen des Kurfürsten Bruder, Joseph Clemens, zur cölnischen Kur befördert hatte, blieben die Baierfürsten doch dem französischen Hofe zugethan. Da sie durch den schnellen Tod des Prinzen Karl keine Hoffnung mehr hatten, durch die Seemächte die spanische Krone auf ihr Haus zu bringen, warfen sie sich dem bisher siegreichen Ludwig XIV. in die Arme, und glaubten durch dessen Kriegsmacht unterstützt, über das Schicksal der deutschen Fürsten entscheiden zu können; aber unter diesen herrschte jetzt Einigkeit, und ihre Armeen führten Feldherrn an, welche den französischen das Gleichgewicht halten konnten. Der Prinz Eugen hatte bisher die Franzosen in Italien, der Herzog von Marlborough in den Niederlanden zurückgetrieben, beide vereinigten sich bei Höchstädt auf der baierischen Gränze und schlugen den Kurfürsten von Baiern bei Blindheim so gänzlich aus dem Felde, daß er sich mit den Franzosen über den Rhein ziehen und in der Flucht sein Heil suchen mußte.

Von nun an schien Ludwigs Uebermuth gedemüthigt und das Gleichgewicht hergestellt zu sein. Bonn, die Residenz des Kurfürsten von Cöln, Kaiserswerth und Rheinbergen wurden eingenommen, und beide baierische Kurfürsten in die Acht erklärt. Der mainzische Feldherr von Thüngen bewachte die Rheinlinie und ließ selbst die kaiserlichen Generäle von Arco und Marsigli degradieren und ersterm sogar den Kopf abschlagen, weil sie Breisach zu frühe übergeben hatten. Er belagerte hierauf unter dem römischen Könige Joseph I. Landau und nahm es ein. Eugen und Marlborough schlugen die Franzosen aus den Niederlanden und drohten Paris zu überrumpeln, aber nun rettete weibliche Eifersucht den stolzen Ludwig, den seine Armeen nicht mehr vertheidigen konnten. Anna, die Königin von England, welche nach Wilhelm den Thron bestiegen hatte, konnte, wie alle mächtige Weiber, die Herrschaft der Herzogin von Marlborough nicht mehr ertragen, und schenkte

ihre Gunst der Ladi Morsham, einer ihrer Hoffrauen. Diese von der Herzogin geschlagen, weil sie ihr den gefallenen Handschuh nicht aufheben wollte, stürzte jetzt den Herzog selbst, und entzog den Verbundenen das Geld und die Truppen des brittischen Reichs.

Nach einem so nachtheiligen Ereignisse konnte der Kaiser und der Prinz Eugen allein der Macht Frankreichs nicht mehr begegnen. Holland und die rheinischen Fürsten mußten die Rache der Franzosen befürchten, die übrigen waren des langen Krieges müde; so wurde zuerst im Jahr 1713 zu Utrecht, dann 1714 zu Rastadt der Friede geschlossen. Ludwigs Enkel, Philipp, erhielt die spanische Krone, der Kaiser die spanischen Niederlande und Neapel, die Kurfürsten von Baiern und Cöln wurden in ihre Länder und Würden wieder eingesetzt, und den Nachfolgern der Königin Anna aus dem Hause Braunschweig, Hannover, der Thron von England und eine neue Kurwürde versprochen.

Durch die beiden Friedensschlüsse von Utrecht und Rastadt erhielten zwar die rheinischen Länder eine heilbringende Ruhe, und ihre Fürsten konnten auf deren Herstellung und Verschönerung denken.*) Indessen blieb seit Luthers Reformation eine anhaltende Neigung zur Säcularisation unter den Protestanten, ein anhaltender Plan, das linke Rheinufer zu erobern, unter den Franzosen, und ein anhaltender Wunsch, durch beide mächtig in Deutschland zu werden, unter den Wittelsbachern. Dieses bisher noch nicht deutlich ausgesprochene Bestreben kam endlich im Jahre 1740 bei dem Tode Karls VI an den Tag. Dieser Fürst hatte am Ende seiner Tage sich in die polnische Königswahl gemischt, und in dem darob gegen die Franzosen und Türken unglücklich geführten Kriege Lothringen an Frankreich, Neapel an Spanien überlassen müssen. Dazu kam noch, daß er keine männliche Nachkommenschaft hatte. Er ließ daher die östreichischen Erbstaaten für seine Tochter Marie Therese von allen europäischen Mächten garantiren; allein diese Zusage wurde nur so lange geachtet, als er und der Prinz Eugen noch lebten. Sobald beide gestorben waren, machten der Kurfürst Karl von Baiern, Friedrich II. König von Preußen, Philipp, der König von Spanien und August, der Kurfürst von Sachsen Ansprüche auf die östreichischen Länder, und Frankreich war das Haupt

*) Ich werde die Verschönerungen und Verbesserungen, welche die rheinischen Fürsten während dem Frieden vornahmen, unten in einem Bilde zusammenfassen.

dieser Verschwörung gegen eine junge Fürstin, welche ohne Geld, ohne Armee, ohne Erfahrung sich gegen halb Europa vertheidigen sollte. *)

Diese politischen Verhältnisse schienen zu der Zeit den Plan des französischen Hofes, das Haus Oestreich von dem kaiserlichen Throne und aus Deutschland zu vertreiben, und das schwächere Haus Wittelsbach an dessen Stelle zu erheben, zu begünstigen. Die zwei Häupter des wittelsbachischen Hauses, Karl Albert und Karl Philipp waren Kurfürsten von Baiern und der Rheinpfalz, Franz Ludwig und Clemens August Kurfürsten von Mainz und Cöln, und jener schon zuvor Kurfürst von Trier. Beide letztern besaßen zu gleicher Zeit das Deutschmeisterthum und die Fürstbisthümer von Münster, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück und Worms. Die von Regensburg und Freisingen hatte Theodor ihr Vetter. Friedrich II König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg und August III König von Polen und Kurfürst von Sachsen waren der Wittelsbacher Bundsgenossen geworden. Diese heranwachsende Macht des baierischen Hauses, auf der einen Seite von Frankreich und Spanien, auf der andern von dem siegreichen Friedrich und dem größern Theile des Kurkollegiums unterstützt, gab den Baiernfürsten einen Glanz und eine Würde, welche sie seit Ludwig dem Kaiser nicht hatten. Das Haus Oestreich schien zu Grund gerichtet und das Haus Wittelsbach sowohl im Reiche als in Europa an dessen Stelle getreten zu sein.

Von nun an schien auch ein ganz anderer Geist die Fürsten dieses Hauses zu beleben. Seit dem Vertrage von Pavia bis zu dem westphälischen Frieden haben sich seine Zweige selbst einander zu schwächen und zu verderben gesucht, jetzt aber war ihre wechselseitige Eifersucht nicht nur verschwunden, sondern sie schlossen schon im Jahre 1724 den 15. Mai einen neuen Haus- und Einigungs-Vertrag, welcher die Grundfeste ihrer künftigen Größe werden sollte. Dieses sowohl für das deutsche Reich, als ganz Europa so wichtige Bündniß erneuerte nicht nur die ältern Verträge von 1490, 1529 und 1674, sofern sie nicht dem westphälischen Frieden zuwider wären, sondern beide Zweige von Baiern und der Rheinpfalz versprachen sich einander, ihre Länder und Gerechtsame zu schützen, bei allen Reichs- und kreisständischen Versammlungen einerlei Maßregeln zu befolgen, in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen und

*) Siehe meine Staatsrelationen 6r Band, Seite 108. Der Geist Marie Theresiens, geschildert von Friedrich II. Könige von Preußen.

andern Höfen sich für einander zu verwenden, oder, wo etwa besondere Absichten und Verträge dies verhinderten, sich wenigstens mit Vermeidung aller Widerstrebung aus der Sache zu halten. Im Falle eines Angriffs versprachen sie sich einander mit allen Kräften beizustehen, zu welchem Ende ein jedes Kurhaus einen beständigen Kriegsstand von 8000 Mann, 2000 zu Pferd und 6000 zu Fuß auf den Beinen halten würde; auch sollten alle von dem Hause Baiern oder Pfalz abstammenden Fürsten, die zu geistlichen Kur- oder Fürstenthümern gelangten, diesem Vertrage von selbst einverleibt, wie auch eine verhältnißmäßige Anzahl von Truppen zu stellen verbunden sein. Zu diesem Zwecke wurde in den geheimen Artikeln noch festgesetzt, daß beide Zweige bei Bedrängniß der katholischen Religion, bei vortheilhaften Heirathen und Bischofswahlen in den geistlichen Fürstenthümern einander befördern und unterstützen sollten. Hingegen sollte man von beiden Seiten in das Begehren der Fürsten, in Ansehung einer beständigen Wahlcapitulation und der Gleichstehung mit den Kurfürsten niemals eingehen, und sich jeder Einführung neuer Fürsten auf das Kräftigste widersetzen.

Man sieht an diesem Hausvertrage und besonders den geheimen Artikeln, daß das wittelsbachische Haus nichts weniger vor hatte, als alle deutsch-östreichischen, baierischen, fränkischen und rheinischen Länder sich zu unterwerfen und dem Hause Oestreich in der Kaiserwürde zu folgen. Es ist auch nicht zu läugnen, daß dadurch sowohl seine als die geistlichen mittlern Reichsstände mehr Zusammenhang von Innen und Kraft gegen Außen erhalten haben würden.

Ein Wittelsbacher, von dem Geiste Ludwigs oder Friedrichs des Siegreichen, über den bairischen, schwäbischen, fränkischen, kurrheinischen und westphälischen Kreise gebietend und mit der Kaiserkrone geziert, konnte zwischen Oestreich, Frankreich und Preußen das Gleichgewicht in Deutschland und Europa halten; allein eben die Mächte, welche den Kurfürsten Karl jetzt unterstützten und beschützten, haben ihn auch, als die Noth heran kam, wie wir jetzt erzählen werden, von seiner Größe herabfallen lassen.

Nach dem Tode Kaiser Karls VI. konnte Karl von Baiern auf die Kurstimmen von Pfalz und Cöln seinen Verwandten, von Brandenburg und Sachsen seiner Freunde zählen. Die Kurstimme von Böhmen wurde, als durch den Tod Karls VI erledigt, nicht angenommen. Es fehlte ihm also nur noch die von Mainz. Diese zu erhalten, erschien der Marschall von Bellisle, durch die vereinigte

Macht von Frankreich und Spanien unterstützt, an dem mainzischen Hofe. Der Kurfürst Karl Philipp von Elz wurde durch diese Anmuthung in große Verlegenheit gesetzt. Er war nach dem Tode des pfalzneuburgischen Fürsten, Franz Ludwig, durch Hülfe Oestreichs Kurfürst geworden, und diesem Hause mit seiner Familie auch von ganzem Herzen zugethan. Er suchte daher allen bestimmten Zusagen auszuweichen; Bellisle aber, nachdem er lange, doch fruchtlos seine diplomatischen Künste an dem bedrängten Fürsten verwendet hatte, verwechselte schnell die Rolle eines erfurchtsvoll bittenden Gesandten mit der eines gebietenden Feldherrn. „Eure kurfürstl. Gnaden, sagte er, geben in Zeit von vier und zwanzig Stunden ihre Stimme dem Kurfürsten von Baiern, oder dreißigtausend Mann Franzosen stehen auf dem mainzischen Gebiete.“ Karl Philipp konnte nun voraussehen, daß wenn er auch standhaft dem Hause Oestreich treu bliebe, die übrigen Kurfürsten den Baierfürsten doch erheben würden und gab seine Stimme. So wurde dieser unter dem Namen Karls VII zum Kaiser erhoben.

Keine Wahl war noch mit größern Heeren gedeckt, keine Krönung mit größerer Pracht gefeiert worden, als die dieses baierischen Fürsten; aber keine Regierung war auch unglücklicher, kein Fürst ärmer und ohnmächtiger, als eben derselbe. Während er zu Frankfurt als Kaiser, dann auch zu Prag als König von Böhmen gekrönt wurde, rückten die Ungarn, von der jungen Marie Therese begeistert, in seine eignen Staaten vor, und während dem er in Frankfurt nicht einmal seine Tafel und seinen Hofstaat bezahlen konnte, wurden vier Stunden ober dieser Stadt seine Freunde, die Franzosen, von den Engländern bei Dettingen geschlagen. Unter diesen Trübseligkeiten starb der Kaiser Karl VII. Sein Sohn Maximilian Joseph erhielt durch den Vertrag von Füßen seine Länder wieder; dagegen behauptete Marie Therese in dem zu Aachen 1748 geschlossenen Frieden den größten Theil der östreichischen Erbstaaten und die Kaiserkrone für ihren Gatten Franz I, den Herzog von Toscana. Und nun trat die schönste Periode der neuen rheinischen Geschichte ein *)

Bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen zu Aachen hatte der östreichische Minister von Kaunitz dem französischen Hofe vor-

*) Man kann diese glückliche Periode schon vom Ryswiker Frieden anfangen, weil sowohl während des spanischen- als östreichischen Successionskriegs das Rheinufer nicht mehr so belästigt wurde.

gestellt: „wie daß er es dem Vortheile der zwei sich bekriegenden Mächte angemessener hielt, sich gegen die Anfälle der übrigen zu verbinden, als diese, wie es vor Augen liege, auf ihre Kosten zu schützen oder gar zu vergrößern.“ Der Antrag des Fürsten fand Beifall, und es wurde zwischen Oestreich und Frankreich ein Bündniß geschlossen, was die seit Karl V bestandenen Verhältnisse der europäischen Mächte änderte und den rheinischen Ländern auf lange Zeit Schutz und Ruhe gewährte. Der Kurfürst von der Pfalz war schon lange dem französischen Hofe zugethan, die drei geistlichen Kurfürsten waren gewöhnt, der Fahne Oestreichs zu folgen, die übrigen rheinischen Fürsten mußten sich an diese anschließen; und wenn auch der bald durch dieses neue Verhältniß im Jahre 1756 ausgebrochene siebenjährige Krieg die rheinischen Länder mit einigen Streifzügen bedrohte,*) oder ihre zu stellenden Contingente einigen Aufwand erforderten, so blieben sie doch im Ganzen geschützt und unverwüstet, und ihre Fürsten und Obrigkeiten konnten nun ihre reichen Einkünfte und Hülfsquellen auf die Verschönerung der Städte und die Verbesserung der Landeskultur verwenden. Die Markgrafen von Baden und Herzoge von Würtemberg, die Kurfürsten von der Pfalz und Mainz, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Rheinfels, die Fürsten von Nassau und Wied, die Kurfürsten von Trier und Cöln eiferten um die Wette, ihre Länder blühend, ihre Regierung herrlich zu machen. Nicht nur, daß sie längst dem Rhein hin Paläste und Lustgärten zu ihrem eignen Vergnügen errichteten, sondern ganz neue Städte oder Vorstädte stiegen auf ihren Wink am Rheine und Maine empor. Ludwigsburg, Karlsruhe, Mannheim, Frankenthal und Neuwied sind von Grund aus neu erbaut worden. In Hanau, Offenbach, Darmstadt, Höchst, Wiesbaden und Coblenz wurden Neu- oder Vorstädte angelegt, und mit Alleen, regelmäßigen Plätzen und Gassen verschönert. Der Acker- und Weinbau, die Obstpflanzung und das Forstwesen hatten schon durch die Maierhöfe Karls des Großen,**) durch die Stifter und Klöster einen großen Fort-

*) Nur durch das Vorrücken des siegenden Herzogs von Braunschweig, Ferdinand, über den untern Rhein und bis Bergen, sind die kurkölnischen und einige Mainzer Länder den Verheerungen des Krieges eine Zeitlang ausgesetzt gewesen.

**) Siehe dessen Capitulare de villis. Die Niersteiner, Bodenheimer, Engelsberger, Bischheimer, Hochheimer, Jakobsberger, Kästricher, Markebrunner, Steinberger, Johannesberger, Rüdesheimer und Asmannshäuser Weinberge sind entweder durch dieses Capitulare oder die Stifts und Klöster angelegt worden.

gang am Rhein erhalten. Jetzt wurden sie durch die fleißigen Wiedertäufer und die Abteihöfe befördert. In vielen Städten erhoben sich Fabriken in Wolle, Leinen, Seiden, Leder und Metallen. Der Handel und die Schiffahrt erhielten auf dem Rhein und den Nebenflüssen durch Dämme, Krahnen, Waarenlager und die Erweiterung des Bingerloches Fortgang und Bequemlichkeit. Die alten Hochschulen und Gymnasien wurden verbessert und mit neuen Schenkungen bereichert, und niedere Schulen fast in allen Dörfern gestiftet. Die Reichthümer des Adels und der Geistlichkeit ermunterten die Betriebsamkeit der Handwerker, und die Belohnungen der Fürsten belebten die Werkstätte der Künstler. Wie das schöne, blühende Land die Landschaftsmaler beschäftigte, so die Palläste und Gärten der Fürsten und Adeligen die Bildhauer, die Baumeister und die Geschichtsmaler. Ein allgemeiner Frohsinn lachte aus den Gesichtern der glücklichen Rheinbewohner.

Auch die Rathsversammlungen der rheinischen Fürsten und Reichsstädte sind im Bestreben nach Verbesserung nicht zurückgeblieben. Die Gesetze und alten Landrechte wurden dem Zeitgeiste gemäß umgemodelt, die Justizstellen mit wackern Gelehrten und rechtlichen Richtern besetzt, die Wege, die Rheindämme und Brücken verbessert, eine wachsame Polizei in Städten und Land, und um sie zu unterstützen, Husaren und Landjäger angestellt; gegen die schnellen Anfälle des Rheineises errichtete man Winterhalte, gegen die Feuersbrünste Brandversicherungsgesellschaften und Löschanstalten, zur Heilung unvorhergesehenen Unglücks Landnothdurfts- und Wittwenkassen.

Die Einkünfte des Staates wurden entweder aus den Domänen und Regallen oder durch die Steuern gezogen. *) Die erstern, wozu der Bürger oder Unterthan entweder gar nichts, oder, wie bei den Zöllen, nur indirekt beizutragen hatte, flossen in die fürstlichen Kammern, und diese mußten davon nicht nur die fürstliche Haushaltung, sondern auch seinen ganzen Hof- und Civilstand erhalten. Die letztern waren nach einem regelmäßigen Kadaster angesetzt, von den Ortsvorstehern geschätzt und erhoben und wurden in die Kriegskasse und das Kriegszahlamt übertragen, um davon die mäßige Anzahl von Truppen und die Festungen zu unterhalten. Zudem kam noch, daß die Verfassungen der rheinischen Staaten durch

*) Siehe hiervon meine rheinischen Geschichten 3r Theil, Seite 349 u. f. Alles dieses findet man noch umständlicher beschrieben in meinem Commentar über den Mainzer Staatskalender.

Landstände, Domkapitel und Bürger-Collegien die Gestalt eines Repräsentativsystems angenommen hatten, ohne deren Bewilligung keine Veränderung in der Verfassung, keine Veräußerung des Gebiets, keine Erhöhung der Steuern vorgenommen werden konnte.*) Die rheinischen Reichsstädte waren kleine Republiken, die Landesstädte hatten ihre eigenen Freiheiten und Verwaltungen; die geistlichen Staaten näherten sich durch die Wahlen und Wahlkapitulationen den Volksregierungen, und wo auch die Gesetze die politische Freiheit nicht ganz gesichert oder ausgesprochen hatten, war sie durch Gewohnheit und das Gefühl einer allgemeinen Rechtlichkeit geschützt. Der Domherr von Bibra hat in seiner Zeitschrift von und für Deutschland die Preisfrage: wie die geistlichen Staaten besser constituirt werden könnten aufgestellt; der Hofrath und Professor Frank über die Rechtlichkeit der Wahlkapitulationen geschrieben, und der geheime Rath von Horix in einer publicistischen Dissertation dargethan: daß der Besitz von Domherrnstellen, folglich auch der fürstbischöflichen Würde, nach den Reichsgesetzen kein ausschließendes Recht des Adels sei.

Ueberhaupt ist es ein eben so grundloses als lächerliches Geschwätz unserer Gleichmacher, wenn sie behaupten, daß der Adel eine geschlossene Kaste und der bürgerliche nicht zu allen Kirchen- und Staatsstellen berechtigt gewesen sei. Man lese nur die noch vorhandenen Staatskalender der rheinischen Staaten, und man wird darin finden, daß die ersten Kirchenwürden, z. B. der Weihbischöfe und Prälaten, daß alle das Land regierenden, verwaltenden oder richtenden Dikasterien, Regierung, Kammer, Vicariat, Hof- und Appellationsgericht, ja selbst das fürstliche Kabinet mit Männern besetzt waren, welche von Bürgern, Handwerkern und Bauern herstammten.**) Sie wurden erst durch diese hohen Stellen entwe-

*) Der Kurfürst von Trier, Clemens, sagt v. Gagern, war ein vortrefflicher, tugendhafter und sanftmüthiger Herr. Er hatte nichts destoweniger fast seine ganze Regierung hindurch Händel mit seinen Ständen über Steuern und den Schloßbau zu Coblenz gehabt, dessen Erforderniß doch Niemand in Zweifel zog, weil das alte Schloß im Thal durch den Einsturz eines Felsen des Ehrenbreitstein von hinten zerschmettert wurde. Es war also hauptsächlich von dem Mehr oder Weniger die Rede.

**) Die schon seit dem funfzehnten Jahrhundert bekannten Weihbischöfe Michael Helding, Wallenburg, Schnernauer, Nebel, Behlen, Heimes, Hontheim, Kohlborn rc. und dirigirenden Staatskanzler Mayer, Weinheim, Hell, Westhausen, Mathiä, Faber, Mehl,

der von den Fürsten oder den Kaisern geadelt. Einige dieser geadelten Staatsdiener haben, um ihr eigenes Verdienst zu beurkunden, sogar das Handwerks- oder Bauernzeichen ihrer Väter in ihren Wappen angebracht.*) Nur die höhern Hof- oder die Kammerherrnstellen, also, der Leib- und Kammerdienst des Fürsten, war dem Adel vorbehalten.

Auf diese Art konnten die rheinischen Fürsten- und Kurfürstenthümer ihre Einkünfte, ohne das Volk zu bedrücken, auf Millionen bringen. Davon nahm die Erhaltung des Civil- und Militairstaates kaum zwei Drittheile weg, denn die Kirchen, Schulen, Armenhäuser und Hospitäler hatten ihre eignen Güter. Das übrige Drittheil ging durch die Hofhaltungen, durch Aufmunterung der Künste und die Verschönerung der Städte mit froher Ausgabe wieder unter das Volk.

Zu diesem Geldumlauf muß man noch die beträchtlichen Einkünfte der Geistlichkeit und des Adels setzen, wovon ein großer Theil, aus fremden Ländern kommend, am Rhein verzehrt wurde, und den Geldkisten der Kaufleute, den Werkstätten der Künstler oder Handwerker und den Sparbüchsen der Bauern reichlich zufloß. Ein Beweis davon war der Wohlstand der rheinischen Städte und Länder. Stuttgard, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Trier, Coblenz, Bonn und Düsseldorf blühten entweder durch fürstliche Höfe, oder als Sitze der Hochschulen durch Künste und Wissenschaften, Offenbach, Hanau, Frankenthal, Neuwied, Elberfeld und Rastadt durch Fabriken, Straßburg, Frankfurt, Basel, Bingen und Cöln durch Handel. Auf dem größten Theile des flachen Landes blühte der Ackerbau, der Weinbau, die Obstzucht, die Gärtnerei und das Forstwesen. Die Heilquellen von Baden, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Dünstein ꝛc. dienten den Kranken und zogen Fremde herbei. Das Gemisch der verschiedenen Religionsbekenntnisse, Staatsverfassungen und Regierungen erweckte Eifer und wechselseitige Verträglichkeit; und die Pracht der Fürsten und der Feste unterhielt den Frohsinn des Volks. War auch eine Bürger- oder Bauernfamilie entweder durch Unglück arm, oder durch Verschwendung und Liederlichkeit zurückgekommen, so fand sie Arbeit und Nahrung in den Armen- und Waisenhäusern, ärztliche Hülfe

---

Faust, Vorster, Benzel, Hügel, Albini ꝛc. zeigen schon durch ihre Namen, daß sie bürgerlicher Herkunft waren.

*) Z. B. der Weihbischof Nebel einen Schifferhaken, von Lasser eine Radnabe ꝛc.

in den Hospitälern, Unterkunft in den Klöstern und Stiftern, Besserung in den Zuchthäusern, und Hülfe bei allen wohlhabenden Leuten. Bei Feuersnöthen drangen die Freunde und Mönche zuerst in das brennende Haus, um die Papiere und Kostbarkeiten der rathlosen Familie in die nahen Klöster zu retten. Bei schneller Anschwellung des Rheins oder Eisgängen wagten sich muthige Schiffer mitten durch die berstenden Eisschollen, um die Menschen aus den Häusern oder von den Auen zu holen, und als einmal ein Haus zusammen stürzte, und man noch eine alte Frau vermißte, griffen Domherrn und Geistliche, Regierungsräthe und Soldaten, Bürger und Studenten zu den Schubkarren, um den Schutt wegzuführen. Man kannte fast kein anderes öffentliches Unglück, als wenn Feuer oder Wasser ausbrach, oder ein armer Sünder zum Galgen geführt wurde.*)

Bei allen diesen Fortschritten in der materiellen Cultur vergaß das rheinische Volk auch nicht seine geistige moralische. Es blieb seinem alten Glauben und seinen alten Gebräuchen getreu, wie ich sie in dem ersten Theile meiner rheinischen Geschichten, Seite 187 beschrieben habe. Bei den Katholiken waren die prächtigen Feste, die Processionen, Wallfahrten, Kirchweihen ꝛc. noch ein Theil seines Vergnügens. Selbst die alten Sagen von Kobolden und Gespenstern konnten so wenig seinen heitern Geist trüben, als die Vorstellungen von Macbeth oder dem Freischütz. Frommheit, Treue, Redlichkeit, Anhänglichkeit an sein Vaterland, gemischt mit gutmüthiger Offenheit und herzlicher Gastfreundschaft, war der Charakter des größern Theils der Rheinbewohner.

---

*) Bei dem im Jahre 1784 zu befürchtenden Eisgang hatte man solche Anstalten verordnet, wie man sie von einer klugen und vorsichtigen Regierung fordern konnte. Nach dem ersten Allarmschüsse gingen die Trommler durch die Stadt. Die Bürger mußten unbewaffnet ausrücken, um ihren Mitbürgern in den niedern Gassen zu helfen. Auf der Bocksbatterie waren Kononen aufgeführt, um das Eis zu sprengen, aber alles umsonst. Das Maineis drang bei dem Holzthor ein. Nur ein alter auf der Holzbatterie stehender Kastanienbaum brach die Schollen und rettete die Stadt. Nachdem man das Eis von seinen zerbrochenen Aesten abgehoben hatte, zierten ihn die dankbaren Bürger mit Citronen und rothen und weißen Bändern, und hingen an seinen Stamm ein Schild mit folgenden Reimen:

Du hölzerner Kastanien-Held!
Dich hat der Herr hieher gestellt,
Um gegen Wasser und Eisgefahren
Unsre gute Stadt zu bewahren.

Für das Haupthinderniß des Fortganges der Kultur in den rheinischen Staaten hielt man die große Menge der Stifter und Klöster, welche in ihnen bestanden haben; allein wenn man bedenkt, daß diese Staaten wegen der Güte ihrer Länder mehr ackerbauende als Manufacturstaaten waren, daß die Geistlichen, wie wir gehört haben, viele ihrer Güter selbst angebaut haben und noch anbauten, daß die reichsten derselben aufgehoben oder decimirt wurden, um dadurch die Schulen zu verbessern,*) daß aus ihnen selbst berühmte Geschichtsforscher, Lehrer und Urkundensammler hervor gegangen sind, daß endlich viele derselben zu Armen- und Krankenpflege gestiftet und der Zufluchtsort der nothleidenden Familien und Menschen beiderlei Geschlechts waren, so verliert freilich dieser Tadel viel von seinem Gewichte. Ich will hier des berühmten Leibniz Urtheil über diese Institute nicht wiederholen, welches ich in meinem Grund- und Aufriß ꝛc., Seite 131 angeführt habe; ich will nur den Zustand der rheinischen Bauern und Handwerker dem Zustande der englischen Fabrikanten gegenüber stellen. Ich glaube den Fleiß und den Wohlstand des rheinischen Bauern- und Bürgerstandes nicht auffallender beweisen zu können, als wenn ich die Nahrung, die Kleidung und Wohnung desselben angebe.**) Der rheinische Bauer nährte sich und seine Familie an Werktagen meistens von seinen eignen Produkten, z. B. kräftiges Roggenbrod, Käse, Butter, Milch, Eier und Kartoffeln; zuweilen wurde auch ein Stück gekochtes oder geräuchertes Fleisch oder Wurst beigegeben, welches er von selbst gemästeten Schweinen oder Rindern zog. An Sonn- und Festtagen wurde eine Suppe, Gemüs und Fleisch gegessen und auch ein Gläschen Wein genommen. Bei Kirchweihen Hochzeiten und Kindbetten sah man den Tisch mit Braten, Schinken, Kuchen, Obst und Weinfläschen besetzt; welches alles bei reichern Bauern gesteigert war. Ihre tägliche Kleidung war wegen der Feldarbeit schlecht, jedoch im Winter erwärmend; aber an

---

*) Als der Kurfürst von Mainz die drei reichsten Klöster der Stadt aufgehoben und der Universität geschenkt hatte, blieb ein so großer Theil des beweglichen Vermögens derselben an den Fingern der von ihm dazu ernannten Commissarien hängen, daß das sogenannte concilium politicum der Universität, wovon ich selbst als Dekan der historisch-statistischen Facultät Mitglied war, das vorgelegte Inventarium nicht unterzeichnen und genehmigen wollte und auch nie unterzeichnet hat. Daher hat der Kurfürst von Cöln, Maximilian, die Klöster seiner Diöcese nicht aufgehoben, sondern aus ihren jährlichen Beiträgen die Universität zu Bonn gestiftet.

**) Siehe meinen Commentar über den Mainzer Staatskalender.

Sonn- und Feiertagen trugen die Männer farbige Westen und Röcke von Tuch, die Weiber Hauben und Kleider von Zitz und Kotton, Halstücher von Seide ꝛc. Ihre Wohnungen waren nach ihrem Geschäft mit Scheuern und Ställen eingerichtet, größtentheils aus ausgemauertem Gebälk gebildet oder von Stein und mit Ziegeln gedeckt. — Der Handwerker hatte täglich Suppe, Gemüß, Fleisch und einen Schoppen Bier auf seinem Tische. Auf Sonn- und Feiertagen auch einen Braten, zuweilen auch Wein. Auf Ostern, Pfingsten und Weihnachten, bei Hochzeiten und Kindbetten waren bei Reichern die Schmause oft köstlich und der Wein nicht gespart. Nebstdem bekamen die Gesellen, wenn die Arbeit bei Licht anging, auch sogenannten Lichtbraten. Ihre Wohnungen waren nach dem Handwerke eingerichtet, von Stein und mit Schiefer bedeckt. Wohlhabende Meister hatten auch eine besonders gezierte Stube, welche man die Saatsstube nannte. Ihre Kleidung war etwas schöner und köstlicher als jene der Bauern. Die Weiber und Mädchen näherten sich oft in ihrem Putze dem Handelsstande.*)

Damit vergleiche man folgende aus englischen Blättern entnommene Beschreibung der englischen Fabrikarbeiter: „Die Lage der meisten Manufacturen ist sehr beklagenswerth. Der Gehalt der Fabrikarbeiter ist so erbärmlich, daß diese armen Teufel vor Elend umkommen; denn wie kann man mit 6 Schilling die Woche leben? Ihr hageres Aussehen, ihre entfleischten Glieder, ihre eingefallenen Augen und der hohle Ton ihrer Stimme sind schreckliche Zeugen von ihren armseligen Nahrungsmitteln. Erdäpfel sind schon für sie ein Luxusgericht; mehrere essen blos Kohl und Salz, andere leben von gekochten Kleien. Dies ist der Zustand Englands, dies ist das Land, welches den Neid der Völker und die Bewunderung der Welt er-

---

*) Ich habe hier nur den Zustand des bei weitem größern Theils der rheinischen Bauern und Handwerker geschildert. Ganz Arme, die kein eignes Gut oder kein Handwerk gelernt hatten, dienten entweder als Weingartsleute mit ihren Weibern und Kindern in dem Hause eines reichen Gutsherrn, oder als Taglöhner und Wäscherinnen. Untern den Handwerkern brachte der Wohlstand oft geniale Künstler hervor. Ich will hier die Erfinder Guttenberg, Faust und Schöffer oder den berühmten Glocken- und Figuren-Gießer Klapperbach nicht nennen. Ich führe hier nur den Zimmermeister Rüdel, den Maurermeister Schmuttermeier, den Uhrmacher Weidenheimer, den Messerschmidt Sitier, den Büchsenmacher Lindenschmidt und den Schreinermeister Groll an, die ich alle selbst gekannt habe und deren Meisterwerke noch bestehen.

regt; das Land, welches lange Zeit als der klassische Boden der Wohlfahrt und der Freiheit berühmt war."

Und für wen arbeiten diese Elenden? Für den Nutzen einiger gewinnsüchtiger Fabrikherrn, welche mit deren wohlfeileren Fabrikaten den Luxus bis in die Hütten der Bauern verbreiten und die solidere Arbeit der Handwerker drücken. Dazu kommt noch die tägliche Vermehrung der Maschinen, wodurch so viele Arbeiter außer Brod gesetzt werden. In der Fabrik des Herrn Mitchel leitet ein einziges Frauenzimmer 40 Musselinstückmaschinen, von deren Production er die Elle für 20 Sous verkaufen kann. Die Folge von allen dem sind die hohen Armensteuern, die häufigen Auswanderungen und ein durch die Noth und die Gesetze vielen Millionen Menschen gebotener Cölibat. Doch wenden wir unsere Blicke lieber zu unserm lieben Rhein.

Wenn unsere Nachkommen in der Geschichte lesen werden, daß von den Zeiten der Karolinger an, bis auf unsere (1802), also beinahe 1000 Jahre, Staaten bestanden haben, worin ein Bischof oder Abt zugleich Fürst war, und seine Diöcesen-Gewalt noch über weltliche Staaten erstreckte, ohne daß dadurch weder die geistliche noch weltliche Gewalt aus ihren gehörigen Grenzen verrückt oder in ihrer, ihr zukommenden Wirksamkeit gestört worden wäre, so werden sie eine Fabel zu lesen glauben; und doch war dieses ein Ergebniß, welches alle Geschichtschreiber, Urkunden und Staatskalender beweisen.

Zu dieser Zeit wuchsen auch glänzende Genien am Rhein und seinen Umgebungen heran. Göthe, Klinger, Schiller, Johann von Müller, der Mahler Müller, Heinrich Vogt, Jacobi, Hemsterhuis, Zick, Verschaffel, Melchior, Ochsenheimer, die Schütze, Schneider, Zach, Beethoven, selbst in unserm Lande zu Haus, Iffland, Heinze, Mozart, am Rhein sich freuend, sahen mit Stolz auf die aus der Fremde gekommene Flachheit herab, und brachten einen neuen deutschen Geist unter die Jünglinge des Vaterlandes. Ja die Natur selbst schien diesen allgemeinen Wohlstand zu begünstigen. In den Jahren 1748, 1752, 1758, 1762, 1766, 1775, 1780, 1783 und 1788 gaben die den schönen Fluß umgebenden Weinberge eine so reiche und köstliche Weinlese, daß alle Keller der Geistlichen, Adeligen und Begüterten davon voll lagen, und auch der ärmste Mann durch deren Wohlwollen und Freigebigkeit damit erquickt wurde.

Als Geschichtsforscher und Lehrer der allgemeinen Weltgeschichte habe ich die glücklichsten Perioden der berühmten griechischen, römischen und neuern italienischen Republiken vorzüglich zu erforschen und darzustellen gesucht, aber wenige gefunden, welche dem damaligen Zustande der rheinischen Länder und ihrer Bewohner an wahrem Glücke, an Wohlstand und offenherzigem Frohsinn gleichgekommen wären.

In diese glückliche Periode der rheinischen Länder fielen grade die schönsten Jahre meines Lebens. Als Kind darin gebildet, als Jüngling davon begeistert, wollte ich, nach dem erkalteten Fürstenbunde, nach Masgabe des pfalz-baierischen Familien-Vertrags von 1724 einen rheinischen Bund stiften, welcher nebst Pfalzbaiern aus allen geistlichen Staaten zusammengesetzt, zwischen Oestreich, Frankreich und Preußen in der Mitte das Gleichgewicht in Deutschland, vielleicht auch in Europa erhalten konnte. Mein Fürst und sein Coadjutor von Dahlberg schätzten mich wegen meiner Kenntnisse, das Volk liebte mich wegen meiner bekannten Vaterlandsliebe und Unbefangenheit, der kurpfälzische Minister von Oberndorf war davon unterrichtet, die damals in den Kapiteln geltenden Domherren von der Leyen, von Walderdorf, Stadion, Hohenfeld, Beroldingen, Wessenberg, Bibra, Fürstenberg und Haake waren meine Freunde, und die Domicellanherren von Metternich, Ritter, Wambold, Elz und Schütz auf der Universität meine Schüler. Auf die Gesinnungen und den Beistand dieser tüchtigen Leute baute ich den Plan zu einem Bunde der rheinischen Länder.

Ich habe in meinen Staatsrelationen dritter Band, Seite 239, unter dem Titel der rheinische Bund weitläufig darüber geschrieben. Die Hauptpunkte davon sind kürzlich folgende. Der Bund besteht hauptsächlich aus allen deutschen geistlichen Staaten und Pfalz-Baiern. Jeder dieser Staaten behält seine Landeshoheitlichen- und Jurisdictionsrechte unverletzt, indessen verpflichtet er sich auf immer, was das allgemeine auswärtige Interesse des Bundes betrifft, den Anordnungen desselben treu zu bleiben. Diesem gemäß wird aus seinen Gliedern ein Concilium Formatum, und aus diesem wieder in kritischen Fällen ein geheimer Ausschuß gewählt, welcher die auswärtigen Angelegenheiten betreibt, vorbereitet und leitet; eine Art von Ministerium um sich hat und nur nach vollbrachter Arbeit dem Ganzen Rechenschaft ablegt. Der Kurfürst von Mainz ist Director davon. Die Bundesfürsten können im Falle eines Kriegs eine Armee von 100,000 Mann aufbringen. Davon ist der Kurfürst von Pfalz-

Baiern Generalissimus, und ein von dem Bunde vorgeschlagener erfahrener und berühmter Krieger sein Generallieutenant. Da in den meisten Bundesstaaten Landstände vorhanden sind, werden diese beibehalten, und wenn die Bundesglieder entweder unter sich oder mit ihren Unterthanen et v. v. Streit haben, müssen sie, ehe sie an die Reichsgerichte gehen, erst ihre Sache dem Concilio formato zur Vermittlung vortragen. Kein Domherr kann fremde Dienste annehmen, ausgenommen bei Reichsgeschäften. Es wird daher in jedem Domkapitel ein Statutum perpetuum gemacht, daß, ehe ein Domicellar ins Kapitel aufgenommen wird, er erst die Bundesgesetze beschwören muß. Die Verwaltung aller geistlichen Güter des Bundes, seien es von Stiftern oder Klöstern, steht, bei Kriegsnöthen nach jährlichem Abzuge der Prätendal-Gebühren oder Unterhaltungskosten der Geistlichen, unter der Leitung des Concilii formati. Der Ueberschuß der Einkünfte fließt in die Kriegs-Operationskasse. Keine Einrichtung oder Gesetz des Bundes kann gegen die Reichsverfassung gehen, sein Zweck ist vielmehr die Erhaltung derselben.

Ehe ich nun in der Erzählung der folgenden Begebenheiten, welche ich erlebt habe, fortfahre; wird es nicht unerheblich sein, wenn ich hier eines Ereignisses gedenke, welches gleich nach dem siebenjährigen Kriege in Mainz vorfiel, und eine sinnliche Vorbedeutung des Sturzes der geistlichen Fürsten am Rhein, ja selbst des alten religiös-politischen Systems zu sein schien. Es zog sich nämlich im Jahre 1765 in einer schwülen Mainacht ein fürchterliches Gewitter über Mainz und den Rhein hin, durch welches die oberste Thurmspitze des Doms vom Blitze getroffen und plötzlich entzündet wurde. Da der obere Theil des Hauptthurms in einer außerordentlichen Höhe nur von Holz erbaut war, so wurden alle Löschanstalten vergebens angewandt und in einigen Stunden standen nicht nur der Thurm, sondern alle Dächer der Kirche und der um sie her liegenden Häuser in lichten Flammen. Wir selbst konnten nur durch beständige Begießung mit Wasser das unsrige retten. Der Anblick eines so außerordentlichen Feuers und die Nähe der Gefahr erfüllte uns Kinder mit eben so viel Schrecken als Leidmuth. Wir sahen die Kirche, deren Heiligthümer wir von Jugend auf so sehr verehrt, deren Alterthümer uns so schätzbar und liebenswürdig waren, dahin brennen, und der vor dem Dom und unserm Hause gelegene Platz, jetzt vom Guttenberg benannt, worauf wir bisher mit unsern Schulkameraden in kindlichem Frohsinn die Knabenspiele trieben, lag nun voll rauchender Trümmer oder zerbrochener Geräthschaften; das traurige Werk eines einzigen

Blitzstrahls. Mein älterer Bruder schrieb diesen schrecklichen Vorfall sogleich an unsern ehemaligen Hauslehrer, der jetzt nach Wien gegangen war, und dieser antwortete ihm mit folgendem weissagenden Epigramm:

Er fällt der stolze Thurm, wie herrlich stund er da!
Wie hoch! Doch eben drum war er dem Strahl zu nah,
Der ihn ergriff. So macht es Gott mit Großen auch;
Denn ihre Sitze
Umwachen seine Blitze.
Er schlägt; ihr Glanz ist Rauch.

Die Erfüllung dieser Weissagung wird die künftige Geschichte darthun.

Nicht lange nach diesem zerstörenden Dombrande und grade um die Zeit, als ich von dem Gymnasium zur Universität treten wollte, (1774) wurde auf Forderung der bourbonischen Höfe durch den Papst Clemens XIV der berühmte Jesuitenorden aufgehoben, welcher bisher auf die geistlichen Staaten am Rhein einen so großen Einfluß und dieselbe zum Theil erhalten hatte. Es ist sowohl von Protestanten als Katholiken zu viel Böses gegen diese Gesellschaft gesagt und geschrieben worden, als daß ich nicht auch etwas Gutes von ihr sagen sollte; wäre es auch nur aus Dankbarkeit für die nützlichen Kenntnisse, welche ich unter seinen Gliedern erlernte, für die Gefühle der Religiösität, Ehre und Vaterlandsliebe, welche sie in mir erweckt hatten.*) Sagt doch Voltäre, ebenfalls ihr Schüler aber nachheriger Feind **) folgendes Löbliche von ihnen.

„Was habe ich, schreibt er, die sieben Jahre hindurch, da ich bei den Jesuiten wohnte, gesehen? ein sehr mühsames, mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt, theils in ihre Schularbeiten, theils in diejenigen, die ihr strenger Orden mit sich bringt. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die sowohl als ich bei ihnen erzogen wurden, und kein einziger von allen wird mich hierin einer Lüge beschuldigen können. Ich kann behaupten, daß nichts widersprechenderes, ungerechteres und schändlicheres für das Menschengeschlecht erfunden werden könne, als wenn man sie einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen sucht.***)

---

*) Siehe die Denkwürdigkeiten meines Lebens.

**) Es ist bekannt, daß der Pater Porré, dem er auch aus Dankbarkeit seine Merope dedicirt hat, sein poetisches Genie geweckt und gebildet hatte.

***) Exposition de la vraie doctrine des Jesuites. Noch viel auffallender ist das Lob, welches ihnen der Atheist Lalande in dem Journal des Debats d. 15. Pluriose l'an 8. de la republique (1799) ertheilt. Auch

Wenn man auch zugeben wollte, daß dieser Orden in seinen Bestrebungen viel Herrschsucht, in den Mitteln zu seinem Zwecke viel List und Intrigue, in seiner Erziehungsart viel Aberglauben und Unduldsamkeit gezeigt hätte, so verdankt ihm doch das alte kirchliche und politische System vieles zu seiner Erhaltung. Das ganze große Staats- und Kirchengebäude war schon vor Luther so mürbe und baufällig, daß der kühne Mönch nur kräftig daran stoßen durfte, und es fiel auf der Hälfte der Erde zusammen. Weder die wollüstigen Päpste, noch die faulen Pfaffen und Mönche, noch selbst die mächtigen Oestreicher hätten es erhalten können. Da traten in Spanien enthusiastische Helden, in Frankreich und Italien neue Apostel und Volkslehrer auf, und stifteten eine Gesellschaft Jesu, welche das dem Einfalle drohende Gebäude noch über dreihundert Jahre in der alten Welt mit neuer Kraft gestützt, in der neuen Welt über viele Millionen Menschen und ganze Völker verbreitet hatten. Da ich als Knabe in ihrer Schule gebildet, und späterhin als Jüngling und beobachtender Mann mit ihrem Geiste bekannt wurde, konnte ich auch die ganze Consequenz ihrer Weltherrschaft durchschauen, und wie das alles von Haus zu Staat, von Staat zu Kirche, von Kirche zu Welt und Gott geordnet war, mit einem Blicke übersehen. Die nämlichen, sowohl in Kleidung als Sitten einfachen und nicht unterschiedenen Väter, welche in den Kuppeln ihrer Kirchen die Thaten ihres Ordens durch die vier Welttheile preisen konnten,*) und die Gewissen der Völker und Könige regierten, hielten es nicht unter ihrer Würde, den häuslichen Freudenfesten und Gesellschaften der ärmsten Handwerker und Bauern beizuwohnen, sie in ihren Angelegenheiten zu berathen, und ihre Kinder mit eben der Sorgfalt zu unterrichten, wie jene der Reichen und Adeligen. Zwar haben sie die Verbindungen mit mächtigen Häusern nie außer Acht gelassen, und ihnen auch die gebührende Ehre erwiesen, allein in den Schulen waren die Söhne derselben sowohl im Unterrichte als in Bestrafung und Belohnung den ärmsten

---

die zwei größten Regenten meines Zeitalters Friedrich II. König von Preußen und Napoleon haben sie nicht verachtet.

*) Ihre Kirchen waren einfach und herrlich nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut. In der Mitte war eine Kuppel oder Rotonda, welche auf vier Säulen oder Pilastern ruhte. Diese waren meistens mit den allegorischen Figuren der vier Welttheile geziert, und oben hinauf zum Gewölbe die Thaten ihrer Heiligen in den vier Welttheilen abgemalt. In dem höchsten Gewölbe der Kuppel glänzte vom obern Fensterlichte erleuchtet der Name Jesus. ✝ IHS

Knaben gleich gehalten. Außer einem rothen mit Borden besetzten Mantel*) hatte des Ministers oder Adeligen Knabe keinen andern Rang vor dem Bauern- oder Handwerkerknaben als den, welchen Verdienst, Fleiß und Geschicklichkeit giebt. Die klugen Väter wußten wohl, daß der Volksgeist auch den Fürstengeist regiert, und daß die größten Geister, welche Volk und Fürsten zugleich regieren, nicht von Höfen und Pallästen ausgegangen waren.

So fand ich den Geist der Jesuiten in meinem Kindes- und Jünglingsalter. Seit ihrer Stiftung bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten sie nur die Angriffe der Protestanten zu bestreiten, aber von dieser Zeit an erweckte ihnen der große Einfluß, welchen sie sich in der katholischen Christenheit erworben hatten und ihr strenges Betragen, auch Neider und Feinde selbst unter den katholischen Geistlichen und Ministern. Die Bestrebungen der bourbonischen Höfe, sie zu stürzen, sind bekannt. Ich will hier nur das anführen, was gegen sie zuerst heimlich, dann öffentlich am Rhein unternommen wurde.

Nach dem Tode des Kurfürsten Karl Philipps 1743, wurde Friedrich Karl Joseph, aus dem gräflichen Hause von Ostein, zum Kurfürsten von Mainz gewählt. Dieser war ein sehr beschränkter Fürst, welcher nur auf die Bereicherung seiner Familie dachte,**) übrigens seine Staaten durch seine Minister und Räthe regieren ließ. Unter diesen war der Großvater des erst kürzlich verstorbenen östreichischen Ministers von Stadion der wichtigste. Er hatte auf seinen Reisen Bekanntschaft mit Voltäre gemacht, und heimlich dessen Grundsätze nicht nur in Rücksicht der Jesuiten, sondern der Religion überhaupt angenommen.***) Aus seiner Schule sind der durch seine Einwirkung angestellte Kanzler von Trier, Laroche, der Verfasser der Mönchsbriefe, Großschlag und Benzel, die nach ihm das Ministerium theilten, und der zuerst fromme, dann schlüpfrige Schriftsteller Wieland hervorgegangen. Letztern hatte er öfters der Nachbarschaft wegen von Biberach, seinem Geburtsorte, nach dem stadionischen Schlosse zu Tannhausen geladen, und endlich zu einer Lehrstelle auf der kurmainzischen Universität zu Erfurt befördert. Auf die Art wurde dieser kurmainzische Minister von Stadion nicht nur der Beförderer einer freien Denkart in den rheinischen

*) Die andern Studenten trugen blaue Mäntel.

**) Dazu hatte er besonders während des siebenjährigen Krieges Gelegenheit, indem er Oestreich einen Theil seiner Truppen überließ.

***) Voltäre besuchte ihn auch zu Mainz bei seiner Rückreise von Berlin.

Staaten, sondern auch der mittelbare Stifter des Musensitzes in Weimar, wohin Wieland, von Erfurt berufen, nach und nach zuerst Herdern und Göthe, dann Schillern und Kotzebue anzog.

Man kann nicht läugnen, daß Stadion unter seinem beschränkten Fürsten viele Verbesserungen in der Verwaltung des mainzer Kurstaates hervorgebracht habe. Er ließ das alte Landrecht reformiren, beförderte das Armen- und Waisenhaus, verordnete neue Anstalten in Rücksicht des Bettelwesens und der Feuersgefahr. Aber hauptsächlich wollte er die herrliche Lage von Mainz an zwei großen Flüssen benutzen und den Handel dieser Stadt wieder zu seiner vorigen Betriebsamkeit emporheben. Diesem zufolge ließ er längst dem Rhein Waaren-Lager und einen Weinmarkt anlegen, Höchst und Kassel sollten in Verbindung mit Kostheim neue durch Toleranz und Aufmunterung erweiterte Manufacturstädte werden; und endlich wendete er alle Mittel an, welche ihm zu Gebot standen, Mainz durch die zwei Messen, welche er jährlich jenen von Frankfurt vorausgehen ließ, zu einem der ersten Handelsplätze am Rhein zu erheben. Um den Kramläden oder Boutiken, worin die fremden Kaufleute ihre Waaren auflegen sollten, hinlänglichen Raum zu verschaffen, wurde dazu der Speisemarkt und das daranstoßende sogenannte Höfgen, jetzt Guttenbergsplatz, angewiesen; auf letzterm stand aber das Missionskreuz an der Sebastianskirche, und in seiner Mitte das Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk, des Patrons der Domherrn. Diese Bildstücke versperrten den Kramläden die Reihen. Der Minister ließ daher einsweilen das Missionskreuz wegnehmen, in Hoffnung, auch dem heiligen Johann von Nepomuk eine andere Stelle anweisen zu können. Der sonst kluge Staatsmann bedachte aber nicht, daß er dadurch gegen die Gesinnungen und Gewohnheiten des Volks sowohl, als auch des Domkapitels anstoßen und dadurch den Jesuiten, welche das Missionskreuz errichtet hatten, eine schickliche Gelegenheit geben würde, öffentlich gegen ihn aufzutreten.

Bald nach der ersten Ostermesse*) fiel das Fest des heiligen Johannes ein, wo man in einer Procession zu diesem Bilde zu wallen pflegte, und diese Feierlichkeit benutzte der Jesuit Winter, welcher Domprediger war, und sagte am Ende seiner Lobrede auf diesen Heiligen öffentlich auf der Kanzel: „Das Missionskreuz hat man weggenommen, heiliger Johann nehme dich in Acht, daß nicht auch du den Wucherern und Tempelschändern deinen Platz einräumen mußt.“

*) Am 16. Mai.

Nicht lange hierauf, am Festtage des h. Aloysius, den 21. Junii, suchte er wieder Gelegenheit gegen die Anstellung Wielands in Erfurt das gläubige Volk aufzubringen. In einer Lobrede, welche er dem keuschen heiligen Jesuiten Aloys hielt, und worin er das Laster der Wollust angriff, sagte er unter anderm: „Ehemal wurde selbst unter heidnischen Kaisern ein schlüpfriger Ovidius wegen seinen Schandgedichten in das Elend verwiesen, und jetzt werden dergleichen Sittenverderber noch zu Lehrstellen befördert."

Diese Worte hatten sowohl auf das Volk, als das Domkapitel einen gefährlichen Eindruck gemacht. Der kühne Jesuit Winter wurde zwar aus der Mainzer Diöcese verbannt; allein der Kurfürst mußte, um das Volk zu beruhigen, das Missionskreuz wieder herstellen lassen. In einer großen Prozession, der alle Schulkinder, Zünfte, Stifts- und Ordensgeistlichen mit Fahnen und Kirchenornat beiwohnten, wurde das neue Missionskreuz im Bauhofe abgeholt, auf einen mit rothen Sammet belegten und mit den sechs kurfürstlichen Hermelin-Pferden bespannten Wagen nach der Länge gelegt, unter Musik, Gesang und Gebet nach dem Höfgen geführt, und so von dem Weihbischofe, mit Zuthun der Zimmerleute, wieder auf dem alten Platze aufgerichtet.

Dieser letzte Triumph der Jesuiten über den gährenden Geist der neuern Zeit war von keiner langen Dauer. Mit dem Ende des siebenjährigen Krieges 1763 und kurz nach dem Einzuge der Mainzer Truppen, welche der alte Kurfürst noch von seinem Fenster herab bewillkommte, nahm auch dessen Leben ein Ende. Das Domkapitel theilte sich bei der Wahl seines Nachfolgers zwischen zwei Hauptbewerber. Der eine davon war der Domprobst Philipp Karl Hugo von Elz, ein guter, frommer, dem Alten und folglich den Jesuiten ergebener Mann; der andre, der Domdechant Emmerich Joseph von Breitenbach Burresheim, ein offener, grader, biederer Deutscher von altem Adel. Zwischen beiden stand noch ein dritter mit einigen Stimmen, der Domsänger von Hettersdorf, und dessen Beitritt gab jetzt den Ausschlag. Beide Hauptbewerber suchten daher dessen Gunst nach. Wie aber sehr viele Bischofs- und Kurfürstenwahlen weniger durch die Domherrn selbst, als durch ihre Freunde und Rathgeber geleitet wurden, so geschahe es auch jetzt. Der Pfarrer von St. Peter, Roll mit Namen, genoß das Zutrauen des Domsängers in hohem Grade, er beredete daher seinen Gönner, mit seinen Stimmen auf die Seite Emmerich Josephs zu treten. Um aber auch noch das Volk und die Domherren für diese

Wahl zu gewinnen, verglich er auf St. Peterstag in seiner Lobrede die Charakter der beiden Hauptjünger Christi, des heiligen Petrus und Johannes mit einander, und zeigte mit sehr feinen Bemerkungen, warum der weise Heiland den eifrigen, biedern, obwohl sündigen Petrus dem sanftmüthigen, frommen Schooßjünger vorgezogen und selbst zum ersten Papst erwählt habe. Diese Rede gefiel dem Volke und den Domherren; und so wurde Emmerich Joseph durch die Klugheit und das Wohlwollen eines Pfarrers von St. Peter Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Aus Dankbarkeit überließ es der neue Herr seinem Beförderer, sich eine Gnade zu erbitten, dieser aber war in dem traurigen Falle, daß er das Anerbieten des Fürsten dahin verwenden mußte, seinen wegen mehreren Diebstählen zum Tode verdammten Neffen die fürstliche Begnadigung zu erwirken. Er erhielt sie sogleich, aber ohne Frucht; denn als der schon an Verbrechen gewöhnte Räuber zu seinen vorigen auch noch einen Kirchendiebstahl beging, schämte sich der gekränkte Oheim, des Kurfürsten Gnade und Gerechtigkeit zu compromittiren; aber der Fürst mäßigte nichts desto weniger, um seinen Freund zu schonen, das Urtheil dahin, daß der Verurtheilte nicht unter dem Galgen öffentlich, sondern in aller Frühe hinter dem Pulverlaboratorium heimlich hingerichtet wurde.

Der neugewählte Kurfürst zeichnete die ersten Jahre seiner Regierung durch eben so viel Menschlichkeit als Fürstengeist aus. Kaum war er von dem Wahlzimmer unter Begleitung seines ganzen Civil- und Hofstaates und unter dem Donner der Kanonen in einem festlichen Zuge nach seiner Residenz eingeführt worden, als er schon am andern Tage Morgens in aller Frühe, seinem ehemaligen Schulkameraden, dem Müller, auf der eine halbe Stunde von Mainz gelegenen Hartenmühle einen Besuch abstattete. Dieser hatte, statt der gelehrten Studien, das Geschäft seines Vaters ergriffen, und dabei an Vermögen und Corpulenz zugenommen. Er lag bei seiner Frau noch in Ruhe und tiefem Schlafe, als schon der Vorreiter an sein Fenster anklopfte und ihm die Ankunft des Fürsten verkündete. Der Müller glaubte, dieser wollte einen Spott mit ihm treiben und sagte in seiner natürlichen Grobheit: „Ei was! der Emmerich Joseph wird heute seinen Wahlrausch so gut verschlafen wollen wie ich, ihr Stallümmel mögt mich — —" Bei diesen Worten war der Kurfürst schon an seinem Fenster angefahren und sagte, die letzten Worte hörend, mit Lachen: „Gebhard! du warst und bleibst doch ein grober Kerl. Ist dirs unge-

gelegen, wenn dich dein alter Schulkamerad und neuer Herr besucht?“ Auf dieses Wort zog der Müller erschrocken seine Hosen, die Frau Müllerin ihren Nachtrock an. In diesem komischen Aufzuge mußten sie vor dem Kurfürsten erscheinen und ihm ein ländliches Frühstück bereiten, wonach er mit vieler Heiterkeit und unter dem Wohlwollen Aller wieder zurück nach seinem Schlosse fuhr. Ich könnte mehrere dergleichen Züge aus seinem Leben anführen, wie er nämlich bei Bauern und Förstern zu Mittag aß und ihr Gevattermann würde, wie er den Mädchen von Framersbach in ihrer altdeutschen Tracht ein Fest gab, wie er einen seiner Hofleute, welcher in dem Vorzimmer seine Kleidung anzog und ihn nachahmte, wenn er zornig war, diese Spottscene mit Lachen wiederholen ließ; allein so populär und herzlich er bei seinen Unterthanen war, so fürstlich zeigte er sich bei der bald erfolgten Wahl und Krönung Kaiser Josephs II zum römischen Könige in Frankfurt. Obwohl er gemeinlich ein sehr einfaches Kleid trug und seine Tafel meistens nur mit Landesprodukten gewürzt war, so erschien er dort in einem fast königlichen Hofstaate, und behauptete mit Kraft und Anstand das hohe Amt eines Dechants im Wahlkollegium, des ersten Kurfürsten im Reiche und des Reichs-Erzkanzlers. Nicht minder kräftig zeigte er sich in Streitigkeiten mit seinen Nachbarn und Mitständen. Seinem geheimen Rathe und Referendar von Deel warf er eine Antwort auf die Anmuthungen eines benachbarten großen Fürsten vor die Füße und dictirte ihm mündlich die Veränderungen der Stellen in dem Aufsatze, welche er nicht derb genug ausgedrückt glaubte.

Die zwei schönsten Denkmale der Regierung des Kurfürsten Emmerich Josephs sind die Unterstützung, welche er seinen Unterthanen während dem Misjahre 1767 darbot, und die nach Aufhebung des Jesuitenordens vorgenommene Verbesserung der Landesschulen. Durch den gänzlichen Mangel an Regen waren nämlich in obengedachtem Jahre die Feldfrüchte nicht nur sehr mager ausgefallen, sondern die Hitze hatte alle Gewässer und selbst den großen Rhein so ausgetrocknet, daß nicht einmal Wasser genug zum Mahlen des vorhandenen Korns übrig war. Von der Noth seiner Bürger tief gerührt, eröffnete der gute Fürst seine Frucht- und Mehl-Vorräthe, und ließ auf seine Kosten Roth- und Hülfsmühlen anlegen, Mehl und Hülsenfrüchte in andern Ländern aufkaufen und einen großen Mehlbehälter errichten, woraus auch der ärmste Mann um den gewöhnlichen Preis sein tägliches Brod

erhalten konnte. Zu gleicher Zeit wurde mit dem im Julius eintreffenden sogenannten ewigen Gebet noch ein allgemeines angeordnet,*) um Gott um eine baldige Erquickung durch Regen zu bitten. Drei Wochen lang stiegen schon die Gebete des harrenden Volks zum Himmel, ohne daß man ein Wölkchen als Zeichen eines baldigen Regens erblickte. Am Ende aber, als wollte Gott die menschenfreundliche Sorge des Fürsten segnen, und grade als der Schluß-Gottesdienst wegen der Menge des Volkes auf dem Markt gehalten werden mußte, zog sich ein schweres Gewitter herbei. Die letzte Betstunde sollte grade endigen, als man die ersten erquickenden Regentropfen fühlte, und so wurde das te Deum Laudamus unter dem zugleich einfallenden Donner des Himmels und der Kanonen abgesungen. Ich selbst war als Student bei diesem Feste gegenwärtig. So sehr auch der schon bei dem Rückzuge nach der Kirche eintretende Regen alle Leute, welche sich nicht unterstellen konnten, durchnäßte, so sangen sie doch in diesem Wassergusse ihr Lied fort und hielten dieses sonderbare Ereigniß für eine offenbare Schickung Gottes.

Der gute Fürst ärntete auch, als er von seinem Lustschlosse zu Aschaffenburg nach Mainz zurückgekehrt war, dafür den aufrichtigsten Dank seiner Bürgerschaft ein. Von der Rheinbrücke an bis zu seinem Lustgarten, die Favorite genannt, war eine doppelte Reihe von Studenten und Bürgern mit Fahnen und Gewehr aufgestellt, welche ihm unter Trommeln und Musik ein aufrichtiges „Er lebe hoch!" entgegen brachten. Die Tropfen des eingefallenen Regens und der Freudenthränen rollten wie bei dem Gebete, sowohl dem Fürsten als dem Volke von dem Gesichte, und als die Hofleute den offenen Wagen bedecken wollten, sagte der gerührte Emmerich Joseph: „Laßt offen! laßt offen! daß ich meinen Kindern die Hand reichen kann."

So fuhr der gute Fürst zu seinem Lustgarten; aber diese Auftritte waren nur vorübergehend; ein dauernderes Denkmal stiftete er sich, nach Aufhebung des Jesuitenordens, durch die Verbesserung der Schulen. Die klügern Väter der Gesellschaft Jesu hatten zwar schon lange eingesehen, daß sie mit der blos griechischen und lateinischen Literatur neben den immer mehr vorschreitenden Protestanten nicht bestehen würden; sie hatten daher gegen die Mitte des vo-

*) Dieses sogenannte ewige Gebet wurde von Kurfürst Lothar Franz im Jahre 1718 angestellt, und ging Tag und Nacht abwechselnd in allen Kirchen der mainzer Diöcöse herum.

rigen Jahrhunderts ihre Zöglinge mit den schicklichen Musterwerken der italienischen, französischen und deutschen Schriftsteller bekannt gemacht, ja sie selbst in einem reinen Style ihrer Muttersprache geübt. Viele Jesuiten, wie Denis, Wurz, Seiler u. a. m. haben deutsche Schriften in gebundener und ungebundener Rede an das Licht gestellt. Von dieser Zeit an war es üblich, daß die Studenten nebst ihren lateinischen Aufsätzen und Versen auch deutsche verfertigen mußten. Ihre bei Austheilung der Prämien aufgeführten Schau- oder Lustspiele wurden in der deutschen Sprache vorgetragen, und die Schönheiten der Werke Gellerts, Hagedorns und Klopstocks in den Vorlesungen angerühmt. *)

Indessen kamen alle diese Bestrebungen der Jesuiten, ihren Schulen einen neuen Glanz zu geben, zu spät. Papst Clemens XIV hatte nun einmal das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen, und der Kurfürst Emmerich Joseph, welcher zwar ein frommer, aber kein gelehrter Bischof war, überließ sowohl die Aufhebung der Jesuiten, als die Leitung des durch sie ledig gewordenen Schulwesens seinem Kanzler von Benzel, einem kenntnißreichen, in Staatsgeschäften geübten Zögling des Ministers von Stadion.

Wir Studenten waren noch mit unsern Aufsätzen für die am Ende des Schuljahrs zu verdienenden Prämien und den Rollen für das dabei zu gebende Schauspiel beschäftigt, als am Ende des Septembers, sobald die Nacht eintrat, die ganze Garnison von Mainz ausrückte, die vornehmsten Plätze der Stadt besetzte und Patrouillen durch die Gassen auf und abziehen ließ. Das Volk erstaunte ob diesen Auftritten, versammelte sich hier und da, aber die größern Haufen, besonders um das Jesuiten-Collegium, wurden zerstreut. Bald hierauf erschien ein Hofwagen nach dem andern mit zwei oder vier Pferden bespannt, worin die kurfürstlichen Commissarien saßen, und in aller Stille die aufgehobenen Jesuiten nach den benachbarten Klöstern brachten. Das Volk sah dies mit einem Gemisch von Trau-

---

*) Während dieser Anordnungen der Jesuiten, auch in ihren und den katholischen Schulen der deutschen Sprache mehr Spielraum zu geben, hatte der Jesuit Denis den Ossian, diesen Urheldendichter, in deutschen Hexametern übersetzt. Diesem glänzenden Beispiele folgend, dichtete unser Professor, der Pater Wagner, für das Herbstspiel, wobei die Prämien ausgetheilt wurden, ein deutsches Trauerspiel, dessen Held der erste Bischof von Mainz, Crescenz war. Das Ganze stellte einen Kampf der römischen und deutschen Mythologie mit ihren Helden und Heldengesängen vor, worin endlich, obwohl Crescenz zum Tode verdammt wird, die christliche Religion obsiegt.

rigkeit und Widerwillen an; was ihm aber dabei am meisten auf- fiel, war das Zusammentreffen des alten Rector von Benzel, eines 70jährigen Greises, mit dem Cruzifixe auf der Brust, und seines Neffen, des Kanzlers von Benzel, mit kurfürstlicher Vollmacht in einem Wagen.

Indessen hatte die Aufhebung der Jesuiten nicht nur in Mainz, sondern auch in den andern rheinischen Städten weniger Unruhe verursacht, als man glaubte; denn die Bulle des Papstes und die Genehmigung so vieler Bischöfe und Erzbischöfe beschwichtigte den Grimm des gläubigen Volkes. Nachdem nun einmal die Jesuiten, ohne irgend eine geistliche oder weltliche Unterstützung zu haben, getrennt waren, konnte der Kanzler von Benzel das Werk der zu verbessernden Schulen ohne mächtige Hindernisse vornehmen.

Um dem Ganzen einen festen Grund zu geben, errichtete der Kurfürst vor allem eine Normalschule oder ein Schullehrer-Seminarium, und trug darüber die Direktion einem Herrn Steigendesch auf, welcher in der Pädagogie viele Kenntnisse hatte, aber ein erklärter Feind der Jesuiten war. In dieser Anstalt sollten erst diejenigen selbst gebildet werden, welche künftig den Kindern in den Stadt- und Landschulen Unterricht ertheilen wollten. Sie mußten, ehe sie zu einer Lehrstelle befördert werden konnten, ein scharfes Examen über die Kenntnisse aushalten, welche sie sich in dem Katechisiren, im Schön- und Rechtschreiben, in der Arithmetik und Mathematik, im Schreibstyle und der Pädagogik erworben hatten. Die auf dem Lande Anzustellenden mußten auch wegen dem Kirchendienste Proben vom Orgelspielen und Gesang ablegen.

Nach dieser Grundlage in den untern Schulen wurde aus den von den Jesuiten hinterlassenen Gütern und Einkünften ein eigner Fond zur Verbesserung des Gymnasiums gebildet, und diejenigen als Lehrer angestellt, welche man entweder von den aufgehobenen Jesuiten, oder den Kandidaten der Normalschule, oder von sonst durch Kenntnisse ausgezeichneten Männern zu diesem höhern Unterrichte für die Tauglichsten hielt.

Bei der Universität wurden durch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens die philosophischen und theologischen Facultäten erledigt. Zu beiden stellte man Lehrer an, welche sich entweder auf mehreren Universitäten gebildet, oder sonst gründliche Kenntnisse erworben hatten.

Obwohl nun diese neuen Schulanstalten einen raschen Fortgang hatten, und die Jugend mit vielen Kenntnissen bereichert wurde,

so wollten sie doch einem großen Theile des Volkes nicht gefallen. Es nannte sie die neue Lehre, und fürchtete für seinen alten Glauben. Der Kurfürst ließ sich zwar in seinen Entschlüssen dadurch nicht stören, wurde aber doch darüber zuweilen bedenklich. Um diesen Kontrast meinen Lesern noch deutlicher zu machen, halte ich es für schicklich, folgende Anekdoten von ihm anzuführen.

Als die erste Prüfung in dem Gymnasium vorgenommen werden sollte, beredete der Kanzler von Benzel den Fürsten, derselben beizuwohnen, um durch seine Gegenwart sowohl die Lehrer als Schüler zu ermuntern und sich selbst von dem Fortgange der Bildung zu überzeugen. Man muß sich diesen Kurfürsten Emmerich Joseph nichts weniger, als einen gelehrten oder wissenschaftlichen Mann denken; als er daher in den Hörsaal trat und mit einem allgemei Vivat oder er lebe hoch! begrüßt wurde, zog er den Hut ab und sagte: „Nun ihr Buben! seid ihr bald Doctors?" Da nun während der Prüfung die Schüler die Fragen sehr schnell und mit vieler Fertigkeit beantworteten, drehte er sich zu dem Minister und sagte: „Bravo Benzel! das geht, wie droben auf der Eisgrub (dem Exerzierplatz) das Bataillonsfeuer." Bei der Rückfahrt nach dem Schlosse fragte er den alten Oberst-Kämmerer Grafen von Elz: „Nun wie gefällt Ihnen das Ding? Nicht wahr, das geht voran?" Dieser antwortete etwas bedenklich: „Ja wohl gnädigster Herr, aber —" Da fiel der Kurfürst ungehalten ein: „Aber! Aber! was denn für Aber?" Hierauf der Minister: „Ich denke halt so: Moderata durant, lederne Hosen dauern lang." Bald nach dieser Prüfung fragte er einen seiner Kammerdiener: „Gelt, Er hat auch einen Buben in der Schule?" und als dieser es bejahte, fragte der Fürst weiter: „Nicht wahr, die Buben lernen jetzt mehr, wie zu unsern Zeiten?" Hierauf der Kammerdiener: „Ja wohl, gnädigster Herr, aber —" Bei diesem Worte sprach der Fürst im Zorne: „Nun schon wieder ein Aber! Aber was habt ihr denn?" und als der Diener schüchtern zurückbebte, fuhr der Fürst fort: „Sag er mir grad heraus, was er auf dem Herzen hat. Ich will's! heraus mit der Farb!" „Gnädigster Herr, antwortete der Diener, es schickt sich nicht für mich zu räsonniren, aber mein Sohn bringt seit einiger Zeit Bücher nach Haus, die mir nicht gefallen; und wenn ich sie ihm wegnehmen will, sagt er, der Herr Professor habe sie in der Schule angerathen, weil man darin eine gute Schreibart lernen könne. Es sind aber unzüchtige Stellen darin." „Wie? Was? fiel der Fürst heftig und zornig ein, soll

Mainz unter Kurfürst Emmerich Joseph Sodoma und Gomorha werden? Gehe er gleich nach Haus und hol er mir eins von diesen Büchern. Ich will die Sache selbst untersuchen."*) Es ist nicht bekannt geworden, was das für Bücher waren, denn die Sache wurde gütlich beigelegt; aber bald ereignete sich ein anderer Vorfall, der eben sowohl als die vorigen, den Charakter sowohl des Volkes als des Fürsten bezeichnet. Nachdem man nämlich die Jesuiten gestürzt hatte, setzte Emmerich Joseph eine Commission aus zwei geistlichen Räthen (Schumann und Schultheis) ein, welche eine allgemeine Visitation der Klöster vornehmen mußte. Bald hierauf erschien eine strenge Verordnung über das Mönchswesen, welche sowohl dem Volke, als den alten Geistlichen nicht gefiel.**) Aber keiner der letztern hatte sich als einen heftigen Vertheidiger der Mönche herausgestellt, als der Domvicarius Feuerstein. Dieser ließ sich in seinem Garten eine Eremitage errichten, worin auf einer Seite die Höhle Manresa mit der Bildsäule des heiligen Ignatius, auf der andern die Einöde bei Grenoble mit der des heiligen Bruno vorgestellt wurde. Beiden Bildsäulen legte er ein Exemplar der Mönchsverordnung vor, worauf er an tüchtigen Stellen die Worte geschrieben hatte: Davon weiß der gnädigste Herr nichts.

Dieses Vergehen gegen eine erzbischöfliche Verordnung war zu keck und auffallend, als daß es nicht dem Fürsten hinterbracht worden wäre; auch hörte man schon überall in der Stadt davon reden, daß der Kurfürrst den Feuerstein zum geistlichen Zuchthause nach Marienborn verdammt habe; aber dieser Domvikarius war zu seinem Glücke ein ehemaliger Tischgeselle des Domdechants Emmerich Joseph, der seinen alten Chorbruder auch noch als Fürst gern bei sich sah. Diese Verhältnisse erwägend, dachte der jetzt selbst in Furcht gebrachte Feuerstein einer Gelegenheit nach, wie er sich wieder mit seinem Herrn versöhnen mögte. Der Dompropst hatte nämlich grade zu der Zeit ein kostbares Kunstwerk in den Domschatz geschenkt, und da Feuerstein zugleich Sakristan war, so ließ er dasselbe in den Lustgarten, die Favorite genannt, tragen, wo sich der Fürst damals aufhielt, und denselben bitten, ihm zur

*) Schon zuvor ließ Emmerich Joseph mehrere unsittliche Bucher öffentlich von dem Henker verbrennen.

**) Weil beide geistliche Rathe als Feinde der Mönche bekannt waren, und bei ihrer Visitation kein Verbrechen fanden.

Vorzeigung dieses Kunstwerks eine Audienz zu gestatten. Der schlaue Geistliche wußte wohl, daß Emmerich Joseph, obwohl sonst sehr auffahrend und jähzornig, doch immer nach der Tafel die Güte seines Herzens vorherrschen ließ, und wurde demnach sogleich vorgelassen. Das Kunstwerk blieb nicht lange ein Gegenstand ihrer Unterhaltung. Der Fürst, sich des Frohsinns seiner ehemaligen Tischgesellschaft erinnernd, ließ sogleich guten Rheinwein bringen und setzte damit dem nun fröhlich gewordenen Feuerstein mit Zutrinken so arg zu, daß dieser endlich selbst bekannte: er könne auf die Art schwerlich ohne zu wanken nach Hause kommen. Da fiel Emmerich Joseph lachend ein: Nun denn, so trink er noch einmal auf unsre Gesundheit; dann laß ich ihn in einem Hofwagen nach Hause fahren.

Dies geschah auch; als nun am andern Tage seine Chorbrüder ihn neckend mit Marienborn drohten, sprach er gleichsam triumphirend: Was Marienborn! Meine Verläumder und Anbringer werden nie die Gnade haben, mit dem Kurfürsten eine Maas Wein zu leeren, wie ich. So endete auch dieser Verdruß, und der Unterricht ging fort; da man aber erst die Fortschritte der Jugend in den untern Schulen abwarten und noch einen gehörigen Fond ausmitteln wollte, so blieb die weitere Verbesserung der hohen Schule noch ausgesetzt; denn grade bei dem Emporstreben des ganzen Gebäudes starb der Kurfürst Emmerich Joseph 1774 eines jähen Todes.

Dieser unerwartete Vorfall erregte Gährungen unter beiden Parteien, sowohl in dem Kapitel als dem Volke. Die alte Partei, von den Jesuiten und Jesuitenfreunden bisher heimlich im Feuer gehalten, frohlockten über den Sterbefall eines Fürsten, welchen sie als den Schützer der Freigeisterei und Beförderer der irreligiösen Gesinnungen ansahen, und die neue oder jetzt sogenannte emmerizianische Partei beschuldigte, da fast grade zu der Zeit auch der Papst Clemens XIV schnell hinweg gestorben war, die Jesuiten der heimlichen Vergiftung beider ihnen so gefährlichen Kirchenprälaten. Es vergingen nach dem Tode Emmerich Josephs kaum einige Wochen, als man schon in der ganzen Stadt wußte, daß der bisherige Domcustos Friedrich Karl von Erthal von der jetzt in dem Domkapitel mächtig gewordenen alten Partei unter der Vermittlung des kaiserlichen Hofes, an dem er bisher als Gesandter beglaubigt war, zum Nachfolger Emmerich Josephs gewählt werden würde.

Dies geschah auch am 18. Juli 1774 wirklich; und man konnte bei dem Einzuge des neuen Fürsten, an der allgemeinen Beleuchtung der Stadt und dem Freudenrufe des Volks deutlich sehen, daß die alte Partei noch an Einflusse die mächtigere war. Der kluge Fürst mußte auch zu Anfang seiner Regierung dieser Stimmung nachgeben, um sich nicht den Vorwürfen derer, die ihn gewählt hatten, und dem Hasse eines großen Theils der Bürgerschaft auszusetzen. Man konnte ihn zwar nicht bereden, die von seinem Vorfahrer angelegten Schulanstalten aufzuheben oder sie wieder in die Hände der Jesuiten zu geben, allein er entfernte doch Emmerichs beide Minister, von Großschlag und von Benzel, aus seinem Kabinete, den Steigendesch und die freidenkenden Lehrer von ihren Stellen, und beschäftigte einstweilen das Volk durch schöne Anlagen um Mainz und Aschaffenburg.

Während der Zeit, als diese Veränderungen in Mainz vorgingen, starb im Jahre 1768 der Kurfürst von Trier, Johann Philipp, ein Graf von Walderdorf, welcher zu gleicher Zeit Fürstbischof zu Worms war, und das Domkapitel wählte einen Prinzen aus dem kursächsischen Hause, Clemens Wenzeslaus, zu dessen Nachfolger. Dieser Herr war eben so gut- als großmüthig, und obwohl er an dem sächsischen Hofe seine Bildung von den Jesuiten erhalten hatte, suchte er doch nach der Aufhebung des Ordens die hohen und niedern Schulen seines Landes zu verbessern, und sowohl im Justiz- als Polizeifache Anstalten zu treffen, welche dem Kurstaate zum großen Nutzen dienten. Unter seiner Regierung zeichneten sich zu der Zeit besonders vier Männer aus, welche ihn in seinen Entschlüssen leiteten, nämlich der Minister und Domdechant von Speier, von Hohenfeld, der Kanzler von Laroche, der Weihbischof von Hontheim und der Hofrath, nachherige Kanzler, von Hügel. Alle vier haben durch ihren Einfluß zur Verbesserung der trierischen Länder sowohl im Geistlichen als Weltlichen gewirkt, aber keiner unter ihnen hat das alte hierarchische Gebäude des römischen Hofes am Rheine mehr erschüttert, als Hontheim. Zuvor schon als grundgelehrter Canonist und Geschichtsforscher bekannt, schrieb er unter dem Namen Justinus Febronius ein Werk über die katholischen Grundsätze, in Hinsicht des Kirchenregiments, was sowohl unter den Katholiken als Protestanten großes Aufsehen erregte, und späterhin unter den vier deutschen Erzbischöfen von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg einen Congreß im Emser Bade hervorbrachte, welcher durch daraus gezogene

Punktationen das sogenannte ultramontanische System beschränken sollte. Doch ehe wir diese Verhandlungen umständlicher anführen, müssen wir zuvor die Veränderungen bemerken, welche die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Cöln und Münster und die Reformen des Kaisers Joseph II. am Rhein und in Deutschland hervorgebracht haben.

Nach dem siebenjährigen Kriege hatte Friedrich II, König von Preußen, theils durch seine Siege, theils durch seine westphälischen und clevischen Länder ein vorzügliches Gewicht am Niederrhein erhalten. Es war daher dem österreichischen Hofe daran gelegen, wie an den Kurfürsten von Mainz und Trier, so auch an dem von Cöln einen treuen Anhänger zu erhalten, weil dieser zugleich Fürstbischof von Münster und ein Greis war. Die Kaiserin Maria Theresia ertheilte daher ihrem Gesandten, dem Grafen von Metternich, den Auftrag, zuerst den Kurfürsten Maximilian Friedrich und sonach auch die Domherren von Cöln und Münster zu einer Coadjutorwahl für ihren Sohn Maximilian zu stimmen, welcher schon Deutschmeister war. Diesem Plane des östreichischen Hofes schien sich kein wichtigerer Mann entgegen setzen zu können, als der münsterische Domherr und Minister von Fürstenberg.

Er war ein Mann voll Geist und Thätigkeit. Er hatte während seiner Staatsverwaltung, nach Art des Kurfürsten von Mainz, Emmerich Josephs, die Land- und Stadtschulen von oben bis unten verbessert, die gelehrtesten und geschicktesten Leute dabei angestellt, selbst ein denkender Kopf, war er in Verbindung mit den vorzüglichsten Köpfen Deutschlands getreten. Der Kriegsstand und die Landeskultur erhielten unter ihn ein neues Leben, die Finanzen wurden mit Ordnung und Sparsamkeit verwaltet, und der Ueberschuß davon entweder zur Unterstützung des Landbaues und des Handels, oder zur Erbauung des neuen Schlosses verwendet. Um den Handel des Münsterlandes mit dem nahen Holland zu begünstigen, ließ er sogar einen Kanal graben, welcher von Münster aus sich bis nach Zwoll erstreckte. So prachtliebend er in öffentlichen Anstalten und Gebäuden war, so einfach erschien er in Kleidung und Manieren. Umgeben von ausgezeichneten Gelehrten, einem Hofmann, Hemsterhuis, Jacobi, Sprickmann, Zumtlein, Schwik rc. und geistreichen Frauen, der Fürstin von Gallizien und der Frau von Galen, zeigte er in seiner Unterhaltung eine eben so gründliche Kenntniß in den abstrakten Wissenschaften, als in den schönen Künsten. Durch seine kluge Verwaltung hatte er sich einen

wichtigen Anhang sowohl im Domkapitel als im Münsterlande erworben. Einem so verdienstvollen Manne konnte nur ein mächtig unterstützter Erzherzog das bisher schon von ihm regierte Fürstbisthum von Münster streitig machen.*)

Indessen war es ein großes Hinderniß zu Fürstenbergs künftiger Beförderung, wenigstens auf die Bischofsstühle in Westphalen, daß er, selbst ein größer Staatsmann, auch andere ehrend, zuviel Friedrich II und dem preußischen Hofe zugethan schien. Auf diese Lage der Dinge bauend, war es dem östreichischen Gesandten Grafen von Metternich bereits gelungen, den Kurfürst und das Domkapitel von Cöln für den Erzherzog Maximilian zu gewinnen. Um nun ein gleiches in Münster bewirken zu können, wurde der Herr von Fürstenberg unter dem Vorwande dringender Staatsgeschäfte nach Bonn berufen, während dem der kaiserliche Gesandte und andere dem Hause Oestreich ergebene Domherren ihre noch unbestimmten Chorbrüder zu einer gleichen Wahl beredeten. Der getäuschte Minister mogte sich nun auf die gekränkte Wahlfreiheit und seine Verdienste berufen, die Domherren, Gelehrten und Weiber seiner Partei entgegenwirken lassen, ja durch den preußischen Gesandten von Dohm sogar mit der Unterstützung des großen Friedrichs drohen; Max wurde gewählt, und ich sah unter den Festen, Illuminationen und dem Freudengeschrei des Volkes den ehrwürdigen Fürstenberg eben so unerschüttert einhergehen, wie er zuvor den Staat verwaltete. Die Hoffnung, am Rhein und in Westphalen als Fürst zu wirken, verschwand zwar, allein seine Anstalten für Erziehung und Landesverbesserung währten fort.

Diese für ihren geliebten Sohn Max glücklich ausgefallene Coadjutoriewahl war die letzte mütterliche Freude der frommen ehrwürdigen Kaiserin Maria Theresia. Bald darauf starb sie am 29. November 1780, und nun waren aller Augen und Wünsche auf ihren thätigen Sohn und Nachfolger Joseph II gerichtet.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß auch ich meine ganze Hoffnung auf diesen eben so mächtigen als beliebten Fürsten setzte. Die Anhänglichkeit an das Haus Oestreich, welche mir schon von Jugend auf eingeflößt wurde, und das Andenken an seine vortreffliche Mutter, hatten mir diesen Prinzen eben so ehr- als liebenswürdig gemacht. Beider Bilder sahe ich schon als Kind in unsern Stuben

---

*) Auch auf diesen Domherrn zählte ich bei Errichtung meines Bundes der geistlichen Staaten.

aufgehängt. Ich hörte von Theresiens Standhaftigkeit, von ihrem Heldenmuthe, von Josephs Thätigkeit. Ihre Bilder sprachen zu meinem Geiste und Herzen. Besonders hatte mich der Zug aus der Kaiserin Leben ergriffen, als sie von ganz Europa angefeindet, ihren Erstgebornen in den Armen, die braven Ungarn zur Vertheidigung seiner Rechte und Länder aufrief. Begeistert von allen diesen schönen Aussichten entwarf ich die Skizze zu dem Werke, welches nach der Hand unter dem Titel: **Ueber die europäische Republik**, später und verbessert unter dem: **Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes** herauskam. Zu dem Titelkupfer, welches mir der Maler Caspar Schneider in Mainz radirt hatte, wählte ich den obengemeldeten Auftritt mit den Ungarn. Ich wollte es dem Kaiser dediciren, und das Manuscript davon ihm selbst überreichen, als er zu der Zeit durch Mainz nach den Niederlanden zog. Die Schnelligkeit seiner Reise und der Zulauf des Volkes verhinderten mir den Zutritt; und ich bemerkte bald bei kälterem Nachdenken, daß mein guter Wille, wenn ich ihm auch meine Schrift überreicht hätte, wahrscheinlich doch ohne Frucht geblieben wäre.

Als Kronprinz gebildet nach den Wünschen seiner besorgten Mutter, aber als junger Regent verbildet durch die Schriften der Afterphilosophen, der Statistiker, Staatsründler und Staatszusammenschmelzer würde ihm eine Schrift nicht behagt haben, worin positive Religion hochgeehrt, Selbstständigkeit der Nationen und Reiche geachtet, ständische, folglich ächte repräsentative Verfassung angepriesen, und alle die oberflächliche Gesetzgeberei, statistische Organisirung, Theilung oder Zusammenschmelzung der Völker getadelt war, welche das Unglück unserer Zeiten hervorgebracht haben. Ich glaubte, daß der so viel versprechende Joseph II die Nationen, denen er die Erhaltung seiner Erbländer zu verdanken hatte, ehren, die nöthige Bildung seiner verschiedenen Staaten mit Zuziehung ihrer Stände und Landsleute weislich herbeiführen, und als deutscher Kaiser seine Hausmacht zur Erhebung der deutschen Nation mit Kraft und Klugheit verwenden würde; statt dessen sahe ich ihn nach seiner Rückreise die ungarische Krone, wie einen alten verbrauchten Hausrath, in die Gerümpelkammer nach Wien schleppen; leichtfertige aus der Schule gekommene Statistiker als Reformatoren den Ungarn zuschicken, den Niederländern die Toleranz mit Gewalt aufdringen, Alles, was nicht in sein unüberdachtes System von Gleichheit und Ausrundung paßte, zusammenreißen, und das deutsche Reich als einen veralteten Krönungsmantel betrachten, womit er

sein neues Machwerk von östreichischer Monarchie ausbessern und ausflicken könnte. Da zog sich mein Herz und mein Verstand von diesem Fürsten weg. Statt ein origineller Kaiser in Rudolphs oder Josephs I Sinne zu sein, wurde er ein unglücklicher Nachahmer jenes Königs, der ihn sowohl im Kabinete als Felde an Klugheit und Consequenz übertraf, und eben dadurch sein gefährlichster Feind war.

Bald erlebte ich auch die übeln Folgen dieses verkehrten Systems, was Joseph in seiner Regierung befolgte. Seine ehrwürdige Mutter Maria Theresia hatte durch ihre Klugheit und Festigkeit die östreichischen Staaten gerettet, Joseph aber durch seine Nachahmungs- und Aufklärungssucht an den Rand des Verderbens gebracht. Die verstorbene Kaiserin war von ihren Unterthanen geliebt und geschätzt, von den deutschen Fürsten geehrt. Unter Joseph empörten sich die Ungarn, die Böhmen, die Niederländer und die deutschen Fürsten. Die schwachen Holländer schossen bei dem Scheldestreit auf seine Schiffe, und derjenige König, den er als einen Freigeist nachahmen wollte, wurde nun ein Beschützer des gedemüthigten Papstes der Hierarchie und der alten deutschen Reichsverfassung. Wir müssen diese jetzt sich widersprechenden Regierungsmaximen beider Regenten uns aus dem Geiste der Zeit erklären.

Unter den im achtzehnten Jahrhundert berühmt gewordenen Schriftstellern hatten keine einen stärkern Einfluß auf den Geist dieser Zeit, als Voltaire und Rousseau. Es gaben zwar schon vor ihnen große Philosophen und politische Schriftsteller, ein Kartes, Hobbes, Spinoza, Leibnitz, Locke rc., allein das Abstrakte und Transcendentale in ihren Schriften erhielt sich nur in dem Kreise von Gelehrten oder Sachverständigen; dagegen verband Voltaire mit einer leichten Universalität seines Genies einen beißenden Spott, und Rousseau mit seinen paradoxen Lehren zugleich eine paradoxe Lebensart, und dadurch erhielten ihre Schriften Eingang bei Fürsten und Volk, Männern und Weibern, Höflingen und jungen Leuten. So gelang es ihnen, das gegen das alte religiös-politische System der Christenheit im achtzehnten Jahrhundert hinauszuführen, was man im sechszehnten nur halb angefangen hatte. Man untergrub zwar schon damals die Stützen der kirchlichen und bürgerlichen Autorität, allein man erkannte doch immer noch die Bibel als ein positiv-geoffenbartes Wort Gottes an, und ließ bei politischen Umwälzungen immer noch die alten Parlamente, die alten Reichs- und Landstände stehen. Voltaire aber verwarf mit unverschämtem Hohn die Wahrheit aller positiven Religionen, und Rousseau die Legitimität

aller Fürstenthümer und Staatsverfassungen, welche nicht aus dem Willen des souveränen Volkes hervorgegangen und auf Grundsätze der Freiheit und Gleichheit gegründet seien.

Nach so offenbar und unverholen von beiden geäußerten und verbreiteten Grundsätzen hätte man denken sollen, daß nicht nur die Staats- und Kirchenbeamten, sondern selbst viele Haus- und Familienväter sich gegen dieselbe erklärt und ihrer Verbreitung durch Lehre und Macht widersetzt haben würden; allein es geschahe davon grade das Gegentheil. Ihre Schriften prangten nicht nur in den öffentlichen, sondern auch in allen Hausbibliotheken, und die größten Monarchen der Christenheit wurden ihre Verehrer, Bewunderer, Beschützer und Freunde.

So hohen Ruhm nun beide Schriftsteller erworben, so consequent beide auch gedacht zu haben schienen, in so auffallende Widersprüche verfielen beide in ihren Schriften und Grundsätzen; so wenig sahen beide die traurigen Folgen vorher, welche sie nothwendig hervorbringen mußten. Obwohl Voltaire in den Jesuiten-Schulen gebildet und sein poetisches Genie von daher den Stoff seiner schönsten Gedichte erhalten hatte,*) so machte er doch in andern Gedichten alle das Göttliche, Hohe und Edle wieder lächerlich, was er in jenen so erhaben und ehrwürdig dargestellt hatte. Obwohl er in seiner Weltgeschichte gleichsam wider seinen Willen die Größe des alten Kirchen- und Staatssystems anerkennen und bewundern muß,**) und die Angriffe und Empörungen dagegen mit Abscheu und mit Hohn misbilligt,***) so sucht sein irreligiöser Sinn doch durch das ganze Werk hindurch die christliche Religion zu untergraben, und die Weltbegebenheit nur als ein Product des Betrugs, der List, der Gewalt und des Eigennutzes darzustellen. ****)

Rousseau verfiel in noch größere Widersprüche als Voltaire. In seinen ersten Schriften über die Ungleichheit der Menschen und

---

*) Den Stoff seiner aus der griechischen und römischen Geschichte entnommenen Tragödien hat er dem Pater Porree und Brumoi zu danken, den Stoff seiner Zaire, Alzire, Tancred rc. dem Mittelalter.

**) Siehe zum Beispiel das, was er über Ludwig den Heiligen sagt, besonders aber das hundertste Kapitel, wo er den Zustand der Christenheit am Ende des Mittelalters schildert.

***) Siehe das hundert und sechste und fast alle folgenden Kapitel, wo er diese Empörungen beschreibt.

****) Seine ganze Weltgeschichte scheint ein Commentar über die Erbsünde zu sein.

den Einfluß der Wissenschaften will er das menschliche Geschlecht zum Zustande der Wildheit und Barbarei zurückführen, und in seinen spätern ihr eine so erhabene bürgerliche und religiöse Bildung geben, welche es als ein Mittelding von Vernunft und Sinnlichkeit nie erreichen wird. In seinem Contrat social erkennt er nur die unmittelbare Einstimmung aller Bürger als die Sanction eines Gesetzes an, und in seiner Schrift über die polische Verfassung kömmt er auf die alte ständische Verfassung zurück. Seinen Emil will er zu einem nur nach Natur und Vernunft gebildeten Menschen erziehen, vergißt aber darüber, daß er für einen jeden solcher Zöglinge, um ihn vor allen seiner Erziehung nachtheiligen Eindrücken zu bewahren, wie Robinson eine eigne unbewohnte Insel auffinden müßte. Ja nachdem er durch diesen gedichteten Emil vielen Eltern und Hauslehrern den Kopf verrückt hat, giebt er sein eignes wirkliches Kind in ein Findelhaus. In seiner neuen Heloise will er den jungen Leuten Liebe zum Ehestand und eheliche Pflicht einflößen, und erweckt gleich in den ersten Briefen seines Romans in ihren Herzen einen so unmerklichen Hang zu Wollust und Ehebruch, dem später der alte kalte Atheist Wolmar unmöglich das Gleichgewicht halten kann. In seinen Confessionen glaubt er ein anderer Augustinus zu zu sein, allein dieser hat sich nie eines hämischen Diebstahls beschuldigt und die Mitschuldigen seiner Sünden nie dem öffentlichen Hohne preiß gegeben.

Bei allen diesen auffallenden Widersprüchen und Sophistereien wurden beide Schriftsteller zu der Zeit als Apostel der Vernunft angesehen, und, was für die Geschichte der rheinischen Staaten besonders merkwürdig ist, von den zwei mächtigsten Regenten Deutschlands gleichsam als ihre Lehrer verehrt. Friedrich II König in Preußen, zog Voltairen wie einen Freund an seinen Hof, und der Kaiser Joseph II besuchte den Rousseau in seinem Dachstübchen. Wir wollen nun die Wirkungen dieses bis zu dem Throne erhabenen Philosophismus der Reihe nach anführen.

Seit der durch die kühnen Unternehmungen Karls XII herbeigeführte Schwäche von Schweden, ist Preußen als das Haupt der Protestanten in Deutschland, und seit dem frühern Umgang und Briefwechsel Friedrichs II mit den französischen Philosophen und Sophisten als der Richtpunkt aller aufgeklärten Köpfe in Europa angesehen worden. Diese Stellung änderte sich, als Joseph II, bisher durch seine fromme Mutter zurückgehalten, nun nach ihrem Tode sich als einen öffentlichen Feind der Hierarchie und als einen Re-

formator der katholischen Staaten in Italien und Deutschland aufstellte Ermuntert durch die von dem Bischofe Hontheim in dem Febronius angegebenen Grundsätze, gesichert durch seine Verbindungen mit Frankreich und Rußland, und unterstützt von den italienischen und deutschen Erzbischöfen, verbreitete sich sein Reformationsgeist von Toscana und den Gränzen des Kirchenstaats durch die ganze östreichische Monarchie, den Rhein hinunter bis zu den katholischen Niederlanden, wovon er Regent war. Sein Bruder Leopold beförderte die febronianischen Grundsätze durch Ricci, den Bischof von Pistoja; Hieronimus von Firmian, der Erzbischof von Salzburg, hing von seinem Hause ab; Friedrich Karl, der Erzbischof von Mainz, wurde von dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen von Metternich und dem Weihbischofe Heimes geleitet, Clemens Wenzeslaus, der Erzbischof von Trier, hatte selbst den Verfasser des Febronius an seiner Seite und Maximilian, der Erzbischof von Cöln, war Josephs Bruder.

Die erste Veranlassung des Streites dieser vier deutschen Erzbischöfe mit dem päpstlichen Hofe, war die nach dem Tode im Jahre 1777 erfolgte Vereinigung des Kurfürstenthums von der Pfalz mit dem von Baiern. Der Kurfürst Karl Theodor, ein eifriger Katholik, begehrte demnach von dem Papste Pius VI einen Nuntius, welcher seine geistliche Jurisdiction über alle seine nun vereinigten Länder erstrecken sollte; davon aber lagen beträchtliche Distrikte in den Diöcesen der Erzbischöfe, und diese sahen eine solche Erweiterung der baierischen Nuntiatur als einen Eingriff in ihre geistlichen Rechte an. Sie brachen nicht nur alle versuchte Unterhandlungen mit dieser päpstlichen Stelle ab, sondern wollten auch den an die Rheinprovinzen abgeschickten Nuntius Pacca nur unter der Bedingung an ihren Höfen aufnehmen, wenn er mit Beistimmung des Papstes auf seine Jurisdiction in ihren Diöcesen gänzlich entsagen würde. *)

Der sonst so friedliebende Papst Pius VI konnte leicht denken, daß in diesen für die Hierarchie so kritischen Zeiten eine solche ungewöhnliche Collision der deutschen Erzbischöfe viele seiner Würde nachtheilige Auftritte hervorbringen konnte. Diese Gefälligkeit gegen einen weltlichen Fürsten zum Nachtheile der geistlichen, schien

*) Der Cardinal Pacca hat jetzt die Denkwürdigkeiten seiner am Rheine versuchten Bestrebungen herausgegeben, worin man die besonderen Thatsachen und Urkunden dieser Streitigkeiten, und seiner negativen, peinlichen Stellung umständlich findet.

also ganz gegen die gewöhnliche Klugheit des römischen Hofes zu laufen. Dagegen ging aber die Erbitterung der vier Erzbischöfe so weit, daß sie nicht nur diese rein geistliche und kirchliche Streitsache an weltliche Gerichte (den Reichshofrath und den Reichstag) zur Entscheidung übertrugen, sondern sie beriefen auch im Jahre 1786 ihre geistlichen Räthe nach dem Bade Ems bei Coblenz zu einem Congresse,*) dessen Beschlüsse nach den Grundsätzen des Febronius die Gewalt der Päpste nicht nur beschränken, sondern sogar bis auf die ersten Institutionen des Primats zurückführen sollten. Auf diese Weise haben sich die zwei kämpfenden Parteien, indem jede ihre Rechte behaupten und erweitern wollte, sich selbst um ihr altes Ansehen gebracht. Wir wollen daher hier nicht untersuchen, in wie weit diese deutschen und rheinischen Erzbischöfe nach den in der katholischen Hierarchie angenommenen Grundsätzen rechtlich gehandelt haben, aber da sie zu gleicher Zeit Kurfürsten und Fürsten waren, so gingen in diesem Zeitpunkte ihre Aeußerungen ganz gegen das Interesse ihrer Staaten. Sie hätten die Warnung, welche Aeneas Sylvius, nachmaliger Papst Pius II, schon bei dem Basler Concilium ihren Vorfahren gegeben hatte, beherzigen sollen:**) daß nämlich, wenn sie die dem Papste von der Kirche bisher zugestandene Gewalt beschränken wollten, die nämlichen Einschränkungen nothwendig auch sie betreffen würden.***) Denn es waren nach diesem berüchtigten Emser Congresse kaum zwanzig Jahre verflossen, als diese vier deutschen und rheinischen Erzbischöfe nicht nur ihre

---

*) Sie waren von Mainz der Weihbischof Heimes, von Trier der Official Beck, von Cöln der geistliche Rath Tautphaus, von Salzburg der geistliche Rath Bönike; man muß aber den hier angegebenen Official Beck nicht mit jenem verwechseln, der später am trierischen Hofe vorkommen wird. Während dem also die deutschen Erzbischöfe den päpstlichen Nuntius abgewiesen haben, gaben ihm der König von Preußen und die Reichsstadt Cöln nicht allein Schutz, sondern sie ließen ihn auch in ihrem Gebiete sein Amt frei und ungehindert fortverwalten. Ja die alte Stadt Cöln zeigte sich hier vorzüglich als der päpstlichen Gewalt zugethan, obwohl der Kurfürst ihr Erzbischof war.

**) Siehe oben erstes Buch, Seite 18.

***) Nach katholischen Grundsätzen war die erzbischöfliche Würde, nicht wie die päpstliche und bischöfliche, von Christus eingesetzt und folglich juris divini, sondern von der Kirche angeordnet, folglich juris ecclesiastici; daher sagte der Fürst-Bischof von Speier, Philipp Karl: Wenn ihr die dem Papste von der Kirche zugestandenen Vorrechte schmälern wollt, kann man auch eure schmälern, und wollte daher keine Appellation mehr von seinem Gerichte an das erzbischöfliche nach Mainz gestatten.

ansehnlichen reichen Fürstenthümer, sondern auch sogar ihre erzbischöflichen Sitze verloren hatten. *)

Um dieses gegen seine Gewalt anziehende Gewitter zu mäßigen, war zwar der Papst Pius VI schon im Jahre 1781 selbst nach Wien gegangen, und hoffte durch seine Demuth den Stolz des Kaisers Joseph zu brechen, allein er wurde sowohl von diesem als dem Minister von Kauniz nicht mit der Ehrfurcht empfangen, welche bisher das Haus Oestreich der päpstlichen Würde bezeigt hatte. Das fromme wiener Volk erhielt zwar knieend seinen Segen, allein der Kaiser ließ ihn ohne allen Erfolg wieder abziehen. Das es also dem Papste nicht gelungen war, das mächtige Haupt der febronianischen Reformen auf mäßigere Gesinnungen zu bringen, so versuchte er den Verfasser des Febronius selbst zu einem Widerrufe seiner Grundsätze zu bewegen. Zu diesem Zwecke schickte er einen gewissen Abbé Böck nach Coblenz zu dem Kurfürsten von Trier, welcher durch die vielen Empfehlungen, womit er versehen war, sich zuerst Zutritt, dann sogar das Vertrauen desselben zu erwerben wußte. Dieser stellte nun dem frommen Fürsten vor, wie gefährlich es für die ganze katholische Kirche und besonders für die geistlichen Staaten sei, solche Grundsätze in Gang zu bringen, welche nicht nur die päpstliche, sondern auch die erzbischöfliche Gewalt untergraben würden. Er legte ihm sogar die Copie eines Briefes vor, welchen Voltäre schon im Jahre 1743 an den Minister Amelot geschrieben und in welchem er das von Friedrich II entworfene Säcularisations-Project der geistlichen Staaten diesem bekannt gemacht hatte. **) Der Kurfürst, geschreckt durch diese Vorstellungen, entzog dem Weihbischofe nicht nur sein Vertrauen, sondern er wandte auch alle Ueberredungsmittel seiner Macht, seiner Gnade und seiner Bitte an, um ihn zu einem Widerrufe der in dem Febronius aufgestellten Grundsätze zu vermögen. Hontheim wich zwar anfänglich diesen Zumuthungen aus, da aber beide Prälaten schon alt waren, und der gute Kurfürst so herzlich, so zutraulich und fast

---

*) Was für ein Geist damals die erzbischöflichen Kabinete beherrschte, kann man daraus sehen, daß in den Conferenzen über diese wichtige Angelegenheit, zwar der Kurfürst und Erzbischof von Mainz den Vorsitz hatte, aber nur zwei Katholiken, der Weihbischof Heimes und der Staatsrath von Deel, aber drei Protestanten, nämlich die preußischen Gesandten von Stein und Dohm und der Staatsrath Johann von Müller rathende Beisitzer waren.

**) Siehe Voltäres Briefwechsel und Friedrichs II Briefe vom 29. Juli und 13. August 1775.

bittend in dieser Sache verfuhr, so ließ sich der Weihbischof, um allen Verdruß, welchen er schon erdulden mußte, ein Ende zu machen, bewegen, seinem Herrn und Erzbischofe einige Widerrufungspunkte zuzuschicken, welche nach einigen Veränderungen öffentlich erschienen. Ich habe den Briefwechsel zwischen beiden Kirchenprälaten über diese Sache drucken lassen, worin der Leser den ganzen Verlauf finden kann. *)

Nur einen Brief des Kurfürsten will ich hier einrücken, welcher wie die meisten dessen gutes und frommes Gemüth in dieser kritischen Sache so deutlich an Tag legt.

Carlich, den 17. Sept. 1778.

Nicht ohne sonderbaren Trost und inbrünstigster Herzensrührung werden der Herr Weihbischof aus beigebogener Abschrift, des von Ihro päpstlichen Heiligkeit an mich erlassenen Schreiben vernehmen, wie väterlich Höchstdieselbe gegen Sie gesinnet sind. Auch werden Sie daraus ersehen, daß Höchstdieselbe des Vorhabens sind, von Ihnen noch einige Erläuterungen zu begehren, ohne welche Ihr Glaubensbekenntniß noch in etwas mangelhaft oder zweideutig sein dürfte. Der Herr Weihbischof werden sich um so weniger ohne Zweifel weigern, Sr. päpstlichen Heiligkeit in diesem Betracht Genüge zu leisten, als selbe sich dazu in Ihrem Schreiben von freien Stücken auf das feierlichste anerboten und verpflichtet haben. Ich fahre fort, den gütigen Gott flehentlich zu bitten, daß er ihnen das nöthige Licht ertheilen möge, seinen heiligsten Willen in seinem ganzen Umfange zu erkennen, und die Stärke, denselben mit unverdrossener Standhaftigkeit zu erfüllen.

Ich erwarte einigermaßen mit Ungeduld die Zeit, die Abänderung Ihrer Gesinnungen bekannt zu machen, weil ich versichert bin, daß selbe Ihnen so viel wahren Ruhm bei Wohldenkenden zuwege bringen wird, als sie sich schon viele Verdienste bei Gott durch Ihre auferbauliche Entschließung erworben haben. Was mich angeht, wüßte ich nicht, durch was Sie mich mehr hätten einnehmen können. Den vergnügtesten Augenblick meines Lebens habe ich Ihnen zu verdanken, auch wird dieser immer frisch in meinem Andenken sein, und mich immer dahin bewegen, Ihnen je mehr und mehr Beweise zu geben, jener vollkommnen Hochschätzung und ganz besonderer Zuneigung, mit welcher ich verharre

D. h. W.

*) Frankfurt am Main, in der Andräischen Buchhandlung 1818.

Mit diesem Widerrufe endete Hontheim die berühmte Rolle, welche er zu der Zeit durch seinen Febronius in Kirchenhändeln gespielt hatte. Wäre dieses Buch während den Concilien von Constanz oder Basel erschienen, würde es zu den vorzüglichsten Schriften der heiligen Väter gezählt worden sein; da es aber zu einer Zeit herauskam, wo die Philosophen und protestantischen Theologen, wie Damm, Semler, Barth ꝛc. nicht nur das Papstthum, sondern das ganze Christenthum übern Haufen werfen wollten, so war es nur ein unkluger, undankbarer Hufschlag gegen den kranken Löwen. An allen diesen Verhandlungen schien der schlaue Friedrich II keinen Theil zu nehmen. Er hatte sogar den Kaiser Joseph mit großen Höflichkeitsbezeugungen zweimal besucht, um ihn, weil es sein Vortheil war, zur Theilung Polens zu bewegen, wodurch der bisher untadelhaften Regierung Maria Theresiens der erste Schandfleck angehängt wurde; da aber dieser ruhm- und eroberungsüchtige Kaiser, um seine Staaten zu ründen, jetzt auch Angriffe auf die deutsche Verfassung machte, wechselte Friedrich allmählig seine Rolle. Der Freund Voltäres und aller französischen Freigeister wurde nun am Ende seines ruhmvollen Lebens der Beschützer des Papstes, der Hierarchie und der Jesuiten; der Verächter des alten Reichstags und der zerstückelten Reichsarmee erschien als der eifrigste Vertheidiger der altgothischen deutschen Reichsverfassung. *)

Indessen ist es wahrscheinlich, daß der kluge Friedrich diese veränderte Stellung seiner Politik nicht allein wegen den raschen Eingriffen des Kaisers Joseph, sondern auch darum angenommen habe, weil er unter allen europäischen Regenten und Staatsleuten der einzige war, welcher schon damals die Folgen der jetzt überall verbreiteten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit voraussah. In seinen Jugendjahren hatte er zwar die französischen Philosophen an seinen Hof und zu seinem Umgange aufgenommen und selbst sich öffentlich als einen Ungläubigen bekannt; denn er wußte wohl, daß diese Schriftsteller die lautesten Trompeter seines Ruhms waren. So hatte er sich auch erlaubt, Eingriffe in die deutsche und polische Reichsverfassung zu thun; allein zu der Zeit wollte er Schlesien dem

*) Siehe die damals erschienenen Schriften von Herzberg, Dohm, Johann von Müller ꝛc. Der von den rheinischen Erzbischöfen abgewiesene Nuntius Pacca rühmt sogar in seinen Denkwürdigkeiten, daß er in den rhein-preußischen Ländern in seinen Verrichtungen keine Hindernisse gefunden, ja sogar von dem Nachfolger Friedrichs II, dem König Friedrich Wilhelm, sehr gnädig aufgenommen worden sei.

Hause Oestreich und den Nezedistrikt den Polen hinwegnehmen, um seinen Staaten Macht und Rundung zu verschaffen. Sobald er aber merkte, daß die Philosophen und Encíklopädisten nicht nur die Grundpfeiler der christlichen Religion, sondern auch der Monarchie zu erschüttern anfingen, und sowohl den religiösen als politischen Freiheitsgeist sich in allen Cabineten und Schulen verbreiteten, da er befurchten mußte, daß die beiden Kaiserhöfe von Oestreich und Rußland ihm selbst über den Kopf wachsen könnten; stellte er sich am Ende seines thatenreichen Lebens als den Beschützer der Hierarchie und aller mindermächtigen Staaten heraus. Doch wir wollen die Ereignisse selbst anführen, worin er dieses veränderte System zu erkennen gab.

Den 30. December 1777 starb der Kurfürst von Baiern, Maximilan Joseph, ohne männliche Nachkommenschaft. Nach den pfalzbaierischen Haus- und Familien-Verträgen sollte nun der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor zugleich als Regent der rhein-pfälzischen und baierischen Länder eintreten. Letztere lagen aber dem kriegslustigen Joseph zur Ründung seiner Monarchie zu bequem, als daß er seine Mutter, wie bei der Theilung von Polen, nicht durch den Fürsten Kauniz habe bereden lassen, ihre Ansprüche darauf geltend zu machen. Diese wurden in Staatsschriften auf alte Heirathsverträge baierischer Prinzessinnen und böhmische Lehnrechte gegründet. Der Kurfürst Karl Theodor würde sich auch schwerlich dagegen gesetzt haben, denn dieser Herr liebte den Frieden und die schönen Künste. Zu keiner wichtigen politischen Rolle aufgelegt, hatte er bisher Mannheim, Düsseldorf und andere rheinpfälzische Städte, sei es durch Gärten, oder Palläste oder Kunstsammlungen verschönert. Die ganze Rheinpfalz schien unter seiner Regierung ein großer Garten geworden zu sein, worin die Städte gleichsam nur als Gartenhäuser glänzten. So aber dachte nicht der Held von Roßbach und Leuthen. Er ließ die östreichischen Staatsschriften durch die goldene Bulle, den westphälischen Frieden und die pfalzbaierischen Familien-Verträge beantworten, und da die östreichischen Truppen nichts destoweniger in Baiern einrückten, überfiel er mit den seinigen Böhmen, und jeder Rheinbewohner erwartete schon mit Ungeduld entweder den Sieg eines alten oder eines neuen Helden; als die fromme Maria Theresia dazwischen trat, und im Jahre 1779 mit Verzichtleistung auf Baiern den Frieden zu Teschen herstellen ließ.

Indessen gab Joseph, obwohl er sich seiner Siege und Lorbeern beraubt glaubte, seine Absichten auf Baiern nicht auf. Durch Ver-

träge und seine Schwester mit Frankreich verbunden, und dem Ehrgeize der russischen Kaiserin Katharina II schmeichelnd, glaubte er nach dem Tode seiner Mutter das durch friedlichen Ländertausch bewirken zu können, was ihm, bei deren Lebzeiten, durch Waffen nicht gelungen war. Nach dem Teschner Frieden hatte der Kurfürst Karl Theodor seine Residenz von Manheim nach München verlegt. Hier hatte Joseph der Nähe wegen Gelegenheit gefunden, seine durch diesen Frieden vereitelten Absichten auf Baiern wieder geltend zu machen. Er ließ im Jahre 1785 dem münchner Hof einen Tausch der baierischen gegen die östreichischen Niederlande in Vorschlag bringen, und unterstützte ihn durch alle Mittel, welche bei diplomatischen Verhandlungen üblich sind. Der alte Kurfürst, welcher sich öfter nach seinem lieben Manheim an den Rhein zurücksehnte, war leicht zu gewinnen, auch die dazu gebrauchten Minister konnten ihre Beistimmung dadurch rechtfertigen, daß die Rheinpfalz, mit den reichen Niederlanden verbunden, ein ansehnliches, geründetes, den Rhein beherrschendes Königreich bilden würde; auch dem französischen Hofe konnte durch die Entfernung eines mächtigen Nachbars eine glänzende Aussicht auf die künftige Eroberung des ganzen linken Rheinufers eröffnet werden. Rußland schien dabei ruhig zu bleiben, weil sein Bestreben nach der Türkei ging. England und Preußen allein widersetzten sich; allein jenes konnte nur zur See ein Gewicht geben, und der alte Friedrich II durfte seine bereits erhaltenen Lorbeeren nicht an den Krieg mit so mächtigen Staaten wagen. Was er also weder durch seine Bündnisse, noch durch seinen Waffenruhm zu erhalten hoffte, fand er in dem von ihm und dem Kaiser Joseph so sehr verachteten deutschen Reiche. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß dieses alte gothische Gebäude seit der Regierung der Hohenstaufen die deutsche Nation in einer gewissen Unbedeutenheit gegen ihre Nachbarn erhalten habe, allein troß seiner nachtheiligen Feudalzerstückelung zeigte es noch bis zu seiner gänzlichen Auflösung eine Kraft, welche die deutschen Völker gegen alle Unterdrückung geschützt haben würde, wenn nicht Treulosigkeit herrschend geworden wäre. Kaum war durch eine eifrig-baierische Prinzessin der Tauschvorschlag dem Könige von Preußen mitgetheilt worden, als er seinen Minister von Görz zu dem Herzoge von Zweibrücken abschickte, um diesem, als dem präsumptiven Erben, die Gefahr vorstellen zu lassen, welche daraus sowohl für ihn als seine Länder entspringen könnte. Aehnliche Vorstellungen von Gefahr ließ er auch an den Höfen von Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel machen, und end-

lich gelang es ihm, auch den ersten geistlichen Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl zu gewinnen. Nachdem der Herzog von Zweibrücken gegen den vorgeschlagenen Ländertausch öffentlich protestirt hatte, wurde unter Vermittlung Preußens ein deutscher Fürstenbund geschlossen, an dessen Spitze Friedrich mit seinen Lorbeern und England mit seinem Gelde stand, und dessen Zweck die Erhaltung des alten deutschen Reichs sein sollte.

Auf diese Rüstung der deutschen Bundesfürsten erwartete Joseph eine Unterstützung von Frankreich und Rußland, seinen Verbündeten, aber beide fürchteten den Anwachs der östreichischen Macht unter einem ehrgeizigen, unternehmenden Fürsten, und die dem Kaiser treugebliebenen Fürsten und Stände wollten und konnten keinen Ausschlag geben. Der baierische Ländertausch wurde hintertrieben. Das auffallendste bei dieser ganzen Geschichte war die Verbindung des ersten geistlichen Kurfürsten, welcher doch durch Oestreichs Einwirkung den Kurstaat von Mainz erhalten hatte, mit den Häuptern der Protestanten. Die Ursachen und Beweggründe davon waren aber folgende. Der Kurfürst Friedrich Karl blieb in den ersten Jahren seiner Regierung ein dankbarer aufrichtiger Anhänger des alten östreichischen Kaiserhauses; um diese Verbindung noch enger zu erhalten, berief er seinen alten Freund, den Grafen von Sickingen, von Wien an die Spitze seines Ministeriums. Dieser und der östreichische Gesandte, Graf von Metternich, hatten zu der Zeit das ganze Vertrauen des Fürsten. Sickingen beförderte auch als ein galanter Herr die Verschönerungen der Schlösser und Gärten, welche Friedrich Karl damals zu Mainz und Aschaffenburg vornehmen ließ und seinen Hof glänzend machten; aber der Minister zeigte bei dieser Verwaltung eine solche Verschwendung und Oberflächlichkeit, daß sowohl das Domkapitel, als das Volk dagegen murrte, und er sich vom Hofe entfernen mußte. Friedrich Karl hatte nun keinen Staatsbeamten, dem er die Verwaltung des Ganzen anvertrauen konnte. Der Staatsrath von Strauß hatte bisher nur die innern Geschäfte geleitet; der Staatsrath von Deel konnte nie sein ganzes Vertrauen erhalten; und der ruhmliebende Fürst hatte erst kürzlich die drei reichsten Klöster in Mainz, die Karthaus, das Altenmünster- und reichen Klarissen-Kloster zur Dotation der Universität aufgehoben. Um also dieses fürstliche Unternehmen nicht fallen zu lassen, rief er auf Anrathen des Grafen von Metternich, den von ihm bei dem Antritt seiner Regierung entlassenen Kanzler von Benzel in sein Kabinet zurück, und ernannte

ihn zum Curator seiner restaurirten hohen Schule. Von nun an schien die Universität eine der besten Bildungs-Anstalten in Deutschland zu werden. Berühmte Gelehrte, waren sie dem katholischen oder protestantischen Bekenntnisse zugethan, wurden mit reichen Gehalten zu den Lehrstühlen berufen, ein Naturalien-, Instrumenten- und Münz-Kabinet angelegt, des Kurfürsten Bruder schenkte der erneuerten Anstalt seine köstliche Kupferstichsammlung. Ein großer Platz vor der Stadt wurde zu einem botanischen Garten, die Gebäude vom Altenmünster- und reichen Klarissen-Kloster zu einem Laboratorium und Hospitale angewiesen. Die hoffnungsvollen Jünglinge von allen rheinischen Ländern strömten nach Mainz, um dort ihre Kenntnisse zu erweitern.

Durch dieses Beispiel Friedrich Karls geweckt, stiftete auch der Kurfürst von Cöln, Maximilian, eine Universität zu Bonn, welche sich nicht minder erhob, als die von Mainz; bald aber verbreitete sich sowohl unter die Lehrer als Lehrlinge beider Institute der Illuminatenorden, welcher in München von dem Professor Weishaupt gestiftet, sowohl an Einfluß als Lehre die Stelle des Jesuitenordens nur in entgegengesetzten Grundsätzen vertreten sollte.

Der Kurfürst Friedrich Karl hatte sowohl bei der Dotirung seiner Universität, als bei der Berufung so vieler Protestanten an seinen Hof, zu liberale Gesinnungen gezeigt, als daß er nicht zu den aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit gezählt worden wäre; allein er haßte alle Grundsätze und Anstalten, welche zu Aufruhr und Störung der bürgerlichen Ordnung führten. Da also die Illuminaten bei ihm keinen Einfluß gewinnen konnten, schlugen sie sich auf die Seite der emerizianisch-östreichischen Partei.

Unter solchen Verhältnissen äußerte der Kaiser Joseph seine Verachtung gegen das alte deutsche Reich, seinen Spott über dessen Verfassung und seine Eingriffe in die Diöcesan- und anderen Rechte der geistlichen Fürsten. Da grade zu der Zeit der alte Kurfürst kränklich wurde, so hielten es der östreichische Gesandte von Metternich und der russische von Romanzow heimlich mit der sogenannten emerizianisch-illuminatischen Partei, welche eine Feindin des Fürsten geworden war.

Während diesen Spannungen erschien die mit Friedrich Karl nahe verwandte von Hazfeldische Familie in Mainz. Unter ihr hatten der nachherige preußische Fürst von Hazfeld und seine Schwester, die Frau Gräfin von Cudenhoven, die meiste Gewandtheit, folglich erhielten sie auch den meisten Einfluß am Hofe. Sowohl der Gatte

als Bruder derselben wurden Generäle, und alle übrigen Glieder dieser Familie erhielten ansehnliche Stellen und Domprätenden.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Eifersucht und welchen Neid die schnelle Erhebung derer von Hazfeld sowohl unter dem Domkapitel, als dem Adel und den Hofleuten hervorbrachte. Nicht nur daß jetzt die misvergnügte Partei heimlich und unter sich ihren Haß und ihren Spott gegen den Kurfürsten und seine Umgebungen ausließen, sie streuten auch so viele scandalöse Anekdoten und in Journalen abgedruckte Aufsätze in das Publikum, daß er dabei nicht gleichgültig bleiben konnte. Dieser Haß und Neid verbreitete sich auch unter die Geistlichen, als Friedrich Karl den geistlichen Rath Heimes an die Spitze seines Vicariats setzte und ihn reichlich belohnend zu seinem Weihbischofe erhob. Man konnte diese Spannung schon bei der Restauration der Universität bemerken. Der Kurfürst überließ zwar die Leitung der Schulen und Vorlesungen dem Curator von Benzel; allein der Weihbischof Heimes vergab dabei die geistlichen und weltlichen Stellen. Als darüber die emerizianische Partei äußerst aufgebracht war, ließ der Hofrath von Benzel, ein Neffe des Curators, zuerst in die Schlözerischen Staatsanzeigen, dann in das Wiekopische Journal Aufsätze einrücken, welche das Benehmen des Kurfürsten mit den bittersten Ausdrücken rügten. Dieser aber beharrte bei seinen nun einmal genommenen Entschlüssen. Er ließ den nach der Schweiz geflüchteten Wiekop requiriren, die Handschriften der eingeschickten Aufsätze abfordern, und da man davon den Benzel als Verfasser fand, eine Untersuchung gegen ihn anstellen. Unter diesen verdrießlichen Vorfällen verreiste der Curator nach seinen Emerichshöfen. Ich begleitete ihn bis an den mit Eis bedeckten Rhein. Er nahm von mir mit Thränen in den Augen Abschied und starb einige Tage nach seiner Abreise. *)

Bei einer solchen Stimmung des Mainzer Hofes war es dem klugen Könige Friedrich II leicht, zuerst die Familie von Hazfeld zu gewinnen, und dann den Kurfürsten als Erzkanzler des Reichs und Handhaber der Reichsgesetze zum Fürstenbunde zu stimmen. Der Landjägermeister von Stein wurde als preußischer Gesandter am Hofe, der Geschichtschreiber Johann von Müller als Staatsrath in auswärtigen Geschäften angestellt. Dieser gab hernach in einer

*) Ich habe dem Kanzler und Curator von Benzel meine Beförderung bei der Universität zu verdanken, und obwohl wir in manchen Punkten nicht übereinstimmten, liebte und achtete er mich doch bis zu seinem Tode.

Schrift: **Darstellung des Fürstenbundes**, in historisch-diplomatischer Form die Gründe an, welche den Kurfürsten bewogen haben, zu diesem Bunde zu treten, und so wurde Kurfürst Friedrich Karl, der sich zeither als einen Feind der römischen Hierarchie herausgestellt hatte, nun wie Friedrich II ihr eifrigster Vertheidiger.

Die Verbindung des Kurfürsten mit dem preußischen Hofe durch den Fürstenbund hat nicht nur in Mainz, sondern in allen rheinischen Staaten großes Aufsehen erregt. Das Domkapitel und das Volk war seit dem dreißig- und siebenjährigen Kriege gewöhnt, die protestantischen Fürsten und besonders Preußen als ihre Feinde, das Haus Oestreich als ihren Beschützer anzusehen. Die emerizianische Partei, eine Beförderin der Aufklärung und Toleranz, nannte den Joseph einen katholischen Reformator, den die Hierarchie schützenden Friedrich II einen Heuchler. Die protestantischen Höfe und Städte sahen den Beitritt des Kurfürsten als einen Beweis eines aufgeklärten Fürsten, die geistlichen Fürsten und Domherren als einen Verrath gegen ihre Würden und Rechte, der östreichische Gesandte von Trautmanndorf, welcher dem Grafen von Metternich gefolgt war, als eine Handlung des schändlichsten Undanks an. Diese allgemeine Gährung entging weder dem preußischen Gesandten von Stein, noch durch ihn seinem Hofe. Um ihr zu begegnen und den Fürstenbund auch für die Zukunft zu sichern, beredete man den alten Kurfürsten, noch bei Lebzeiten sich einen Coadjutor an die Seite zu setzen, der auch nach seinem Tode sein einmal gefaßtes System erhalten würde. Diesem zufolge erschien zu Anfang des Jahres 1787 der Herzog von Weimar an dem Hofe zu Mainz, um unter dem Vorwande eines Besuches die Fastnachts-Lustbarkeiten zu genießen; aber in der That, um sich mit dem Kurfürsten über die Wahl eines Coadjutors zu besprechen. Seiner Neigung nach schlug er Karln von Dahlberg vor, welcher als Statthalter von Erfurt schon lange seine Achtung und den Beifall der Gelehrten in Deutschland erworben hatte; allein der Kurfürst schätzte diesen nicht so hoch, als der Herzog, und bestand auf der Wahl des Freiherrn von Dienheim, den er sich und seinen Absichten geneigter glaubte. Der Herzog hatte sich indessen um die Neigung und Freundschaft vieler Domherren beworben, auch einigen selbst Besuche gemacht. Dieses herablassende Benehmen erregte die Aufmerksamkeit der östreichisch-emerizianischen Partei. Man theilte sich erst heimlich, dann öffentlich die Vermuthung einer baldigen Coadjutoriewahl mit. Endlich hörte man auch schon laut davon auf der Lesegesellschaft reden. Dieses Geschwätz blieb weder

dem Hofe noch der kaiserlichen Gesandtschaft verborgen; und beide nahmen dagegen ihre Maaßregeln. Der Herzog von Weimar zog ab, ohne daß weitere Schritte unternommen worden wären, der Kurfürst gab eine ledige Domherrnstelle dem jungen Herrn von Ritter, ohne von dessen Oheim einige Verpflichtung zu fordern; der kaiserliche Gesandte aber fuhr bei den Domherren der emerizianischen Partei herum, um sie im Falle eines schnellen Angangs auf der kaiserlichen Seite zu halten.

Indessen verfloß die ganze Fastenzeit, ohne daß man ferner etwas von einem Anmuthen des Hofes gehört hätte. Das Geschwätz verlor sich allbereits unter den Diplomaten, wie unter den Bürgern, als am Tage vor Palmensonntag die fürstlichen Staatsräthe und der Weihbischof bei den nicht zur emerizianischen Partei gehörigen Domherren anfuhren, und sie um ihre Stimmen zu einer Coadjutorie für den Herrn von Dienheim baten. Es glückte ihnen auch, theils durch Vorstellungen, theils durch Versprechungen, zwölf davon noch diesen Abend zu gewinnen. Kaum hatten der kaiserliche Gesandte von Trautmannsdorf und die Domherren von der emerizianischen Partei diesen Antrag erfahren, als sie sich sogleich noch diesen Tag bei dem Grafen von Walderdorf, welcher das Haupt der Opposition war, versammelten, und auf Ehrenwort beschlossen, keinem von ihren Chorbrüdern ihre Stimmen zu geben, welcher sich nicht in der gegenwärtigen Versammlung befände: das weitere wollten sie bei einer andern Versammlung in dem Dechaneihause zu Hochheim verabreden. Auf diese Weise war das Domkapitel in zwei gleiche Schalen getheilt. Kein Theil konnte diesen Tag die Mehrheit der Stimmen erhalten; da ließ der Kurfürst den einfältigsten unter den Domherren von der östreichischen Partei, den Freiherrn von Bettendorf, zu sich kommen, in der festen Zuversicht, diesem durch seine Würde und seine Beredsamkeit imponiren zu können; allein, wie man sich oft an den unbedeutendsten Menschen in den bedeutendsten Angelegenheiten betrügt, an diesem einfältigen Manne scheiterte sein ganzer Plan. Bettendorf erklärte dem Kurfürsten grade ins Gesicht, daß er seine Stimme bereits schon dem Domdechant von Fechenbach gegeben habe, und als Cavalier nicht davon abgehen könne.

So standen die Sachen am Ende des Abends vor Palmensonntag, als der Hof beschloß, einen Domherrn von der emerizianischen Partei wählen zu lassen, welcher seinem Charakter und seinem Betragen gemäß am wenigsten parteiisch zu sein schien, und dieser war der

Herr von Dahlberg, ein Freund des Herzogs von Weimar und aller nordischen Gelehrten.

Noch diese Nacht wurde der Geschichtsschreiber und Staatsrath von Müller zu ihm geschickt mit dem Auftrage, sich der Stimmen seines Freunde zu versichern und den andern Morgen zum Kurfürsten zu kommen, wo dann das weitere verabredet werden sollte. Dahlberg konnte auf drei oder auch fünf Stimmen zählen. Mit diesen erschien er vor dem Kurfürsten, welcher bereits zwölf gewonnen hatte. Durch beide erhielt er die Majorität und wurde, nachdem er den Fürstenbund unterschrieben hatte, Coadjutor von Mainz und bald hernach auch zu Worms.*) Der Kaiser Joseph aber schien die Pfaffentracaserien, wie er sie nannte, zu verachten. Er warf sich nun ganz in die Arme seiner mächtigen Bundesgenossin, Katharina, und richtete seine Blicke auf die Türkei, wo er neue Fehlschlagungen seiner Unternehmungen und endlich das Ende seines Lebens finden sollte.

Durch das Mislingen fast aller Bestrebungen des Kaisers am Rhein, wovon ich jetzt Augenzeuge war, wurde ich überzeugt, daß die Worte, welche ich ihm in der ihm zu dedicirenden Schrift gesagt hatte, nicht so ganz ungegründet gewesen sein mogten. Ich bildete daher aus den Grundideen derselben ein vollständiges Werk, welches ich unter dem Titel: Ueber die europäische Republik, verbessert unter dem: Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes herausgab, und worin ich die Grundsätze und Grundzüge meines politischen Systems entwickelte, welche ich in allen meinen künftigen Schriften nicht verleugnet habe.

Zu gleicher Zeit hatte ich die Hoffnung, daß mein Vorschlag zu einem Bunde der geistlichen Staaten mit Pfalz-Baiern zu Stande kommen würde; aber die Vorsehung wollte es anders. Das alte christlich-germanische Gebäude sollte nicht, wie so viele redliche Männer es gewünscht hatten, verbessert oder reformirt, sondern zuerst in seinen Grundfesten erschüttert, dann gänzlich zerstört werden, um einem neuen nach ganz andern Grundsätzen zu errichtenden Platz zu machen, wie ich in dem folgenden Buche berichten werde.

*) Da Dahlberg als Illuminat dem römischen Hofe verdächtig sein konnte, wurde Müller, um des Papstes Genehmigung zu erhalten, nach Rom geschickt, und der preußische Gesandte Lucchesini unterstützte ihn.

Fünftes Buch.

Rheinische Geschichte während der französischen Revolution, bis zur Abtretung des linken Rheinufers und den Untergang des deutschen Reichs.

Ich beginne, wie Tacitus in einem ähnlichen Fall sagt, ein Zeitalter zu beschreiben, was reich an sonderbaren Vorfällen, fürchterlich an Schlachten, voll Zwietracht und Aufruhr, und selbst im Frieden gefährlich ist. Könige und Fürsten sind entweder durch die Hände der Henker und Meuchelmörder umgekommen, oder von ihren Thronen verjagt worden. Sechs Revolutionen und Bürgerkriege, eine Menge auswärtiger und gewöhnlich beide zusammen. Im Osten und Norden der Türkenkrieg, im Westen der französische — ganze Länder und Provinzen erobert und wieder herausgegeben. Republiken gestiftet und Königreiche zertrümmert. Die heiligsten Gebräuche entweiht, die ersten Familien ins Elend gejagt, das Meer mit Vertriebenen angefüllt und die fernsten Inseln mit Blut gefärbt.

Noch tobender war die Wuth in der Stadt. Adel, Reichthum und Ehrenstellen wurden als Verbrechen angesehen, und die Tugend der sicherste Weg zum Elend oder Schaffot. Die Belohnungen der falschen Ankläger waren nicht minder kränkend, als ihre Bubenstücke; da viele die öffentlichen Aemter als feindliche Beute ansahen, andere Reichthümer und Macht erhielten, und so der herrschende Strom wurde, der alles an sich riß. Haß und Furcht verführten Diener gegen ihre Herren, Pflegkinder gegen ihre Vormünder, und wem es an Feinden fehlte, der wurde durch seine eignen Freunde gestürzt.

Doch war diese Zeit nicht so ganz unfruchtbar an Tugenden, daß sie nicht auch gute Beispiele aufzuweisen hätte. Mütter, die ihre flüchtigen Kinder ernährten; Gattinnen, die ihren Männern in die Verbannung folgten; muthvolle Verwandte, standhafte Söhne, Treue von Bedienten und Mägden auch bei Drohungen standhaft; große Männer, Weiber oder Geistliche, mit denen es aufs Aeußerste kam, und die bei ihrem Untergange Hoheit der Seele zeigten und des rühmlichen Todes der Alten oder Märtyrer starben.

Ehe ich übrigens zur Sache schreite, muß ich vorher den Zustand der Länder, die Gesinnungen der Höfe und des Volkes, die Verhältnisse der Fürsten und ihrer Staatsräthe schildern, damit man nicht blos Auftritte und Begebenheiten, sondern auch Zusammenhang und Ursachen kennen lerne.

Wenn man die Art der Erziehung, den Luxus und die Toleranz der Höfe, die Freimüthigkeit der Gelehrten und des Volks überdenkt, welche ich bereits schon im vorigen Buche angegeben habe, so wird es einem nicht wundern, daß die ersten Ausbrüche der französischen Revolution so großen Beifall unter dem rheinischen Volke erhalten hatten. Die philosophisch-politischen Grundsätze wurden öffentlich gelehrt, durch Schriften und Zeitschriften unter das Volk gebracht, und die freiesten Schriftsteller mit Achtung und Ehrenbezeugungen überhäuft.

Der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl, hatte den aus Frankreich verbannten Abt Rainal an seinem Hofe ausgezeichnet, Müllern, den republikanischen Geschichtsschreiber der Schweiz in sein Kabinet aufgenommen, Blau, den Bestreiter der kirchlichen Unfehlbarkeit an die Spitze der Theologie und des Seminariums gesetzt, und den Verfasser des Ardinguelle zu seinem Bibliothekar ernannt. Unter dem Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, leitete La Roche, der Verfasser der Mönchsbriefe, die weltlichen, Hontheim, der anonyme Febronius, die geistlichen Geschäfte, und der Kurfürst von Cöln, Maximilian, berief den liberalen Kanonisten Derreser und den künftigen Terroristen Elogius Schneider an seine Universität.

Die Domherren und der Adel trugen nicht minder dazu bei, die Aufklärung und Freiheit zu verbreiten, als die Höfe. Die freiesten Schriften waren in ihren Händen oder auf ihren Schreibtischen; in ihren Gesellschaften und an ihren Tafeln rügte man die Verhandlungen der Fürsten und der Regierungen so streng, als nach der Hand in den Clubs; die Dombibliothek wurde zu gewissen Stunden eröffnet, die sonst verbotenen Bücher aus den Schränken geholt, eine Menge neuer angeschafft und sogar die Enciklopädie zum öffentlichen Gebrauche aufgestellt.

Auf den neuerbauten Pallästen der Domherren sah man nicht mehr die Standbilder der Mutter Gottes, sondern die der Philosophie und Künste, und in ihren Gemächern mußten die altgotischen Figuren der heiligen Apostel Petrus und Paulus den Büsten eines Voltaire und Rousseau weichen. Ueberall sprach man von Mably und Helvetius, von Rainal und Montesquieu mit Enthusiasmus;

in allen Geschichtbüchern und Romanen, Pflugschriften und Schauspielen wurden alte Vorurtheile lächerlich gemacht, Auflehnungen gegen Gewalt mit Lob überhäuft und die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit gerühmt. Wollte auch noch ein oder der andere Domherr oder Adeliger, geistliche oder weltliche Rath gegen solche Meinungen warnen, so wurde er nicht geachtet, oder gar als ein Mann von Vorurtheilen verspottet.

Dieser Geist der Freiheit wurde durch das politische Betragen der Fürsten und Höfe eher angefacht als niedergeschlagen. Friedrich II hatte sein ganzes Leben hindurch eben so viel Enthusiasmus für die Philosophe, als Liebe zum Kriegsruhm bewiesen, und sein Nachfolger unterstützte offenbar die Aufstände der Brabänder und Lüttiche; Katharina II ehrte den Didero und Voltaire, und wollte die Erziehung ihres Sohnes dem Philosophen d'Alembert übertragen, dessen Stelle nach der Hand la Harp auch wirklich einnahm. Joseph II suchte die alten religiösen Gesinnungen seiner Völker zu bekämpfen, schlug den Adel und die Geistlichkeit zugleich nieder und besuchte den alten Rousseau, den Bestreiter aller königlichen Gewalt, zu Paris in seinem Dachstübchen. Der französische Hof hetzte die Patrioten in Holland und Amerika auf, und ließ seine Truppen zu Wasser und zu Land gegen die Auctorität eines Königs kämpfen, und der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl, stand an der Spitze des Fürstenbundes, welcher von Protestanten gegen das Ansehen des Kaisers gestiftet ward.

Diese allgemeine Gährung der Völker wurde noch mehr genährt, als der Kaiser Joseph und Katharina den Krieg gegen die Türkei anfingen und das alte Griechenland zu einer neuen Republik erwecken wollten.*) Kaum war er in der Hoffnung, den halben Mond in Constantinopel zu zerbrechen, mit seinen wohlgeübten Truppen an die Donau vorgerückt, als ihn die Ungarn, die Böhmen und die Niederländer, durch seine willkürlichen Reformen aufgebracht, mit einem Aufstande, die Preußen und Polen mit einem Anfall im Rücken bedrohten. Zurückgetrieben von den elenden Türken bis Mehadia, von den Russen nicht gehörig unterstützt, durch Strapazen und andere körperliche Uebel geschwächt, mußte er nach Wien sich zurückziehen und mitten unter der Erschütterung seiner Staaten ein Leben endigen, was bei dem Anfange seiner Regierung die Be-

*) Siehe hierüber meine Schrift: **Die gescheiterten Projekte**, und Segur Geschichte der vorzüglichsten Begebenheiten unter Friedrich Wilhelm II.

glückung der östreichischen Monarchie und die Erhebung der deutschen Nation versprochen hatte.

So waren die Gesinnungen der Fürsten, so der Geist des Volkes gestimmt, als der Kurfürst von Mainz durch die Lütticher Revolution auf dessen Folgen aufmerksam wurde. Die Lütticher Patrioten hatten allerdings das Recht, ihre alten Privilegien, deren man sie nach und nach beraubt, wieder zurückzufordern; sie durften sogar nach ihren Landesgesetzen darauf Anspruch machen und eine Verbesserung ihrer ständischen Verfassung verlangen. Die Reichsgerichte würden sie auch mit diesem Gesuche, wenn es in der durch die Reichsgesetze vorgeschriebene Form wäre vorgebracht worden, schwerlich abgewiesen haben, da sie sich hierin sogar auf die Unterstützung des preußischen Hofes verlassen konnten Allein statt diesen gesetzlichen Weg einzuhalten, setzte sich das brausende Volk selbst in Besitz dessen, was ihm nur durch die Reichsgerichte zuerkannt werden konnte. Es begann sogleich mit einer förmlichen Revolution, setzte seinen Magistrat ab und erwählte einen andern, es verjagte den Fürst-Bischof und seine Anhänger im Kapitel und bemächtigte sich der vollen Ausübung der Souverainetät.

Gegen ein solch eigenmächtiges Verfahren erließ das Kammergericht zu Wetzlar ein Decret, worin den Kreisdirectoren aufgetragen wurde, die empörten Lütticher zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Allein der König von Preußen, dem als Director des Westphälischen Kreises die Exekution davon zuerst aufgetragen war, schien mehr diesen Aufstand begünstigen, als unterdrücken zu wollen. Die Truppen, so er nach Lüttich marschieren ließ, blieben unthätig, die Correspondenz zwischen ihm und dem Kurfürsten von Mainz wurde mit Bitterkeit geführt, die Häupter der Patrioten waren zu Berlin gut aufgenommen worden, und endlich trat der preußische Gesandte von Dohm mit einer Schrift auf, worin das Verfahren des Lütticher Volkes eher gerechtfertigt, als gerügt war.

Diese Begebenheiten machten den schmerzhaftesten Eindruck auf den Kurfürsten von Mainz. Er war zwar kein Feind der Aufklärung und politischen Freiheit, dies zeigten seine eigenen Anstalten und Gesinnungen; allein er haßte, wie wir schon oben bemerkt haben, alle Aufstände und Bewegungen, welche gegen das Ansehen und die Gewalt der Fürsten gerichtet zu sein schienen. Das Betragen des preußischen Hofes mußte ihn auch um so mehr befremden, weil derselbe bei Errichtung des Fürstenbundes so nachdrücklich die Sprache der Reichsgesetzlichkeit führte. Friedrich Karl änderte

daher plötzlich seine politischen Verhältnisse, und handelte als Handhaber der Reichsgesetze jetzt ebenso gegen die Absichten des preußischen Hofes, als er sie bisher begünstigt hatte. Er machte dem Könige nachdrückliche Vorstellungen wegen dieser Sache; knüpfte seine vorigen Verbindungen mit dem Wiener Hofe wieder an; ließ seine Truppen auf dem heiligkreuzer Felde in Waffen und besonders der Artillerie üben; schickte unter Anführung des Generals von Hazfeld selbst zwei Regimenter nach Lüttich; entzog dem Staatsrathe Müller sein Vertrauen in den auswärtigen Geschäften und schenkte es dem Freiherrn von Albini, der so eben von Wien gekommen war, und ihm in den damaligen Umständen ein tauglicherer Minister schien.

Auch das innere seiner Staatsverwaltung schien jetzt ein anderer Geist zu beleben. Diejenigen, welche als Freunde der Freiheit bekannt waren, wurden vom Hofe und aus den Cirkeln des Adels entfernt;*) die Lehrer zur Klugheit und Mäßigung in ihrem Vortrage ermahnt, die freien Reden und Auftritte in der Lesegesellschaft gerügt, die Correspondenz in fremde Länder beobachtet; die Schauspiele und Schriften censirt, und die Aufsicht der Polizei geschärft. Es wäre vielleicht möglich gewesen, durch solche Anstalten das Feuer, was in Lüttich ausgebrochen war und auch anderswo zu glimmen schien, zu dämpfen, wenn nicht zu gleicher Zeit in Frankreich ein Brand entstanden wäre, den später alle Armeen Europas nicht zu löschen im Stande waren.

Es ziemt sich nicht, in der Geschichte kleiner Staaten die wichtigen Auftritte und Begebenheiten zu erzählen, welche ganz Europa erschütterten; wir müssen daher von der französischen Revolution nur das hier anführen, was unmittelbaren Einfluß auf das Schicksal der Rheinländer hatte.

Nachdem es den mit den Mainzern verbundenen Kreistruppen nicht gelungen war, die Lütticher zu bändigen, ja sie vor Hasselt sogar abgetrieben wurden, überließ man diesen Streit der kaiserlichen Armee, welche aus ähnlichen Ursachen in die Niederlande gezogen war und bereits schon die Brabänder wieder zum Gehorsam

*) Es war vielleicht nicht klug, daß man dieses Mistrauen auch auf mich und Johann von Müller ausgedehnt hatte. Ich wollte sogar beweisen, daß der erste Operationsplan gegen die Revolution nicht nach jenem des Herzogs von Braunschweig, sondern nach Bouillies Plane ausgeführt und Mainz nicht an Custine übergeben worden wäre, wenn wir im Rathe gesessen hätten.

gebracht hatte. Die zwei Mainzer Regimenter kamen wieder zurück, um zu weit wichtigern Unternehmungen, wozu der Kurfürst sich aufgefordert glaubte, gebraucht zu werden.

Gleich bei dem Ausbruche der französischen Revolution flüchteten sich die königlichen Prinzen, eine Menge von Adel und solche Geistlichen, welche den Bürgereid abzulegen verweigert hatten. Sie vertheilten sich zwar auf ihrer Flucht in alle Länder Europens und suchten Hülfe bei allen Königen und Fürsten. An keinen Höfen wurden sie aber so günstig aufgenommen, als an den geistlichen am Rheine. Der Kurfürst von Trier, Clemens, hielt es seiner Pflicht und seinem Stande gemäß, den Prinzen Schutz und Aufenthalt zu geben, mit denen er als Prinz von Sachsen verwandt war, und dem Kurfürsten von Mainz, dessen Stolz es bisher war, mit Königen im Bunde zu stehen, schmeichelte es sehr, wenn die Emigranten ihn den Pflegevater einer gekränkten königlichen Familie nannten, welche bisher das wichtigste Reich der Erde beherrscht hatte.

Indessen würden die Emigranten die Unterstützung der rheinischen Fürstenhöfe schwerlich gefunden haben, wenn nicht die Grundsätze und Unternehmungen der Jakobiner alle Regierungen geschreckt und aufmerksam gemacht hätten. Die französischen Prinzen und Flüchtlinge bekamen dadurch die schicklichste Gelegenheit, ihre Sache zur Sache aller Könige und Fürsten zu machen, und sie waren auch fein und thätig genug, um ihre Absichten zu erreichen. Sie stellten den Höfen vor: „Die Jakobiner hätten Grundsätze aufgestellt, die auf nichts anders, als den gänzlichen Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung abzweckten, und alle Mächte im höchsten Grade beunruhigen müßten. Der Thron und der Altar wäre zugleich angegriffen, aller Unterschied der Stände aufgehoben, und man habe den Krieg der Armen gegen die Reichen, und der Hütten gegen die Palläste angekündigt. Diese ansteckenden Grundsätze fänden in allen Ländern Apostel und Anhängrr; überall sammelten sich die Unzufriedenen, die Ehrgeizigen und Habsüchtigen um die Fahne der Freiheit und der Gleichheit. Diese gefährlichen Neuerungen würden unter dem ehrwürdigen Mantel der Philosophie versteckt und darum huldigten ihnen alle Gelehrten, deren Theorien sich nicht auf Erfahrung gründeten; endlich wären sie von dem großen Haufen mit Enthusiasmus aufgenommen worden, denn sie schmeichelten seinen Leidenschaften. Schon begnügten sich die französischen Revolutionärs nicht mehr mit ihren innern Triumphen; mit Hintansetzung

alles Völkerrechts hätten sie dem Papste und mehreren Reichsfürsten ihre Besitzungen entrissen; sie verbreiteten ihr System in den belgischen Provinzen und dem lütticher Lande und steckten damit auch die Hitzköpfe auf dem polnischen Reichstage an; ihre Clubs hätten Correspondenz mit allen heimlichen Gesellschaften errichtet; mehrere deutsche Journale predigten ohne Scheu ihre gefährlichen Grundsätze und man sehe offenbar, daß sie die Absicht hätten, die Revolution über ganz Europa zu verbreiten. Es wäre endlich Zeit, daß die europäischen Monarchen die Augen öffneten und aufhörten, durch verderbliche Zwietracht sich zu schwächen, und dadurch den Jakobinern das Spiel zu erleichtern. Sie müßten vielmehr gemeinschaftlich zusammenstehen, um dieser Pest aller bürgerlichen Ordnung, deren Folgen man nicht berechnen könnte, bei Zeiten Gränzen zu setzen."

Diese Vorstellungen, in welchen Wahrheit und Uebertreibung, Patriotismus und Factionsgeist leidenschaftlich mit einander vermischt waren, würden vielleicht die Kurfürsten und die übrigen Herrscher von Europa eher von einem Kriege mit der französischen Nation abgeschreckt, als dazu bewogen haben, wenn nicht die Emigranten durch andere Aussichten und Plane ihren Zweck zu erreichen gewußt hätten. Denn zu gleicher Zeit, als sie die Höfe in Furcht zu setzen wußten, suchten sie selbe auch muthig zu machen. Sie bemerkten ihnen nämlich: „Daß es jetzt noch Zeit sei, das Feuer zu löschen; die Jakobiner hätten sich durch ihre Grausamkeiten und Tollheiten bereits verhaßt gemacht; der größte Theil des französischen Volkes liebe seinen König zu viel, als daß es dessen schändliche Erniedrigung mit Gleichgültigkeit ansehen könnte; die Geistlichkeit und der Adel hätten noch einen mächtigen Anhang; die besten Offiziere und Generäle seien ausgewandert, und die, welche noch zurückgeblieben wären, würden bei dem ersten Angriff königlicher Truppen die Festungen übergeben und mit ihren untergebenen Soldaten übergehen. Die Häupter der Revolution wären lauter unwissende Schreier, welche kein Detachement anzuführen fähig seien, und die Heere der Preußen und Oestreicher durch die bisher geführten Kriege so fürchterlich, daß sie nicht viel Widerstand zu befürchten hätten. Die leichte Niederlage der holländischen und brabändischen Patrioten habe nur zu deutlich gezeigt, wie wenig solche pöbelhafte Menschen gegen wohl disciplinirte Truppen aushalten könnten." Solche vielversprechende Worte unterstützten sie durch ihre Correspondenz mit ihren Anhängern in Frankreich und mit wohl combinirten Operationsplänen, im Fall man den Krieg beginnen wollte.

Die Kurfürsten von Mainz und Trier, welche beständig mit Emigranten umgeben waren, traten sogleich ihren Absichten bei, und als sie sich durch die Pilnitzer Convention von Preußen und Oestreich darin unterstützt fanden, waren sie auch unter den deutschen Fürsten die ersten, welche, ohne einen Reichsschluß abzuwarten, ihre Truppen den französischen Prinzen zur Vertheidigung anboten.

Indessen hielt die kritische Lage, worin sich Ludwig XVI und seine Familie befand, den offenbaren Ausbruch des Krieges noch zurück. Man wollte diese erst durch eine Flucht retten und Leopold, der jetzige Monarch Oestreichs, hoffte immer noch das durch Klugheit und Mäßigung zu bezwecken, was man hernach durch Waffen nicht mehr zu Stande bringen konnte. Zu dieser Zeit hatte unter allen royalistischen Häuptern keiner thätiger gewirkt und klügere Anschläge gegeben, als der in den bisher erschienenen Geschichtsbüchern so wenig bemerkte Marquis de Bouillé. Er hatte bisher, die Begebenheiten genau beobachtend, die Truppen, welche er befehligte, von allem jakobinischen Einflusse freigehalten, obwohl er für eine gemäßigte Monarchie gestimmt war. Er besetzte damit die Gegenden um Metz und Verdün, um auf alle Fälle bereit zu sein, den König auf seiner Flucht zu schützen und zu unterstützen. Man hatte eine solche Zuversicht und Hoffnung auf seine kluge Leitung gesetzt und war der Befreiung des Königs so sicher, daß der Kurfürst von Mainz die Aufführung der Oper Richard Löwenherz verordnete; denn während diesem Stücke erwartete man stündlich die gewisse Nachricht von der Rettung Ludwigs. Die Emigranten waren schon bereit, das Finale „unser König ist befreit" mit lautem Beifall abzusingen. Aber dieses Freudenspiel wurde noch während der Aufführung in ein Trauerspiel verwandelt, als anstatt der Rettung des unglücklichen Königs dessen Gefangenschaft angekündigt wurde. Die Umstände, wodurch dieser wohlangelegte Plan des Marquis de Bouillé scheiterte, sind bekannt genug, um sie hier genau angeben zu wollen; desto mehr verdient aber dessen Angriffsplan, welchen er den Königen und ihren Generälen vorlegte, bemerkt zu werden. Bouillé wollte nämlich nicht, wie es der Herzog von Braunschweig that, Frankreich mit 80,000, sondern mit 200,000 Mann, und zwar auf verschiedenen Punkten, angegriffen haben. Es wird mir daher erlaubt sein, hier eine Stelle aus dem XIV. Bande, Seite 200 meiner Staatsrelationen*) einzurücken, worin ich über die Kriegspläne der Coalitionen gegen Frankreich im all-

*) Dieser Band ist 1809 geschrieben.

gemeinen meine Bemerkungen machte, und über den ersten Feldzug Seite 108 folgendes sage:

„Man machte schon gleich bei dem Ausbruche des französischen Revolutionskrieges die Bemerkung, daß die coalisirten Mächte mit zu wenig Truppen angegriffen und die Eroberung von Paris zu leicht angesehen hätten. Wollte man ein aufgebrachtes Volk von 25 Millionen bändigen, so mußten nicht 60 oder 80,000, sondern ein paarmal hunderttausend Mann in das Feld gestellt werden. Nach allen vorhergegangenen Unternehmungen großer Generäle gegen Frankreich mußte der Angriff folgendermaßen geschehen.

Eine Armee von 50,000 Engländern geht an der Sambre, eine andere eben so stark von Oestreichern an der Maas hinauf. Beide masquiren die französischen Festungen in den Niederlanden und werden von englischen Flotten im Kanal und an den Küsten unterstützt. Die Holländer machen die Reserve. — Eine Armee von 40 bis 50000 Oestreichern und Preußen dringt die Mosel hinauf, indessen eine andere bei Bitsch und eine dritte bei Porentrü den Elsaß tournirt. *)

Eine Armee Sardinier und Oestreicher geht über die Alpen und vereinigt sich mit den Engländern und Spaniern, welche vom Mittelländischen Meere und über die Süd-Pyrenäen herkommen. Eine Armee Spanier geht über die Nord-Pyrenäen und unterstützt mit einer englischen Flotte die Royalisten in der Vendee. Letztere nähern sich Paris und werden von den aus den Niederlanden und Lothringen eindringenden Oestreichern und Preußen unterstützt.“

Ich weiß nicht ob dieser von mir gedachte Plan mit jenem des Marquis de Bouillé übereinstimmt oder nicht. So viel ist aber gewiß, daß letzterer nicht angenommen und ein anderer, wovon wir bald reden werden, mit dem unglücklichsten Erfolge ausgeführt **) wurde. Ich will daher nur noch einige Bemerkungen über die damalige Lage der französischen Republik machen, woraus man ersehen wird, wie leicht ein gutdurchdachter Operationsplan gelingen konnte. Zuerst also waren zu der Zeit durch die tollen Unternehmungen der Jakobiner nicht nur ein großer Theil des französischen Volkes, sondern selbst viele und wichtige Häupter der Revolution, wie Mirabeau, Lafayette, Lallitollendal und andere mißvergnügt

*) Es versteht sich von selbst, daß man sich bei diesen Oestreichern und Preußen auch die Reichsarmee mitdenken muß. Das bewaffnete Emigrantencorps würde dabei nicht unthätig geblieben sein.

**) Man vergleiche damit die im Jahre 1822 erschienenen Mémoires du Marquis de Bouillé.

und hatten sich schon dem Könige als Schützer angeboten; zweitens würden die damaligen commandirenden Generäle, der alte Luckner, Lafayette und Rochambeau dem Eindringen einer so großen Armee nicht lange widerstanden haben; drittens waren die Linientruppen und sogar ein großer Theil der Nationalgarden noch königlich gesinnt, und die Truppen der Sansculotten weder gehörig bewaffnet noch gebildet; viertens hat man diesen Plan im Jahre 1814 gegen bisher an Krieg und Sieg gewöhnte Soldaten und einen Napoleon mit Glück ausgeführt, und fünftens sagt dieser in Kriegssachen gewiß nicht zu verwerfende Richter selbst: daß, wenn die verbundenen Mächte im Jahre 1791 nur halb so viel Mannschaft gegen die Revolution angewendet hätten, als im Jahre 1814 gegen ihn, sie eben so gewiß nach Paris gekommen wären, als nach den blutigen Schlachten von Brienne, Montmartre und Waaterloo. *)

Während der Zeit man sich also über die Mittel, den Revolutionsgeist zu beschwören beschäftigte, aber weder über eins oder das andere einig werden konnte, fielen zwei Kaiserwahlen und Kaiserkrönungen, Leopolds und Franzens, in Frankfurt vor, wo sich die Könige, Fürsten oder ihre Gesandten nähern und über einen endlichen Beschluß vereinigen konnten. Schon während der Feierlichkeiten der letztern sah man preußische und östreichische Truppen gegen den Rhein zu marschieren, und nach der Krönung hatte der Kurfürst von Mainz, Friedrich Karl, die seinem Stolze so schmeichelnde Ehre, die mächtigsten Könige und Fürsten Europens an seinem Hofe zu sehen. Der Kaiser und der König von Preußen, der König von Sicilien und die französischen Prinzen, die Kurfürsten von Trier und Cöln, die Herzoge von Oestreich und Braunschweig nebst so vielen andern Fürsten, Generälen und Staatsleuten besuchten ihn als den Nestor unter den Regenten, und die französischen Prinzen nannten ihn ihren Vater. Dem jagdliebenden Könige von Sicilien wurde auf dem Schloßplatze ein Treibjagen gegeben, der neue Kaiser wohnte in dem kurfürstlichen Residenzschlosse, der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunschweig in der Fa-

*) Die ganze Coalition der Könige wäre nicht nöthig gewesen, wenn Ludwig XVI gleich bei den ersten Aufständen einen so entschlossenen General, wie Napoleon, für sich gehabt hätte. Checoglione! sagt dieser bei dem Anblicke der Bestürmung der Tulerien am 20. Juni 1791, Checoglione, comment at-on pu laisser entrer cette canaille? il fallait en basayer quatre ou cinq cents avec du canon, et le rente courrait encore. Siehe die mémoires de Bourrienne Tom. I. chap. IV.

vorite, dem kurfürstlichen Lustgarten vor der Stadt, der Kronprinz und jetzige König von Preußen in dem schönen Gebäude auf der Citadelle; der Kurfürst von Cöln bezog als Deutschmeister das deutsche Haus, der Kurfürst von Trier den Osteiner Hof; den übrigen Fürsten wurden andere schöne Gebäude der Stadt mit eigner Bedienung angewiesen. Nach einer großen Tafel in dem Schlosse wurde gegen Abend die Favorite, die Citadelle und die Rheinbrücke nebst mehreren Fahrzeugen mit unzähligen Lampen erleuchtet. Wenn man von der Mainspitze her diesen so herrlich flimmernden Lustgarten mit seinem Hauptgebäude und seinen sechs Pavillons betrachtete, und das Gewimmel von unter der Musik umherwandelnder Menschen ansah, so glaubte man ein dahin gezaubertes Feenschloß vor Augen zu haben.

Diese Lustbarkeiten verwandelten sich am andern Tage in ernsthaftere Geschäfte. In eben dieser Favorite wurde das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig an die französische Nation abgefaßt, was dem wankenden Altare und dem Throne kräftigen Schutz versprach und der Revolution den Untergang drohte. Gleich nach den wahrhaft königlichen Festlichkeiten, womit der Besuch der hohen Gäste in Mainz gefeiert wurde, rückte der König von Preußen, wie ein anderer Agamemnon, und der Herzog von Braunschweig, wie ein anderer Ulysses, von Coblenz aus gegen das neue Troja vor, und so nahm der schreckliche Krieg seinen Anfang, welcher den Altar, den Thron und die Diöcesenrechte schützen sollte, aber damit endigte, daß über fünfzig Könige und Fürsten entthront und alle geistlichen Staaten vernichtet wurden. *)

Friedrich Karl, der Kurfürst von Mainz, der sich nun durch den Bund der mächtigsten Könige geehrt und durch die Macht der besten Heere in Europa gestärkt glaubte, blieb bei dem Ausbruche

---

*) Der Lüneviller Friedensschluß und der Reichsdeputationsschluß vernichtete die Könige von Frankreich, Polen, Sardinien, den Großherzog von Toskana, den Statthalter von Holland, die Dogen von Venedig und Genua, die drei geistlichen Kurfürsten, vier und zwanzig Fürst-Bischöfe, zwanzig gefürstete Abteien, ohne die Reichsstädte zu gedenken.

Unter Napoleon sind entthront worden der deutsche Kaiser, die Könige von Spanien, Portugal, Neapel, Schweden und der Papst; die Herzoge von Parma, Modena, Braunschweig, der Kurfürst von Hessen, Nassau-Fuld, nebst einer Menge andern mediatisirten Fürsten, so daß man die Gesammtzahl auf hundert entthronte Könige und Fürsten bringen könnte. — Und wohin sind die Altäre, die Kirchen, die Kirchengüter und die Diöcesenrechte gekommen, deren Erhaltung doch in dem Manifeste versprochen war?

des Kriegs nicht zurück. Er ließ sogleich die besten seiner Truppen auf dem Heiligkreuzerfelde versammeln, und nachdem sie einige Tage da im Lager gestanden hatten, unter Anführung des Obersten von Winkelmann zu dem kaiserlichen Heerhaufen vorrücken, welcher unter dem General von Erbach den Elsaß angreifen sollte.

Indessen gingen die Unternehmungen der Preußen in der Champagne nicht so glücklich und schnell, als man gehofft. Die französischen Generäle Lafayette, Luckner und Rochambeau waren während ihrer ersten Versuchen den Jakobinern verdächtig geworden, an deren Stelle wurden eifriger scheinende Patrioten, Dumourier, Custine, Biron und Kellermann gesetzt. Diese konnten, weil der Plan des Marquis de Bouillé nicht angenommen wurde und sie jetzt anderswo keinen Feind zu fürchten hatten, ihre bisher zerstreuten Truppen auf einem Punkte versammeln und durch schnelle Aufgebote verstärken. Die französischen Generäle nahmen daher zuerst bei Grandpree und den Isletten, dann als diese durchbrochen war, bei St. Menehoult eine feste Stellung. Kellermann hielt die Preußen in der Champagne im Schach, richtete unter ihnen bei Valmey durch ein anhaltendes Stückfeuer großen Schaden an, indessen Dumourier nichts weniger im Sinne hatte, als sie von ihren Magazinen und eroberten Festungen im Rücken abzuschneiden. Was übrigens das zu Valmy angebrachte Stückfeuer nicht ausgerichtet hatte, vollendete eine epidemische Krankheit, welche der Genuß unzeitiger Trauben unter den Preußen hervorbrachte. Der Herzog von Braunschweig zog sich zurück. Ueber dieses sonderbare Ereigniß sagte Sieyes: „Er, der Herzog, ist nicht der Verfasser des verfluchten Manifestes. Es wäre vielmehr leicht zu beweisen, daß er selbst diesen Rückzug angerathen habe, indem er sich nicht hingeben wollte, Frankreich mit Feuer und Schwert zu verwüsten, um ein Werkzeug der Emigranten zu sein;“ *) und Göthe macht als Augenzeuge folgende Bemerkungen darüber:

„Ein französischer General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor Kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnte sich gegen die Obergewalt auf, die allein nach der Gefangennehmung des Königs das

---

*) Il n'est pas l'auteur de ce maudit manifeste, dit Sieyes, et il serait facile d'etablir, qu'il a conseiller lui-même la retrait de champagne, se refusant de mettre la Franee à feu et à sang et d'agir pour les émigrés. Mémoire de Fouché.

Reich repräsentirt; er entflieht, seine Armee nicht stärker als 20000 Mann, bleibt ohne General und Oberoffizier desorganisirt und bestürzt.“

„Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König mit einem 80,000 Mann starken verbündeten Heere den Boden Frankreichs, zwei befestigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben sich. Nun erscheint ein wenig bekannter General (Dumourier), ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen und doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen und zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt. Aber sonderbar vereitelte Zustände*) werden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbare allürte Heer, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, bequemt sich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, verliert ein Drittel seiner Mannschaft und davon höchstens 2000 durch die Waffen und sieht sich nun wieder am Rhein. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare gränzen, ereignen sich in nicht weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken.“

Dieses Alles, und mehr noch, als der Kluge verschweigt, bemerkend, ruft Göthe aus: „Von hier und heute geht eine neue Epoche in der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Nach so unerwarteten Unglücksfällen bekam der General von Erbach die Weisung, mit dem größten Theile der Truppen, welche den Elsaß angreifen sollten, zu dem Herzoge von Braunschweig zu stoßen, und als sich das Glück auch jetzt noch nicht zum Vortheil der Könige wenden wollte, mußte sich der Oberst von Winkelmann mit seinem kleinen Haufen von Mainzern, anstatt in die Festung Mainz, nach Speier zurückziehen, um das angelegte Magazin zu decken.

Winkelmann sah wohl die mißliche Lage seines ihm anvertrauten Häufleins ein; er berichtete auch darüber an die Oberbehörde; allein man war durch den unglücklichen Anfang des Krieges schon so verwirrt, daß man seine Vorstellungen nicht beachtete. Winkel-

*) Die Aristokraten beschuldigten den Herzog, daß er von dem Convent bestochen worden sei; aber wenn dieses bei einem so berühmten und ehrliebenden Fürsten möglich gewesen wäre, so konnte es gewiß nicht durch Geld, sondern nur durch einen verlassenen Thron geschehen.

mann bekam den Befehl, seinen Posten zu behaupten, und so gab man für die Erhaltung eines Magazins die wichtige Festung von Mainz preiß.

Indessen hatte das Glück der französischen Nationalheere den Muth ihrer Generäle so kühn gemacht, daß jeder sich durch Siege auszeichnen wollte. Hatten Kellermann und Dumourier die Helden Friedrichs des Großen zum Weichen gebracht, so wollte Custine ein Gleiches an dem Obersten von Winkelmann versuchen. Der französische General müßte auch nicht die geringsten militärischen Kenntnisse und keinen Funken Muths besessen haben, wenn er, von allen Seiten benachrichtigt und an der Spitze von wenigstens sechszehntausend Mann, die Gelegenheit versäumt hätte, das schwache Häuflein der Mainzer anzugreifen. Vermuthlich hatte er durch Spionen erfahren, daß Winkelmann Befehl bekam, sich im Falle eines Unglücks nach Manheim zurückzuziehen. Er besetzte daher einen Wald, welcher den Weg von Speier nach dieser Festung beherrscht, schnitt dadurch den Mainzern den Rückzug ab und ließ sie, nachdem er sie fast ganz umstellt hatte, auf verschiedenen Punkten angreifen. Da Winkelmann sich auf diese Weise auf allen Seiten gedrängt sah, theilte er seinen kleinen Heerhaufen in noch mehrere kleinere ab, und besetzte damit alle Zugänge auf Speier. Einige davon kamen auch wirklich zum Treffen und hielten sich tapfer; da aber der Feind in überlegener Zahl sie auf allen Seiten zu packen schien, zogen sie sich allbereits nach der Stadt zurück, um sich über den Rhein zu retten. Allein nun fehlten ihnen Fahrzeuge und Schiffe, um über den Fluß setzen zu können. Der Fürst von Speier, aus Furcht vor der Rache der Franzosen, versagte ihnen die jenseits liegenden Kähne und Nachen, welche er doch dem Obersten vor dem Treffen versprochen hatte. So wurde ein Theil dieses zu schwachen Haufens ins Wasser gesprengt, der bei weitem größere Theil aber mußte sich zu Kriegsgefangenen ergeben.

Der Verlust bei Speier setzte den Mainzer Hof und die Mainzer Bürger in die größte Verlegenheit. Man fürchtete die Rache des französischen Volkes, welches man bisher so sehr gereizt hatte; die Festung Mainz war nicht im Stande eine lange Belagerung auszuhalten, der größte Theil der Mainzer Truppen war gefangen, die besten Artilleristen in französischen Händen; die Festungswerke zu weitschichtig, und an Vorrath fehlte es auf allen Seiten. Indessen suchte man, so viel es thunlich war, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Den noch übrigen Mainzer Truppen wurde Muth

eingesprochen, die Lücken an der Festung verbessert und mit Pallisaden bestellt; die umherliegenden Kaiserlichen und Kreistruppen in die Stadt gezogen, die Bürger und Rheingauer bewaffnet und zur Vertheidigung ihres Vaterlandes aufgerufen; die Wälle mit Kanonen besetzt, und die Husaren und herrschaftlichen Jäger bis Oppenheim und Niederolm vorgeschickt, um die Absicht des Feindes zu beobachten.

Custine, unschlüssig, ob er sich nach dem Plane des Generals Biron mit Dumourier vereinigen oder ohne alles dazu gehörige Geschütz Mainz belagern sollte, war daher nicht weiter als bis nach Speier und Worms vorgerückt, und legte, obwohl noch kein Reichskrieg erklärt war, diesen beiden Reichsstädten, der erstern 500,000, der zweiten 1,200,000 Livres Contribution auf. Wegen diesem langsamen Zuge des französischen Generals schöpfte man in Mainz wieder einigen Muth und sprengte aus, Fürst Esterhazy sei im Anzuge, der Stadt zu Hülfe zu kommen. So vergingen einige Tage, ehe sich die Franzosen sehen ließen. Den 19. Okt. Abends kam die Nachricht an, daß sie bereits das fürstliche Schloß zu Worms abgebrannt, und ihre Vorposten schon die nahe gelegenen Ortschaften Laubenheim und Hechtsheim besetzt hätten. Den andern Tag Morgens zwischen 8 und 9 Uhr sah man sie wirklich auf den Anhöhen von h. Kreuz und Bretzenheim; und die sowohl auf den Wällen, als von den feindlichen Batterien donnernden Kanonen kündigten nach einer glücklichen Ruhe von so vielen Jahren dem aufgeschreckten Mainzer Volke an, daß der Feind vor seiner Stadt sei.

Um nun die leichte Uebergabe derselben und was weiter darin vorgegangen ist, zu erklären, muß man sich dessen erinnern, was wir von der Regierung Emmerich Josephs gesagt haben, und wie nach dessen Tode die Partei dieses Kurfürsten unter dem Namen von Emmericianern oder Illuminaten die Opposition unter Friedrich Karl Joseph geworden sei. Dazu gehörte ein großer Theil der Domherren, Professoren, geistlichen und weltlichen Räthen und selbst der Coadjutor von Dahlberg und der Curator von Benzel. Nachdem die Originalschriften der Illuminaten in Baiern bekannt wurden, verließen viele davon den Orden, und nur diejenigen spielten jetzt noch bei der Uebergabe von Mainz eine wichtige Rolle, welche die Grundsätze des Ordens mit jenen der Jacobiner-Partei in Frankreich als die nämlichen hielten und folglich Anhänger der französischen Revolution wurden. Die vorzüglichsten Männer, welche dazu gezählt wurden, waren die Professoren Blau, Dorsch,

Hofmann, Metternich, Eikenmaier, Wedekind, von andern kurfürstlichen Beamten Stumme, Razen, Boos, Macke, Umpfenbach und Hartmann ꝛc. Darunter muß man aber wieder unterscheiden, Hofmann, Boos, Macke, Razen, Hartmann ꝛc. haben vor der Uebergabe nichts von den vorgegangenen Handlungen gewußt, Wedekind aber, Dorsch, Blau und Eikenmaier wurden einer schon vorhergegangenen Verrätherei beschuldigt. Diesen Verdacht zogen sie sich hauptsächlich dadurch zu, weil Dorsch schon lange vor der Einnahme von Mainz mit seiner Geliebten nach Straßburg entwichen, Wedekind aber bei Annäherung der Franzosen unter dem Vorwande, er besuche Kranke in Nackenheim, aus der Stadt gegangen war, und Eikenmaier, obwohl Mitglied des kurfürstlichen Kriegsraths, gleich nach der Uebergabe der Stadt in französische Dienste getreten war.*) Da Blau schon lange in einem freundschaftlichen Verhältniß mit diesen dreien stand, so fiel auch der Verdacht auf ihn zurück.

Nebst diesen Ursachen des schnellen Verlustes von Mainz, welche durch die damalige Freiheitsschwärmerei hervor gebracht wurden, müssen wir noch andere angeben, welche, wenn sie nicht vorausgegangen wären, die erstern wirkungslos gemacht hätten. Darunter zähle ich vorzüglich den elenden Operationsplan des Herzogs von Braunschweig, welcher bei seinem schändlichen Rückzug noch gar den General von Erbach von dem Elsaß an sich zog und den schwachen Haufen mainzer Truppen, statt sie nach Mainz zu verlegen, den Franzosen Preis gab. Dadurch ward auch die Garnison dieser Festung zu schwach, ein so großes Bollwerk des Reichs zu vertheidigen. Dazu kam zweitens noch, daß diese Festung von Seiten des Reichs keine Hülfe zu hoffen hatte, und die paar hundert Weilburger Soldaten noch vor der Belagerung davan liefen; daß endlich der kurfürstliche Befehlshaber der Festung, der General von Gymnich, sich als einen Mann ohne allen Muth und militäirische Kenntnisse darstellte, und bald nach der ersten Aufforderung schon zu kapituliren anfing.**) Diesen Umständen ungeachtet zog sich Custine, um sowohl den zu einer Belagerung untüchtigen Zustand seiner Truppen zu verbergen,***) als auch vor dem Mainzer

*) Nachdem, was Eikenmaier mir von dem elenden Kriegrathe sagte, war er kein Verräther.

**) Umständlich und fast von Tag zu Tag bemerkt, findet man die während der Belagerung vorgefallenen Begebenheiten in zwei Bänden: Darstellung der Mainzer Revolution. Frankfurt bei Johann Gottlieb Pech 1794. mit Beilagen.

***) Custine ließ seine Truppen sogar mit weißen Kokarden und Fahnen vorbeiziehen, als wenn es Emigranten wären.

Geschütz sicher zu sein, durch die Hohlwege und Abhänge bei Hechtsheim, Zahlbach und Gonzenheim um die Stadt und forderte sie auf, sich zu ergeben; und nun war die Verlegenheit der Mainzer Regierung auf den höchsten Punkt gekommen. Die Stadthalterschaft nahm Abschied von den Bürgern und forderte sie noch einmal zur Vertheidigung ihres Heerdes auf. Der Kriegsrath war unentschlüssig, ob er die äußern oder nur die innern Werke besetzen sollte.*) Die Schätze, Archive und Kassen des Staats wurden auf Schiffe gebracht und nach den Niederlanden geflüchtet; die Adeligen und Reichen vergruben ihr Geld und ihre Habseligkeiten, die sogenannten Aristokraten flohen und die sogenannten Demokraten freuten sich, ihre Brüder so nahe zu sehen. Eine allgemeine Todesstille herrschte über eine Stadt und einem Lande, wo man zuvor nichts als Freude und Gesänge ertönen hörte.

So blieb der Zustand der Dinge einige Tage hindurch, bis man nach vielen Drohungen der Franzosen auf Capitulation dachte. Der Oberst, nachher französischer General gewordene Eikenmaier wurde mit dem damaligen Hofrath Kalkhofen in das französische Hauptquartier geschickt, um mit Custine sich auf annehmliche Punkte zu vergleichen. Man kam überein: daß die Garnison ehrenvoll bewaffnet und mit klingendem Spiele abziehen könne; ein Gleiches sollte auch den Bürgern, welche nicht bleiben wollten, mit ihrem Vermögen gestattet sein; daß zwar die Sicherheit und das Eigenthum der Bürger geschützt, jedoch die Stadt, die Festung, die Kriegsvorräthe und der öffentliche Schatz ꝛc. der französischen Nation überlassen werden sollte. So wurde Mainz den 21. Oktober 1792 das erste Opfer der Revolution in Deutschland.

Nachdem am folgenden Tage vermöge der Capitulation die Mainzer Truppen mit Ehren und klingendem Spiele abgezogen waren (die Kaiserlichen gingen schon vorher mit Wuth ab) besetzten die französischen Soldaten das Gauthor und die Brücke, und kamen endlich triumphirend in die Stadt. Die National-Garnison war ein sonderbarer Anblick für das Mainzer Volk. Die Linientruppen hatten zwar das Ansehen schöner französischer Kriegshaufen; allein die Freiwilligen und Nationalgarden machten ein buntes Gemisch seltener Krieger aus. Da waren einnehmende Gesichter zwischen wilden Schnurrbärten, reichgekleidete Wollüstlinge

*) Doch sagte der Befehlshaber von Gymnich großsprechend: Er würde die Festung nicht eher übergeben, bis ihm das Schnupftuch im Sack brenne.

zwischen zerlumpten Sanscülotten, stolze Mohren zwischen niedergeschlagenen Weißen zu sehen. Hier blinkten Schwerdter und Spieße, dort mit Brod und Stücken Fleisch besteckte Bajonette, und überall die rothe, schreckliche Jacobinermütze auf Fahnen und Standarten. Es war der seltsamste Contrast in Waffen und Kleidung.

Bei allen diesen Auftritten war das Volk bald niedergeschlagen, bald neugierig, bald verzweifelnd, bald hoffend, je nachdem es Neigung und Interesse trieb. Noch ehe die französischen Truppen in der Stadt waren, liefen ihnen schon einige Republikaner entgegen, um sie mit vive la nation und aufgesteckten dreifarbigen Kokarden zu empfangen; und kaum hatte Custine zu Erhaltung der Ordnung und Verwaltung der Geschäfte eine provisorisch angestellte Administration niedergesetzt, als auch schon ein diese Ordnung zerstörender Klub errichtet war.

Es ist gewiß, daß der bei weitem größere Theil des Mainzer Volkes, bisher an eine glückliche Ruhe gewöhnt, keine Umänderung seiner Verfassung wünschte, obwohl sie auch manche Fehler gehabt haben mag. Der klügere Theil suchte mit einer durch Stände und Volksrepräsentanten gemäßigten Regierung zwischen den Wünschen des Volkes und des Siegers durchzukommen; die ächten Patrioten sahen alle Unternehmungen nur als eine Kriegsoperation an, und wollten bis zum Frieden nur provisorische Anstalten; allein die Jakobiner und französischen Anhänger im eigentlichsten Sinne verlangten Freiheit und Gleichheit und eine gänzliche Vereinigung mit der großen Nation.

Kaum war der Klub errichtet, als auch schon die Umwälzungen und Faktionen ihren Anfang nahmen. Alle bisherigen Beamten, wenn sie sich nicht öffentlich zur Jakobiner-Partei bekannt hatten, wurden ihrer Dienste entlassen. Man eröffnete ein rothes und schwarzes Buch, worin sich ein jeder für oder wider die alte Verfassung erklärend einschreiben sollte; man errichtete mit einem Zuge von Soldaten und Klubisten einen Freiheitsbaum, man schickte Freiheitsprediger und Commissäre auf das Land und in die benachbarten Ortschaften, um das Volk zur Revolution zu bereden; man hielt Reden und gab Flugschriften heraus, worin die Fehler der alten Regierung gerügt oder lächerlich gemacht, die Vortheile der Freiheit gepriesen, und die Großmuth der französischen Nation angerühmt wurde.

Während dem die Häupter des Klubs durch ihre übertriebenen Forderungen und zwangvollen Anmuthungen die Sache der Freiheit

dem Volke verhaßt machten, fochten die Soldaten für dieselbe. Die Preußen zogen sich aus der Champagne zurück und übergaben die bisher eingenommenen Festungen; Montesquieu nahm Savoyen ein und Dümourier schlug die Kaiserlichen bei Gemappe. Cassel und alle angreiflichen Punkte um Mainz wurden befestigt; Custine drang mitten im Winter bis über die Lahn vor, und das entblößte Reich schien einer gänzlichen Revolution ausgesetzt zu sein.

Diese so schnellen als glänzenden Siege der französischen Nation erhoben ebenso die Zuversicht der Jakobiner, als sie die Hoffnungen der Aristokraten niederschlugen. Aber die Freude der Erstern wurde bald in Leid verwandelt. In dem Taumel seines Glückes hatte Custine vergessen Coblenz zu besetzen, und die Preußen konnten frei das rechte Rheinufer gewinnen. Von allen Seiten zogen große Armeen heran, um das Innere von Deutschland zu retten. Die auf den Höhen des Taunus und längst der Lahn und Nid aufgestellten Franzosen wurden zurückgeschlagen, Frankfurt mit Hülfe seiner Bürger von den Deutschen wieder eingenommen, und außer Cassel und Kostheim fast alle Länder auf dem rechten Rheinufer verlassen. Die jakobinischen Soldaten, welche in Frankfurt einen Aufstand des Pöbels gegen seinen Senat und seine reichen Bürger, und in Hessen sich einen Anhang gegen den Landgrafen zu bewirken hofften, kamen, zwar mit einer Million Brandschatzung von Frankfurt und mit den Salzsäcken von der nauheimer Saline, aber mit keinem Beifall des deutschen Volkes zurück. Ueberhaupt sah man es an dem Mißvergnügen aller Völker Europens, daß daß flache Luftgebäude, was die constituirende National-Versammlung als das non plus ultra der politischen Weisheit aufgestellt hatte, den Beifall nicht erhalten habe, welchen man sich davon versprochen hatte. Die ersten Häupter der Revolution hatten schon darin gegen den Auftrag und den Willen ihrer Comittenten gehandelt, daß sie die ihnen von diesen ausdrücklich gegebenen Instruktionen überschritten, und statt eine General-Ständeversammlung eine einseitige National-Versammlung decredirten, wovon die Abschaffung des Königthums und das Misvergnügen so vieler Bürger die nothwendige Folge war. Der Widerwillen und Widerstand, welchen sie während den durch sie bewirkten Kriegen unter den Völkern Deutschlands, Italiens, Spaniens, der Schweiz und Großbritanniens fanden, zeigt deutlich, daß ihr System nur durch den grausamsten, blutigsten Terrorismus und die Treulosigkeit der Fürsten hinausgeführt werden konnte.

Dieser nicht zu verkennende Widerwillen, welchen die Demokraten gleich beim Ausbruche des Kriegs sowohl in als außer Mainz und Frankfurt unter dem deutschen Volke bemerkten, brachte sowohl sie als auch die Franzosen in große Verlegenheit. Um also ihre Anhänger wieder zu ermuthigen und die Bürger niederzuschlagen, erschien schon ein vom 15. Dezember datirtes Decret des National-Convents, welches die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und die Einführung der französischen Verfassung mit Gewalt durchzusetzen drohte. Zwar hatte bei dem Ausbruche des Kriegs der National-Convent durch den Condorcet ein Manifest ergehen lassen, worin er erklärt, daß die französische Nation keine Eroberungen machen, sondern den Völkern nur die Freiheit bringen wolle; auch wollten die Mainzer Jakobiner nur eine rheinische Republik gründen, und riefen deshalb einen rheinischen National-Convent zusammen. Allein bei der Einverleibung konnten die Franzosen leichter über die Völker verfügen, und die Armeen auch mehr Unterstützung in ihren Operationen finden. Mainz mit seinen umliegenden Ortschaften wurde daher schon als ein integrirender Theil der französischen Republik angesehen, und sogleich drei Deputirte, nämlich der nachherige Direktor Reubel, Merlin von Thionville und Hausmann von Paris geschickt, um das nunmehr von den Franzosen eroberte Land auch nach französischen Gesetzen zu organisiren.

Bei der Ankunft dieser Volksrepräsentanten rückte die Garnison in Parade aus, die Glocken wurden geläutet, die Kanonen umher abgefeuert, die Glieder der Administration, der Mairie und des Klubs gingen ihnen im festlichen Anzuge entgegen; die Residenz des Fürsten wurde ihnen zur Wohnung angewiesen, unter einem großen Zuge ein neuer Freiheitsbaum auf dem Markte gepflanzt, die bischöflichen und fürstlichen Insignien dabei verbrannt und von allen Republikanern vive la nation entgegen gerufen.

Kaum waren die Commissäre angekommen, als sie auch sogleich und mit Gewalt darauf drangen, Bürger und Männer von ein und zwanzig Jahren zu den Primär-Versammlungen zu berufen, um sich ihre Beamten und Stellvertreter zu einem deutsch-rheinischen National-Convent zu wählen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Menschen, welche unter ihren vorigen Regierungen glücklich lebten, und wovon ein großer Theil von diesen Regierungen seinen Unterhalt zog, von Angst und Bedenklichkeit ergriffen wurden, als sie im Angesicht einer gegenüber stehenden

deutschen Armee diese Regierung abschwören sollten. Nicht allein die Geistlichkeit und die kurfürstlichen Beamten, sondern der bei weitem größere Theil der Bürgerschaft machten dagegen eben so gründliche als vernünftige Vorstellungen. Allein statt Gehör zu finden, wurde ihnen mit Exportation, Confiscation, ja mit dem Tod gedroht, wenn sie nicht schwören oder sich versammeln würden. Diesem ungeachtet fand sich nur ein unbeträchtlicher Theil ein und erwählte größtentheils aus den eifrigsten Gliedern des Klubs seine Munizipal-Beamten und Volksrepräsentanten zu einem rheinisch-deutschen National-Convent.

Dieser versammelte sich auch am 17. März in dem großen Rittersaale des deutschen Hauses, und nachdem er sich constituirt, den Bürger Hofmann als Präsidenten gewählt hatte, und sowohl von dem Commissär Hausmann, als dem General Custine belobt und ermuntert war, setzte er seine Sitzungen fast täglich fort.

Man wird an allen bisher angeführten Handlungen und Decreten der französischen Regierung finden, daß, schon ehe ihre Soldaten Mainz erobert hatten, die Grundsätze des Terrorismus vorherrschend waren; denn da sie selbst bei vielen Franzosen so wenig Theilnahme, bei fremden Völkern sogar Widerstand fanden, sahn sie selbst ein, daß ihr System nur durch Furcht und Gewalt eingeführt werden könnte. Je mehr sie nun davon überzeugt wurden, je schrecklicher wurden ihre Decrete, je blutiger ihre Vollstreckung. Sie wütheten gegen die Emigranten, Adeligen und Geistlichen, decretirten eine Republik und ließen dem guten König Ludwig den 21. Januar 1793 das Haupt abschlagen. Durch solche Maaßregeln wollten sie nicht nur ihre Feinde schrecken, sondern auch diejenigen ihrer Freunde compromittiren, welche noch menschliche Gesinnungen äußerten. Daher sagte auch Marat öffentlich im National-Convent: „Nur der sei ein wahrer Patriot, der, wenn es anders ging, einen Strick um den Hals hätte."

In einem gleichen Geiste zeichnete sich nun auch der rheinisch-deutsche National-Convent aus. Gleich in seinen ersten Sitzungen erklärte er das ganze von Bingen bis Landau auf dem linken Rheinufer gelegene Land als einen eigenen Volksstamm bestehend, von dem deutschen Reiche abgerissen, und sprach über alle dessen Fürsten, Grafen, Herren und ihre Abgeordneten, welche ihre alten Rechte auf demselben behaupten würden, das Todesurtheil aus. Darauf erschien ein anderes Decret gegen die Exportirten, die Hofleute und die Bürger, welche nicht schwören würden, und mit Confiscation

ihres Vermögens bedroht wurden; endlich kam auch noch ein Decret vor, welches eigentlich den Zweck dieses rheinisch-deutschen Convents beabsichtigte, nämlich drei Abgeordnete zu wählen, welche dem französischen National-Convent den Wunsch der Einverleibung mit der großen Republik nach Paris bringen sollten. Da es nun zu der Zeit üblich war, weil man keine Landstände mehr anerkennen wollte, statt derer nur den Gelehrten-, Handels- und Bürgerstand bestehen zu lassen, so wurde der Schriftsteller Forster, der Handelsmann Patocki und der Landwirth Lux von Kostheim abgeschickt.

Diese drei gewählten Stellvertreter des souveränen Volks gingen zwar mit gleichen Hoffnungen nach Paris; jeder derselben hatte aber für sich selbst verschiedene Gesinnungen. Patocki hatte sich schon gleich bei der Ankunft der Franzosen für die Revolution erklärt. Er hatte Verwandte in Elsaß und, selbst ein Handelsmann, beständigen Briefwechsel mit französischen Handelsleuten. Die Einverleibung von Mainz und des linken Rheinufers mit der großen Republik konnte auch nicht gegen sein Interesse sein, denn bei einer so allgemeinen Veränderung der Dinge giebt es für einen klugen Kaufmann ein weites Feld für Speculationen. Forster war bei der Uebergabe von Mainz nichts weniger als für den Eintritt in den Klub gestimmt. Er hatte bereits seinen Ruhm durch seine Reise um die Welt und seine Schriften gegründet, und war von dem Kurfürst mit Titeln und einer reichen Bestallung beehrt. Von dem Coadjutor von Dahlberg hatte er ein gleiches zu erwarten. Allein das Zureden seiner Frau und seiner Freunde und die Aussicht, auch seinen Ruhm in Frankreich zu verbreiten, verwandelten ihn schnell aus einem bedächtlichen Mann in einen der eifrigsten Jacobiner. Lux, zuvor einer der besten Studenten der restaurirten Universität, hatte seine Studien gegen eine gute Frau und den Pflug vertauscht. Er trieb die Landwirthschaft zu Kostheim, ohne bisher an dem Klub Theil genommen zu haben. Wie sehr aber erstaunten alle drei, als sie in Paris angekommen waren, und statt einen Senat von Aristiden, Fabriciern, Ciceronen und Catonen anzutreffen, mit denen sie verhandeln sollten, eine wahre Räuberhöhle von Mördern und Tyrannen vor Augen sahen. Der kluge Patocki wußte sich zwar als Handelsmann mit diesen Unordnungen abzufinden; er ließ sich eine Lieferung bei der Armee anweisen, allein der bisher überall geehrte, aber jetzt sogar von denen, die ihn zum Klub beredet hatten, verlassene Forster fiel in eine Schwermuth und Krankheit, welche ihm bald den Tod brachte.

Lux allein trat fest und kühn gegen die unter der Larve von Freiheit und Vaterlandsliebe betrügenden Tyrannen auf. Zuerst schrieb er eine Vertheidigung der Heldenjungfrau Corday, dann griff er in einer andern Schrift die Häupter der Tyrannei öffentlich an, und fiel als ein consequenter Republikaner unter dem Messer der Guillotine.

Indessen war es vorauszusehen, daß ihr Anerbieten, Mainz einzuverleiben, gleich nach ihrer Ankunft von dem französischen National-Convent angenommen wurde. Je mehr aber dadurch der rheinisch-deutsche Convent und mit ihm der Klub seine schreckliche Gewalt befestigt glaubten, je gehäßiger wurden sie den Bürgern und Landleuten bei der Annäherung der deutschen Armeen. Was ihren Zustand noch bedenklicher machte, war ihr innerer Zwiespalt selbst. Gleich bei Errichtung des Klubs zeichneten sich schon zwei Parteien aus, wovon auf der einen Seite der unerschrockene Professor Hofmann, auf der andern der geschmeidige Dorsch die Häupter waren. Zu jener schlugen sich die meisten jungen Leute und fast alle gebornen Mainzer, zu dieser die meisten Fremden, und was von Deutschen jetzt häufig in Mainz zuströmte, um sein Glück zu versuchen. Jene dachten sich eine Republik nach Römerart in Sitten und Gebräuchen, diese schienen öfters die Schmeicheleien und die Pracht der Höfe mit den Formen eines Freistaates zu vereinigen. Jene hielten sich zu den Conventsdeputirten, diese zu den Generälen. Schon frühe suchte der Professor Metternich die Hofahrt der letztern zu rügen, und sagte im Klub: „Ich meine, daß die Weihrauchstreuungen ein Ende nehmen müssen." Noch viel stärker griff sie aber nach der Hand Hofmann an, und brach so heftig auf sie los, daß Custine drohte, ihn aufhängen zu lassen.

So war die Lage der Dinge, als die Preußen schon im Anfange des März 1793 bei St. Goar wieder auf das linke Rheinufer setzten, die auf dem Hundsrück vertheilten Franzosen schlugen, und, durch die Kaiserlichen und Reichstruppen verstärkt, Mainz gänzlich umzingelten. Die Noth der Mainzer Republikaner war nun aufs Aeußerste gebracht und gränzte an Verzweiflung. Viele suchten sich noch vor der Belagerung zu retten, einige waren auch so glücklich, nach Frankreich zu entweichen, einige aber, und besonders der sanfte Blau, fielen in die Hände der Preußen, wurden gefangen, mit Stricken gebunden, vom Pöbel verlacht, geschlagen, mißhandelt und nach der Festung Königstein gebracht. Die, welche in Mainz zurückgeblieben waren, hoben unter den

ansehnlichsten kurfürstlichen Beamten und Bürgern Geisseln aus, um damit im Falle einer Gefangenschaft ausgelöst zu werden.

Custine hatte, ehe er sich hinter Landau zurückzog, eine tüchtige Garnison von wenigstens 20,000 Mann in Manz geworfen, selbe mit Munition und Magazinen versehen, und einen geschickten Commandanten, den General d'Oyre, an die Spitze gegeben. Von einer Uebergabe der Stadt konnte zu der Zeit noch gar nicht die Rede sein, obwohl der König von Preußen, welcher nun sein Hauptquartier in Marienborn aufgeschlagen hatte, gleich von Anfang der Belagerung mehrere Trompeter nach Mainz schickte, um es aufzufordern. Die Franzosen, durch den verflossenen Feldzug nun schon an den Krieg gewöhnt, boten alle Kräfte auf, um diesen wichtigen Platz zu vertheidigen. Sie verbesserten die alten Festungswerke, legten auf den Anhöhen von Zahlbach und Weißenau beträchtliche Verschanzungen an, welche die Hohlwege und Zugänge beherrschten; befestigten diesseits des Rheins Kostheim, die Auen und andere Plätze, verbanden sie mit Kassel, welches nur ein starker Brückenkopf war, und suchten sich täglich durch Scharmützel und zeitlich durch blutige Ausfälle dem Feinde fürchterlich zu machen. Schon im April trieben sie mit vielem Muthe die Preußen und Hessen aus Kostheim, welches diese bereits weggenommen und in Asche gelegt hatten. In der Nacht vom 30. Mai schlichen sie sich durch die Zahlbächer und Brezenheimer Hohlwege bis nach Marienborn, und waren im Begriffe, sogar das Hauptquartier des Königs von Preußen aufzuheben; und als die Belagerer schon die Laufgräben eröffnet und einige Regimenter abgeschickt hatten, die Verschanzungen von Zahlbach hinwegzunehmen, empfingen sie selbe mit vieler Tapferkeit und trieben sie wieder zurück. Eine solche Garnison war nur durch Noth zu zwingen.

Indessen hatte sich die deutsche Belagerungsarmee aller Anhöhen um Mainz bemächtigt; von Biberich, Erbenheim, den Häuserhöfen und Hochheim herab wurde Mainz durch die Sachsen und Hessen bewacht; die Oestreicher und Reichstruppen nahmen die Weinberge von Weißenau, Laubenheim und Hechtsheim in Besitz; die Preußen lagen auf den Höhen von Draiß, Finthen und in dem Walde von Gonzenheim und Mombach. In einer solchen Umzingelung fing man an, Mainz von allen Seiten zu beschießen und den 3. Juni wurden auf dem Heiligkreuzer Felde die Laufgräben eröffnet.

Das deutsche Geschütz war hauptsächlich nach solchen Gegenden

der Stadt gerichtet, wo Kirchen standen oder Magazine angelegt sein mochten. So wurde zuerst die Liebfrauenkirche, dann der Dom, die Jesuiten-, Dominikaner- und Franziskaner-Kirche, endlich die Abtei auf dem Jakobsberg angezündet. Die benachbarten Häuser der Bürger und Palläste der Domherren und Adeligen wurden ein Raub der Flammen. Alle Gebäude, welche auf dem Leichhofe und Höfchen, auf dem Goldschmidtplatz und der Gräbengasse, an der Franziskanerkirche und dem Redoutenhause standen, nebst der Dompropstei und dem Ingelheimer und Dahlberger Hofe im Saukopf waren bald rußige Trümmer einer fürchterlichen Belagerung.

Am Ende des Monats Juli fing der Zustand der Stadt und Festung Mainz an, bedenklich zu werden. Die Garnison war durch die vielen Ausfälle bis auf 16,000 Mann zusammengeschmolzen und überall fehlte schon Nahrung und Munition; ein Ei kostete sechs Batzen, die Maaß Milch einen Gulden dreißig Kreuzer, das Pfund Dürrfleisch drei Gulden, ein Pfund altes Kuhfleisch einen Ducaten. Die Soldaten begnügten sich öfter mit Katzen- und Pferdefleisch, und der arme Mann mußte sich an Wasser und Brod halten. Die Einwohner verkrochen sich in Keller und unterirdische Gewölbe, oder suchten mit Lebensgefahr ihre Häuser zu löschen. Der Himmel funkelte Nachts mit feurigen Kugeln und bei Tag war die Sonne mit Rauchwolken brennender Häuser bedeckt. Die Verzweiflung trieb die Glieder des Klubs, die Commissäre des National-Convents, auf die gefährlichsten Beschlüsse, und wenn der Einwohner vom feindlichen Geschütze ruhig zu sein glaubte, wurde er durch neue Verordnungen geschreckt.

Indessen zeigten sich auch mitunter Auftritte und Ereignisse, welche den Zustand der Belagerung zu erleichtern schienen; die ruhigen Bürger hingen mit Freundschaft und brüderlicher Theilnahme aneinander, die französischen Soldaten bewiesen ihnen großmüthig ihre Hülfe in Nöthen und bei Feuersbrünsten; und die nahe Hoffnung einer baldigen Erlösung ließ sie öfters ihren Kummer vergessen. So war der Zustand der Stadt, als man den 22. Julius hörte, daß zwischen dem Könige von Preußen und dem General d'Oyre eine Capitulation wegen Uebergabe der Stadt geschlossen sei. Sie bestand in folgenden Punkten:

Die Stadt und Festung Mainz mit Kassel wird mit allem Geschütz, Kriegs- und Mundvorrath an den König von Preußen und das Reich übergeben. Die französische Besatzung zieht mit Ehren und klingendem Spiele nach einigen Tagen und in mehreren Colonnen mit

ihrer eigenen Pagage ab; doch ist es erlaubt ihre Wägen zu untersuchen. Für die Kranken und andern wegen Berichtigung der Sache zurückbleibenden Franzosen wird gesorgt. So lange die französische Besatzung noch nicht gänzlich ausgezogen ist, wird keinem, außer dem beorderten Militär erlaubt, in die Stadt zu gehen. Noch wurde von der französischen Commission ein Artikel mit dem General Kalkreuth verabredet, welcher die Sicherheit der sich als französische Bürger erklärenden sogenannten Klubisten betraf.

Unmittelbar nach der Unterzeichnung der Capitulation besetzten die deutschen Truppen die Außenwerke und einige Thore, und den 25. Julius zog die erste Colonne der Franzosen ab, welcher auch bald die übrigen folgten. Man rechnete die noch übrige Anzahl derselben auf 16000 Mann.

Die Freude des Mainzer Volkes war nun fast allgemein. Die Belagerten stiegen aus ihren Kellern, die Flüchtigen rannten in die Arme der Zurückgebliebenen; Nahrungsmittel und Mundvorrath wurden auf allen Seiten herbeigeführt; die vorige Regierung und Gewalten wieder eingesetzt; und endlich kam auch der Kurfürst mit seinem Hofe wieder zurück, und wurde von einigen Bürgern selbst wie in einem Triumphe gezogen.

Diese Freude eines bisher geängstigten Volkes würde jeden Menschenfreund gerührt haben, wenn sie nicht zugleich durch eine schändliche Rachlust und unanständige Mißhandlungen entstellt worden wäre. Es ist zwar wahr, daß viele von den sogenannten Klubisten bisher ihre Mitbürger bedrückten, oder sich durch ihr frevelhaftes Betragen die Ahndung der Fürsten zugezogen hatten; vielleicht mochten auch manche eine Untersuchung ihrer Handlungen und gesetzliche Strafe verdient haben; allein man warf jetzt die edlen Schwärmer mit dem habsüchtigen Taugenichts, den Verführten mit dem Verführer, den Freund der Ordnung mit dem Räuber in eine Klasse, und ein jeder, der nur als Freund der Freiheit zuvor bekannt war, ein jeder, welcher unter Drohungen geschworen hatte, ein jeder, welcher vielleicht aus Liebe zu seinem Vaterlande oder um Unheil zu verhüten Dienste angenommen hatte, wurde ohne Unterschied mishandelt, geschimpft, geschlagen, mit Koth geworfen und ins Gefängniß abgeführt.

Diese Behandlung solcher unglücklichen Menschen war ebenso grausam als unklug. Der wahre Verbrecher wurde dadurch mit achtbaren Leuten auf einen Fuß gesetzt, der in solchen Kriegen so schändliche Parteigeist unterhalten, und den Franzosen neue Mittel

an die Hand gegeben, ihre Anhänger in Mainz zu vermehren und ihre Operationen zu erleichtern. Eine gesetzmäßige Bestrafung der schlechten Menschen, und eine gnädige Amnestie für die Verführten und Schwärmer würde die zuvor eifrigsten Parteigänger in die treuesten Anhänger der deutschen Regierungen verwandelt haben.

Von den Republikanern sind nicht alle in die Hände der Deutschen gefallen. Forster, Patocki und Lux waren schon vor der Belagerung nach Paris geschickt worden, Wedekind, Dorsch und andere waren heimlich entwischt; Hofmann und Eiler zogen mit der französischen Garnison ab. Diese verfolgten Patrioten waren eben die Sprecher, welche nach der Hand durch den Director Reubel so vielen Einfluß auf die Behauptung des linken Rheinufers erhielten.

Indessen muß man es doch zum Lobe der Mainzer Regierung zugestehen, daß sie die Anklagen gegen die zurückgebliebenen Republikaner rechtlich untersuchen, von unparteiischen Richtern und fremden Universitäten darüber aburtheilen und daß sie bald alle wieder in Freiheit setzen ließ.

Mainz war nun wieder in den Händen der Deutschen und seine alte Verfassung wieder hergestellt, aber welch ein Unterschied zwischen seinem vorigen Zustande und dem jetzigen. Die Weinberge und Felder umher waren verwüstet oder mit Schanzen durchgraben, die schönen Gärten und Spaziergänge niedergehauen, die Häuser verbrannt oder zu schmutzigen Casernen gebraucht.*) Die Einigkeit und herzliche Vertraulichkeit war in wechselseitigen Haß und Mißtrauen verwandelt, und selbst die öffentlichen Freuden und Vergnügen durch heimtückische Schadenfreude oder zügellose Ueppigkeit geschändet. Neben festlichen Processionen gingen preußische Patrouillen, welche darüber spotteten; neben schmähsüchtigen Wirthsstuben wurden heimliche Klubs gehalten; zwischen den traurigen Ruinen der verbrannten Häuser rauchten Garküchen oder erschallte Tanzmusik; und Menschen, welche sich zuvor wie Brüder liebten, haßten sich nun als die ärgsten Feinde. Der Krieg wurde jetzt auch gar nicht mehr für Grundsätze oder zu Erhaltung eines großen politischen Systems, sondern aus Rache und der niedrigsten Selbstsucht geführt. Zwar rühmten noch beide Theile ihre beim Anfange des Kriegs vorgelegten Zwecke, und die alten Worte wurden noch immer mit großem Prunk im

*) Und wie, sagt Göthe, deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir uns zu retten und einigermaßen wieder herzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten.

Munde geführt, aber in der That verwandelten sich jetzt die beiderseitigen Unternehmungen in ein gemeines Spiel, und bis zur wiederholten Uebergabe ist nun nichts mehr Merkwürdiges für die Geschichte von Mainz anzuführen, als die Kriegsoperationen und Thaten der Soldaten.

Gleich nach der Einnahme von Mainz bot sich den verbundenen Mächten und ihren Feldherren eine neue und vielleicht noch günstigere Gelegenheit als beim Anfange dar, auf allen Seiten in Frankreich einzudringen und der Revolution Gränzen zu setzen. Die Hinrichtung des Königs, die Gewaltthaten des Convents, die Verfolgung selbst der ersten Häupter der Revolution brachten fast alle Hauptstädte des Reichs in Aufruhr und erleichterten das Vorrücken der jetzt siegenden Armeen der Könige. Dumourier war aus den Niederlanden getrieben und bot seine eignen Soldaten an. Am Oberrhein hatte man die Linien von Weißenburg erstiegen und drohte Landau und Straßburg wegzunehmen. Am Niederrhein hatten die Oestreicher und Engländer die französische Gränze überschritten und die Festungen umzingelt; die Spanier waren siegend über die Pyrenäen gegangen, und die Engländer hatten Toulon mit der französischen Flotte weggenommen. Die ganze Vendee und andere Provinzen standen zum Aufruhr bereit. Die französische Republik schien von Innen und Außen zugleich zertrümmert zu sein. Jetzt war es Zeit, de Bouille's Plan wieder vor Augen zu nehmen. Allein man ließ dem Convent Zeit, alle Mittel des Schreckens und Hülfsquellen Frankreichs aufzubieten, und während dieser einen Aufstand in Masse gebot, erschlappte die Coalition. Bald nach Ersteigung der Linien von Weissenburg bemerkte man schon eine unverkennbare Erkaltung zwischen dem kaiserlichen und preußischen Hofe und eine große Uneinigkeit zwischen den beiderseitigen Generälen. Diese Lage der Dinge blieb auch von den Franzosen nicht unbenutzt. Pichegrü, welcher im Elsaß befehligte, zog viele Truppen an sich, griff die Kaiserlichen in den Weißenburger Linien an, schlug sie mehreremal hintereinander und zwang sie über den Rhein zu gehen. Der Herzog von Braunschweig mußte die Belagerung von Landau aufheben und, um seinen Nachtrapp zu decken, sich in die Gegend von Oppenheim zurückziehen.

Nach diesem unglücklichen Vorfall sah man die Verbindung der Deutschen sich nach und nach auflösen. Der Herzog von Braunschweig schrieb einen kläglichen Brief an den König von Preußen. Er schilderte darin das mißliche Verhältniß zwischen der preußischen

und kaiserlichen Generalität auf eine nachtheilige Art; er beklagte sich über die Uneinigkeit in den Planen und die Kälte in der Unterstützung, gab die fernern auf die Art geführten Operationen als gefährlich an, und begehrte endlich seine Entlassung von der Armee. Der König bewilligte seine Bitte. Er nahm ihm das Commando ab und gab es dem General von Möllendorf.

Dieser wackere Krieger würde auch im Stande gewesen sein, mit Vereinigung der Kaiserlichen den Schaden wieder herzustellen; allein der preußische Hof gab jetzt nur zu deutlich zu verstehen, daß er des Krieges müde sei und andere Absichten im Schilde führe. Als der Kaiser auf Anrathen des Mainzer Hofes,*) nach der Art der Franzosen einen allgemeinen Landsturm der Deutschen zu bewirken suchte, erschien von preußischer Seite eine Schrift, worin der König erklärte: daß ein so allgemeines Aufgebot des gemeinen Volkes in gegenwärtigen Umständen und bei den überall bekannten Grundsätzen der Jacobiner gefährlich und zweckwidrig sei. Er selbst könne ohne Nachtheil seines eigenen Landes seine Armee nicht länger unterhalten. Sein Schatz sei erschöpft, die Unterstützung in Deutschland unbedeutend, und der Aufwand, welchen er bei der Belagerung von Mainz habe machen müssen, beliefe sich auf viele Millionen. Durch diese Aeußerungen wollte der preußische Hof seinen Verbundenen zu erkennen geben, daß man sich, ohne für den fernern Unterhalt der Armee zu sorgen, nicht länger auf dessen Mitwirkung im Kriege verlassen könne. England machte sich daher anheischig, die Preußen durch Subsidien bei der Coalition zu erhalten, und so schien der alte Einklang wieder hergestellt.

Der Felzug von 1794 eröffnete sich glänzend für die verbundenen Armeen. Die Preußen rückten wieder bis an die elsäßischen Gebirge vor, in den Niederlanden war man nach der wichtigen Schlacht bei Famars bis Landrecy gedrungen, und die Royalisten in der Vendée bedrohten, durch ihren heldenmäßigen Widerstand und von den Spaniern unterstützt, Paris.

Dem ungeachtet schien die Gefahr für Mainz und das Reich zum zweitenmale sich zu nähern. Die Kaiserlichen und Engländer ließen sich in den Niederlanden auf ihren zwei Flügeln umgeben, und wurden gezwungen über den untern Rhein zu setzen; die Preu-

*) Dieser Plan eines allgemeinen Aufgebots kam nicht, wie Menzel meint, von Johann von Müller her, denn er war nicht mehr in Mainzer Diensten; und doch ist er im Jahre 1813 von Preußen glücklich gegen Napoleon benutzt worden.

ßen zogen sich durch Mainz und eine bei der Petersaue geschlagene Brücke über den Oberrhein, und überließen den Kaiserlichen und Reichstruppen die Stadt zu vertheidigen. Aachen, Trier, Cöln, Worms, Speier und das ganze linke Rheinufer wurde, außer Mainz, von französischen Truppen besetzt. Der große Bund gegen die Revolution war entkräftet, und Holland mitten im Winter von Pichegru eingenommen.

Zwei Mächte, wie Oestreich und Preußen, deren Interessen, Grundsätze, Neigungen und Gewohnheiten nicht zusammen paßten, und welche noch kurz zuvor ganz Deutschland in zwei Parteien getheilt hatten, paßten auch nicht lange zur Verfolgung von einerlei Zweck. Obwohl ersteres unter dem Kaiser Joseph II fast die nämlichen Grundsätze angenommen zu haben schien, welche die französische Nationalversammlung durchzuführen suchte, und letzteres unter Friedrich II bei dem Fürstenbunde die alte Reichsverfassung und die Diöcesenrechte vertheidigt hatte, so waren dies unnatürliche Aeußerungen. Oestreichs und der Katholiken angestammtes Interesse war die Erhaltung des Status quo in Deutschland und Europa, Preußens aber und der Protestanten die Theilung von Polen und Deutschland und die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit. Beider Theile natürlicher Charakter äußerte sich nun wieder offen oder versteckt bei den Staatsleuten, bei den Armeen, bei den Gelehrten und Individuen. Obwohl die Oestreicher und Preußen noch das deutsche Reich mit gesammten Kräften zu vertheidigen schienen, so fand ich doch bald bei den ersteren eine Abneigung gegen alle Friedensvorschläge mit einer Republik von Sanscülotten, bei den Letztern Neigung zu den Revolutionsvertheidigern und ihren Grundsätzen. Diese Verhältnisse beider Theile kennend, und die in Montesquieus Werk sur la Grandeur de Romains angegebenen Grundsätze befolgend, benutzte jetzt der Convent, und suchte den Bund der Könige durch besondere Friedensschlüsse zuerst zu entkräften, dann gänzlich zu sprengen. Schon in der Schweiz bemerkte ich zu Baden preußische Unterhändler bei dem französischen Gesandten Barthelemi; in Frankfurt sah ich die Convents-Commissäre mit den Preußen sich freundschaftlich unterhalten; der preußische Domherr Riem schrieb über die Abtretung des linken Rheinufers und die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer; der Legationsrath von Harnier wurde nach Paris geschickt, um die Unterhandlungen anzuknüpfen, und bald erschien zu Basel ein preußischer Bevollmächtigter, um einen förmlichen Frieden zu schließen. Friedrich Wil-

helm, welcher kurz zuvor den fürs Vaterland gefallenen Hessen zu Frankfurt ein Denkmal errichten ließ, versprach jetzt in einem öffentlichen Friedensschluß der französischen Republik nicht nur als König von Preußen, sondern auch als Kurfürst und Stand des deutschen Reiches, seine Truppen und damit auch den ganzen nördlichen und folglich kriegerischen Theil der deutschen Völker hinter einer Neutralitätslinie von der Reichsarmee zurückzuziehen.

Von nun an war der Untergang des alten christlich-europäischen Systems unterschrieben. Dem gefährlichen Beispiele Preußens folgend, glaubte nun nicht nur jeder Reichsfürst, sondern sogar, o Schande! der Bourbon von Spanien, sobald ihn Furcht oder Interesse trieb, berechtigt zu sein, mit den zuvor verfluchten Königsmördern in Unterhandlungen zu treten, und sein Contingent von der Coalition und Reichsarmee wegnehmen zu können.

Nach Abschluß des Baseler Friedens waren die Franzosen von den Niederlanden aus bis zu dem Thüringer Walde gegen alle Anfälle eines mächtigen und kriegerischen Feindes gesichert, und konnten ihre ganze Macht auf das südliche Deutschland und Italien werfen; denn beide Länder hatten jetzt keine andere Stütze und Hoffnung mehr, als das schon geschwächte Oestreich, und von diesem einen jungen Helden, den Erzherzog Karl, an der Spitze.

Unter solchen Umständen schien selbst die Behauptung von Mainz bedenklich zu werden; denn bald darauf hörte man wieder den Donner der Kanonen, dessen Entfernung die Bürger bisher so sorglos schlafen ließ. Die Regierung und die Landesstellen zogen nach Aschaffenburg, die Archive, Schätze und andere öffentliche Kostbarkeiten wurden entweder versteckt oder fortgeschickt; alle für französische Anhänger erkannten Bürger mußten aus der Stadt auf ihnen angewiesene Orte gehen; die bereits schon von den Franzosen angelegten Schanzen wurden verbessert, und andere bei Cassel, Zahlbach und auf dem Hartenberge angelegt.

Bald nach dem Rückzuge der Preußen erschienen auch die französischen Truppen auf den Anhöhen von Laubenheim, Hechtsheim und Finthen; und Mainz war wieder auf einer Seite gänzlich mit feindlichen Truppen umgeben, welche eine dreifache mit Batterien, Bollwerken und Wolfsgruben verstärkte Circumvallationslinie auf diesen Anhöhen errichtet hatten. Im folgenden Jahre 1795 war Jourdan bei Düsseldorf über den untern Rhein bis an die Nid vorgedrungen, und Pichegrü hätte durch einen Uebergang am obern Rhein und Verrätherei Manheim eingenommen. Mainz schien also

auch auf der rechten Rheinseite von den Franzosen eingeschlossen zu werden; allein Clairfait schlug erstern von der Nid zurück und Wurmser hielt letztern im Schach. Die Oestreicher hatten dadurch ihre Verbindung mit Mainz wieder hergestellt, und so lange die Franzosen diese Festung nicht auch diesseits eingeschlossen hatten, konnten sie noch nicht an eine Uebergabe denken. Sie griffen zwar die Zahlbacher Schanzen und nach der Hand die Vorwerke auf dem Hartenberge nochmals und mit vieler Tapferkeit an, wurden aber immer mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Besatzung konnte auf alle Fälle von diesseits des Rheins Unterstützung haben, und an Lebensmitteln und Munition konnte es nicht fehlen. Zudem waren die dreifachen Circumvallationslinien der Franzosen, so fürchterlich und unbesteiglich sie schienen, doch nicht geschickt genug angelegt. Sie liefen, ohne daß die Werke sich wechselseitig aufgenommen und unterstützt hätten, in einem Bogen fort, waren durch die Abhänge von Weissenau und Laubenheim unterbrochen, und konnten daher an einem oder dem andern Orte umgangen werden.

Dieses bemerkten schon lange die geschickten östreichischen Offiziere von Chatalier und Weirotter. Letzterer machte sogar einen Ausfall gegen Weissenau, um dieses Fehlers noch mehr vergewissert zu sein; und als Clairfait die Franzosen bei Nid geschlagen hatte, dachte man darauf, selbe auch von Mainz zu verjagen. Man zog daher in der Nacht vom 18. bis zum 20. October alle in der Nähe von Mainz diesseits gelegenen Truppen heran, ließ sie in aller Stille in drei Colonnen durch die Stadt ziehen. Eine davon unter Anführung des General Neu mußte die Weissenauer, die zweite unter dem Befehle des General Stadern die Hechtsheimer, und die dritte mit dem General Schmerzing an der Spitze die Finther Anhöhen und den Gonzenheimer Wald angreifen. Da am 29. October ein kleiner Nebel das Unternehmen verbarg, waren die Franzosen auf keine Vertheidigung gefaßt.

Während dem auf diese Weise die ganze französische Linie überrumpelt und von drei Seiten angegriffen war, setzte ein Trupp Rothmäntler und leichter Infanterie bei Ginsheim über den Rhein; einige davon hatten sich durch die Laubenheimer und Weissenauer Weinberge geschlichen, und kamen so der französischen Linie in den Rücken. Der Angriff war mit aller Ordnung und allem Muthe unternommen, der Sieg mit einer gänzlichen Flucht der Franzosen davon getragen. Viele hundert Republikaner blieben auf dem Platze, noch viel mehr wurden gefangen und eine große Anzahl Geschütz erbeutet. Dieser

Sieg war ehrenvoll, aber er kostete das Leben zweier wackerer Generäle*) und konnte auch nach dem Rückzuge der Franzosen den Oestreichern keinen festen Punkt zwischen dem Rhein und der französischen Gränze gewinnen; sie waren daher bedacht, die Stellung um Mainz zu befestigen und diese Festung auf alle Fälle zu decken. Das Rheinufer bei dieser Stadt bildet von Oppenheim bis Weinheim einen Bogen, dessen Senne von der Selz durchflossen wird. Hinter diesem Flüßchen erheben sich die Anhöhen von Laubenheim, Hechtsheim, Finthen und Gonzenheim, welche die Gegend um Mainz beherrschen. Hie und da sind selbe durch Hohlwege durchschnitten. Diese ganze Gegend wurde von den Kaiserlichen nun mit so vielen Schanzen, Bollwerken und Redouten verstärkt, daß sie mit Kassel, Kostheim und den Auen um die Stadt ein großes verschanztes Lager von ungefähr acht Stunden im Umkreis auszumachen schien. Bei solchen Anstalten war Mainz in den folgenden Feldzügen nur durch Hunger oder friedensschlußmäßige Uebergabe von den Franzosen einzunehmen.

Der folgende Feldzug vom Jahr 1796 kündigte sich bei seinem Anfange für die deutschen Heere eben so unglücklich an, als sich der verflossene glücklich geendigt hatte. Von den beiden Flügeln der östreichischen Armeen in Deutschland und Italien mußte einer oder der andere sich so lange im bloßen Vertheidigungszustande erhalten, bis der zum Angriff bestimmte bereits siegreich vorgedrungen war. Sollte der deutsche Flügel den Angriff wagen, so mußte sich der italienische fest und verschanzt auf den Gebirgen hinter dem Var behaupten, indeß der deutsche an der Lahn auf der Flanke gesichert, durch einen Uebergang über den Rhein und die Bestürmung der Weissenburger Linien vorgedrungen wäre. Sollte aber der Angriff in Italien geschehen, so müßte man die deutschen Truppen nach Mainz, Manheim und über den Rhein zurückziehen, und das rechte Rheinufer von Basel bis Dusseldorf besonders an der Lahn vertheidigen. So aber griff man auf beiden Flügeln an; und in Italien erschien zum erstenmal als junger Feldherr Napoleon Bonaparte, welcher, dem östreichischen Feldherrn Beaulieu die Flanke bei Montenotte und dann durch die ganze Lombardei beständig abgewinnend, durch seine kühnen Bewegungen die Operationen des ganzen Feldzugs erschütterte. Durch diese Fortschritte der Franzosen in Italien aus dem Angriffs- in dem Vertheidigungsstand geworfen, mußte der Erzherzog Karl die Oestreicher von den linken Rheinufer wegziehen, einen Theil

*) Von Schmerzing und Wolkenstein.

seines Heeres nach Italien schicken, und durch den Sieg bei Wetzlar seine rechte Flanke an der Lahn sichern. Indessen war Moreau bei Kehl über den Rhein gesetzt und zwang den Erzherzog die Lahn zu verlassen und an den Oberrhein nach Schwaben zu ziehen. Ihm folgte Jourdan bis über den Main, und Mainz war abermals auf beiden Seiten von den Franzosen eingeschlossen.

Indessen war diese Stadt auf mehrere Stunden im Umkreis so befestigt, von einer so zahlreichen Besatzung vertheidigt und mit so viel nöthigen Lebensmitteln versehen, daß man an keine förmliche Belagerung dachte, und ihr Schicksal nur von den Bewegungen im freien Felde abzuhängen schien. Die Einwohner, nun schon an ihr trauriges Schicksal gewöhnt, lebten fast so ruhig, wie im Frieden. An Lebensmitteln und köstlichen Weinen fehlte es nicht. Wir hatten unsre Gesellschaften, Conzerte und Theater, unser Gastmahl wurde sogar oft durch einen Hasen, welchen ein Rothmäntler auf den Vorposten erlegt, oder einen Aal, welchen ein Brückenknecht gefangen hatte, gewürzt. Am Abend ging man auf der Rheinbrücke spazieren, und wenn man da etwas von kriegerischen Unternehmungen hörte, so waren es einige ferne Kanonenschüsse, oder einige Ausfälle der Besatzung, denen das Volk von den Wällen oder Thürmen wie in einem Schauspielhaus zusah. Unter den letztern war wohl der, welcher auf das bei Gerau aufgestellte Lager geschah, einer der blutigsten. Die Deutschen setzten auf der bei Kostheim geschlagenen Brücke über den Main, zersprengten die französische Truppenkette, drangen bis Großgerau vor, zündeten das aus Strohhütten bestehende Lager an, und kamen mit zwei Kanonen und vielen Gefangenen zurück. Dieser Ausfall und das auf dem Schloßplatz durch Unvorsichtigkeit der Feuerwerker in die Luft gesprengte Pulvermagazin waren die einzigen Begebenheiten, welche der langen Blokade ein ernsthafteres Ansehen gaben.

Nicht lange nach diesem Vorfall bemerkte man einige Bewegungen unter den französischen Truppen, und endlich hörte man auch erst unbestimmt, dann mit Gewißheit, daß der Erzherzog Karl den französischen General Jourdan zuerst bei Amberg, dann bei Würzburg völlig geschlagen, und in eine unordentliche Flucht gejagt habe. Würde der Commandant von Mainz, der General Neu, durch gute Spione früher davon Nachricht erhalten, *) oder nach

*) Eine arme Bauersfrau hatte es gewagt, sich in die Festung zu schleichen, um die Siege des Erzherzogs zu verkünden; aber Neu glaubte ihr nicht.

der Gewißheit dieser Siege den Schrecken und die Flucht der Franzosen benutzt haben, so hätte er mit einer Garnison von 25000 Mann die Ueberbleibsel der Jourdanischen Armee wo nicht gänzlich zu Grunde richten, doch einen großen Theil davon gefangen nehmen können. Er durfte nach den erhaltenen Nachrichten ja nur einen Theil seiner Truppen über den Trompeter auf die Straße nach Limburg aufstellen und das auf dem rechten Rheinufer stehende Belagerungscorps war in seinen Händen.

Mit gleich unbegreiflicher Ruhe blieb die Besatzung von Manheim von 12000 Mann im Stiche. Statt mit dem linken Flügel der siegreichen Oestreicher nach Schwaben zu ziehen und mit Latour vereinigt auch die im Schwarzwald steckende Armee des Moreau aufzureiben, blieben die herrlichen Siege des Erzherzogs und seine Plane ohne große Frucht, obwohl die beiden französischen Armeen über den obern und niedern Rhein zurückgedrängt, die Brückenköpfe von Kehl und Hünningen gewonnen und die Festungen von Mainz und Manheim entsetzt waren.*)

*) Nach den im Jahre 1793 gesprengten Linien der Franzosen um Mainz hatte ich Bekanntschaft mit dem wackern östreichischen Obersten von Weirotter gemacht. Wir waren fast täglich beisammen und hatten uns öfter, eine große militärische Karte auf den Boden legend, über die Kriegsvorfälle unterhalten. Er schätzte mich als einen Geschichtsforscher, und da ich als solcher auch die Kriegsgeschichte genau studirt hatte, erhielten unsere Unterredungen auch ein größeres Interesse. Ich theilte ihm daher auch ganz freimüthig meine Bemerkungen und Bedenklichkeiten über die Schläfrigkeit des Generals Neu und die fehlerhaften Bewegungen des Latour gegen den Moreau mit. Er hörte mich von Anfang ruhig an, als ich ihn aber fragte: „Warum hat der Erzherzog nach der Schlacht bei Würzburg statt die zerrüttete Armee des Jourdan weit über die Lahn zu verfolgen, nicht vielmehr einen Theil seiner Truppen dem Moreau in den Rücken geschickt, und mit Latour dessen Armee in dem Schwarzwald zu Grunde gerichtet?“ fuhr er heftig auf und sagte: „Sie mögen recht haben, aber ich bin ein Oestreicher und mag ihnen nicht antworten.“ Von unserm lauter gewordenen Wortwechsel aufgeschreckt, trat die witzige Madame Ackermann, unsre Freundin, in das Zimmer und stimmte unsren Ernst in eine fröhlichere Unterhaltung.

Beinahe zwanzig Jahre darnach lernte ich in dem Hause meines Vetters Lautern den wackern östreichischen Obersten de Port kennen. Auch wir unterhielten uns über alte und neue Kriegsgeschichten. Unter andern erzählte ich ihm auch die Unterredung mit Weihrotter über den Feldzug von 1796. Auch er stimmte mir bei. Am andern Tage sagte er mir, daß der Herr Erzherzog Karl, welcher zu der Zeit in Mainz befehligte, meine Bekanntschaft zu machen wünschte. Ich freute mich ungemein, den Helden zu sehen, der schon damals Deutschland gerettet hätte, wenn er gehörig unterstützt worden wäre; wie sehr aber kam ich in Verlegenheit, als er mich lächelnd fragte: „Sie

Der nächste Feldzug vom Jahre 1797 entschied endlich über das Schicksal von Mainz und des deutschen Reichs. Die überall geschwächte kaiserliche Armee war nicht mehr im Stande, die muthigen Anfälle der Franzosen allein aufzuhalten. Die republikanischen Generäle bedrohten schon Wien, und Mainz war eben auf dem Punkte wieder eingeschlossen zu werden, als man zum erstenmale die Sprache von Frieden hörte.

Die Nachricht von dem Waffenstillstande kam Abends bei dem Commandanten von Neu an, und gleich war eine große Anzahl Menschen um seine Wohnung versammelt. Den andern Tag bestätigte sich nicht nur diese Sage, sondern man erfuhr noch einige Bedingnisse davon. So sehr nun die frohe Bothschaft des nahen Friedens die Gemüther erheiterte, so konnte die nahe Freude doch nie zu einem lauten Ausbruche kommen, weil man noch immer nicht wußte, auf welche Art das Schicksal von Mainz entschieden sei. Alles war also gespannt auf die Unterhandlungen von Campo Formio.

Die ersten Nachrichten, welche einige Staatsmänner und Zeitungsschreiber erhalten zu haben vorgaben, schienen für die deutsche Partei sehr günstig zu sein, denn sie sprachen von der Integrität des Reichs. Bald erschienen auch Briefe und Versicherungen von Wien, welche diese Behauptung bestätigten; ja die Gewißheit davon wurde so groß, daß die hohen Landesstellen, welche bisher in Aschaffenburg ihren Sitz hatten, nach Mainz zurückkamen, der Hof schon für den Aufenthalt des Kurfürsten Anstalten machte, und die Archive und Registraturen zurückschickte.

---

haben ja auch über den Feldzug von 1796 Bemerkungen geschrieben, und die Fehler, welche begangen wurden, gerügt?" Ich faßte mich auf diese Frage und antwortete: „Ich bin kein Soldat, sondern nur Geschichtsschreiber, und kann also die Plane nicht wissen, welche Euer kaiserliche Hoheit hatten, aber das wollte ich noch behaupten, daß weder Neu gegen den Jourdan, noch Latour gegen den Moreau die Vortheile gehörig benutzt haben, welche ihnen ihre Siege bei Amberg und Würzburg darboten." Der Erzherzog übergab mir hierauf sein Werk über die Grundsätze der Strategie und sagte: „Nehmen Sie das als ein Geschenk von mir, lesen Sie es und sagen Sie mir Ihr Urtheil darüber." Ich dankte dem gütigen Fürsten immer noch mit großer Verlegenheit, allein wie sehr wurde ich überrascht, als ich im dritten Theile seiner Schrift, besonders Seite 145 und 194, meine Bemerkungen bestätigt fand. Man lese auch im dritten Theile meines historischen Testaments meine Bemerkungen über die Kriegsgeschichte unserer Zeit, durch die später erschienenen Memoiren von Napoleon, Erzherzog Karl, Carnot und anderer großen Generäle bestätigt.

Indessen wurden die Aussichten immer finsterer. Man hörte von kaiserlicher Seite keine beruhigende Auskunft; die französischen Nachrichten schienen eher für den Verlust als die Erhaltung des linken Rheinufers zu stimmen. Endlich erschien sogar ein Decret, vermöge welchem der Bürger Rudler zur Organisation der jenseits gelegenen deutschen Länder bestimmt war. Da also der Friede von Campo Formio nichts Genaues von dem künftigen Schicksal des Mainzer Landes bestimmte, so legte man seine einzige Hoffnung auf den Friedenscongreß mit dem deutschen Reiche, welcher nach Vorschriften obigen Traktats nach Rastadt berufen werden sollte.

Nach den gebräuchlichen Formen des Reichs war es üblich, daß zu den Reichsfriedens-Unterhandlungen eine Deputation abgeschickt wurde, welche nebst dem kaiserlichen Plenipotentiarius auch aus Gesandten von den drei Reichscollegien zusammengesetzt war. Diesem zufolge versammelten sich zum Friedenscongresse von Seiten des Kaisers der Graf von Metternich, von Seiten Kurmainz der Freiherr von Albini, von Seiten Kursachsen der Graf von Löben, von Seiten Oestreichs der Graf von Lehrbach, von Seiten Baierns der Graf von Tapor Morawizki, von Seiten Würzburgs der Graf von Stadion, von Seiten Bremens der Herr von Reden, von Seiten Badens der Freiherr von Edelsheim, von Seiten Hessen-Darmstadt der Freiherr von Gazert, von Seiten der Stadt Augsburg der Herr von Plümerer, und von Seiten der Stadt Frankfurt der Herr von Günderode. Der Herr von Albini führte das Direktorium, der kurmainzische Hofrath von Münch das Protokoll.

Als der Congreß zu Rastadt versammelt war, erschien der Sieger in Italien Bounaparte. Aus seinem Benehmen gegen einige Gesandte der geistlichen Fürsten konnte man schon errathen, daß es um den größten Theil der geistlichen Staaten geschehen sei; noch mehr aber wurde diese Furcht bestärkt, als man nach der zwischen Bounaparte und den kaiserlichen Generälen zu Selz gehaltenen Conferenz das kaiserliche Geschütz aus Mainz abführen, die Kriegsgeräthe verkaufen, und endlich ein östreichisches Regiment nach dem andern die in der Festung gelegenen Reichstruppen verlassen sah.

So erlosch das Flämmchen der Hoffnung nach und nach, bis es durch die Aufforderung des französischen Generals Hatry gänzlich ausgeblasen wurde. Während dem die kaiserlichen Soldaten Mainz räumten, zogen sich die französischen immer näher an die Stadt; und so wie die letzten östreichischen Kanonen aus dieser Festung über die Brücke gefahren waren, erhielt das Mainzer

Gouvernement von der französischen Generalität die Anzeige, daß man Mainz übergeben müsse.

Die Bestürzung sowohl unter der Mainzer Garnison als unter dem größern Theil des Volkes war nun allgemein. An eine Vertheidigung so weniger Truppen gegen eine überlegene siegreiche Armee war nicht zu denken; und da man nun offenbar sah, daß schon in dem Frieden von Campo Formio die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik gestattet sei, so mußte sich die Capitulation blos auf einen ehrenvollen Auszug der Mainzer- und Kreistruppen, und auf Sicherstellung des Eigenthums und der Personen einschränken. Am Ende des Decembers wurde sie auch so abgeschlossen. Die folgenden Tage zog die Garnison mit Thränen in den Augen ab; und am Ende des Jahres 1797 rückte auf allen Seiten eine ungeheure Anzahl französischer Truppen ein. So wurde Mainz noch einmal und jetzt friedenschlußmäßig an Frankreich übergeben.

Die in Mainz zurückgebliebenen Anhänger der französischen Republik frohlockten laut, die bisher zu Paris oder in andern Gegenden herumfliehenden kamen täglich zurück; indessen sowohl die Garnison als auch das Gouvernement alles zu thun schien, um ihre Sache dem Volke verhaßt zu machen. Die Einwohner wurden gleich durch harte Einquartirungen bedrückt, der allgemeinen Trauer und Klage durch schändliche Requisition und Lustbarkeiten gespottet, und endlich der Wohlstand durch neue bisher unerhörte Auflagen gestört.

Dem bessern Theile der Republikaner war ein solches Benehmen selbst ein Gräuel; sie setzten sich mit Muth derselben entgegen, suchten so viel sie konnten das Volk zu erleichtern, stellten ihnen vor: daß diese Bedrückungen nur vorübergehend und noch eine Folge des Krieges seien, bei dem Frieden müsse sich alles ändern und Mainz ein neues Athen und eine der ersten Handelsstädte in Europa werden. Sie thaten noch mehr, sie hielten die Rachlust ihrer nicht so edeldenkenden Brüder zurück, suchten die Diener des Kurfürsten, wenn sie wollten, anzustellen, und verziehen denen, welche sie zuvor mißhandelt hatten.

Allein dies alles konnte ihnen nicht die Liebe des Volkes gewinnen. Da es gegen die Gewalt der Franzosen sich nicht wehren konnte, warf es allen Haß auf die Republikaner und sah sie als die einzige Ursache seines Unglücks an. Was seinen Unmuth noch vermehrte, war, daß man es beständig mit den Worten von Glück

und Freiheit, mit Festen und Zügen öffentlich zu unterhalten suchte, während dem es zu Hause mit Einquartirung belästigt und ohne Handel und Gewerbe war. So gefährlich und zugleich undankbar ist es, gegen den Willen eines Volkes eine Regierung verändern zu wollen, an welche es bisher gewöhnt und womit es zufrieden war.

Da jetzt der Einfluß beider durch die Revolution geweckter Parteien auf das Schicksal des Mainzer Landes aufhört, so wird es mir als Geschichtsschreiber erlaubt sein, ein Urtheil über sie zu fällen, wie ich glaube, daß sie die Nachwelt richten wird. Daß viele Mainzer Staatsdiener und Bürger von Anfang der französischen Revolution über die Beförderung einiger Rechts- und politischen Grundsätze sich freuten, und auch herzlichen Antheil an dem Schicksale eines Volkes nahmen, welches nach einem langen Druck eine regelmäßigere nach den Vorschriften der Vernunft und ächter Freiheit gemodelte Verfassung wünschte, war wohl gewiß kein Verbrechen; denn sonst müßte man einen Friedrich und Emmerich, einen Joseph und eine Katharina nebst so vielen Staatsleuten, Ministern und Gelehrten als offenbare Verbrecher erklären, welche ähnliche Grundsätze befördert hatten. Daß auch einige darunter eine Verbesserung ihrer eigenen Verfassung wünschten, war ebenfalls verzeihlich; denn wie viele Domherren, und unter andern der Herausgeber des Journals von und für Deutschland, wären sonst anzuklagen, weil sie über diese Verbesserung sogar eine Preisfrage aufgestellt hatten. Aber daß viele und selbst sonst brave und kluge Männer sich als Werkzeuge einer fremden Nation oder vielmehr einer alle bürgerliche Ordnung zerstörenden Faction brauchen ließen, und nachdem sie schon die nachtheiligen Folgen davon sehen konnten, doch noch in ihrem Sinne fortfuhren, gegen das Interesse ihres wahren Vaterlandes zu handeln, das kann wenigstens vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht gerechtfertigt werden. Ebenso war es auf der andern Seite natürlich, daß in kurfürstlichen Pflichten stehende Offiziere und Beamte die Befehle ihrer bisher gesetzmäßigen Obrigkeit befolgten; es war sogar klug und menschlich, wenn Familienväter und wohlhabende Bürger Bedenken trugen, sich sogleich für eine fremde Verfassung zu erklären, oder gar revolutionäre Dienste zu nehmen; hat doch selbst der hernach so heftige Forster sich anfänglich geweigert, in den Klub zu treten; aber daß jetzt einige unter ihnen eben die Menschen haßten und mißhandelten, mit welchen sie sich zuvor selbst über Verbesserungen und die ersten Ausbrüche der Revolution gefreut hatten, das kann wenigstens

vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit nicht entschuldigt werden. Doch werfen wir einen Schleier über all das Vergangene, vergessen wir, was geschehen ist, und wenn wir es in der Geschichte bemerken, da soll es als eine Warnung für die Zukunft dastehen.

So lange die wichtige Festung Mainz noch in den Händen der Deutschen war, wurden alle jenseits des Rheins von den Franzosen eroberten Länder durch interimistische Verwaltungen regiert, deren Sitz für die Mainzer Ortschaften Kreuznach war. Allein da ihnen jetzt alle feste Punkte auf dem linken Rheinufer überlassen wurden, so zeigte sich die Absicht, dasselbe für immer zu behaupten, deutlicher, indem das damalige Direktorium gleich nach der Wiederbesetzung der Stadt den Bürger Rudler als Gouvernementscommissär in die eroberten deutschen Länder abschickte, um sie völlig nach französischem Fuße zu organisiren. Bei seiner Ankunft versammelten sich um ihn die theils zurückgebliebenen, theils zurückkommenden Mainzer Republikaner, und es erschien folgende Proclamation und Vorschrift, wie die Länder auf dem linken Rheinufer abgetheilt, verwaltet und als französisches Gebiet regiert werden sollten. Das ganze von Deutschland abgerissene Gebiet wurde in vier Departementer, nämlich:

1) das Departement der Roer, Hauptstadt: Aachen;

2) das Departement der Saar, Hauptstadt: Trier;

3) das Departement des Rheins und der Mosel, Hauptstadt: Coblenz;

4) das Departement des Donnersbergs, Hauptstadt: Mainz; und jedes Departement war wieder in Cantons und Distrikte abgetheilt, darin eine Centralverwaltung und in jedem Canton wenigstens eine Municipalverwaltung eingesetzt. Die Departementalverwaltung bestand aus fünf Gliedern, wovon das erste die öffentlichen Abgaben, das zweite das Rechnungswesen, das dritte die National-Domänen, das vierte die Polizei und das fünfte den Unterricht und die öffentlichen Anstalten*) unter sich hatte. Die Municipalitäten waren auf ähnliche Art organisirt. Bei einer jeden Departemental- oder Cantons- oder Municipalverwaltung war ein Commissär der vollstreckenden Gewalt angestalt.

Die Administration der Justiz ward unter Friedensrichter in den Cantonen und Distrikten, dann in Civil-, Correctionell- und Criminalgerichte vertheilt. Alle peinliche Vorfälle mußten nach englischer Art durch Geschwornen (jury) erst berichtigt sein, ehe sie zur Entscheidung gelassen wurden.

*) Traveaux publiques.

Sobald diese Verordnung erschienen war, legte Rudler mit Hülfe der Bürger Müllot, Fieße und Degrefeille und nach Anweisung der Mainzer Republikaner Hand an das Werk. Die alte Verfassung und Regierung wurde aufgehoben, die Cantone, Distrikte und Departementer geschieden und überall neue Beamten angestellt, welche entweder Franzosen von Geburt oder Anhänger derselben waren.

Mit der bürgerlichen Verfassung wollte man auch die geistliche und sittliche ändern. Man errichtete eine Schulcommission, welche nach französischen Grundsätzen die Lehrfächer angeben, neue Lehrer anstellen, und ohne sich um irgend einen öffentlichen Kultus zu bekümmern, auf eine blos philosophische Art die Erziehung modeln sollte. Die öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen wurden außer den Kirchen untersagt, statt der Sonn- und Feiertäge die Dekatenfeier geboten, statt den geistlichen Festen und Processionen politisch-patriotische gehalten, und statt dem alten Gregorianschen der neue französische Kalender eingeführt. Auf dem Gedächtnißtage eines jeden entscheidenden Vorfalles der Revolution, besonders am 21. Januar, 14. Juli, 10. August, 18. October ꝛc. ging ein großer Zug vom Stadthause auf den ehemaligen Schloßplatz, wo eine Bühne und auf derselben ein Vaterlandsaltar errichtet war, um das Andenken davon durch Reden und Gesinnungen zu feiern. Die Kleidung der Beamten und Mädchen, welche den Zug verschönern sollten, die Symbolen und Attributen, welche mitgeführt oder getragen, die militärische Evolutionen, welche auf dem Platze vorgenommen wurden, hatten Beziehung auf ein jedes dieser Feste. Dabei erschien das Militär in Parade, die Glocken wurden geläutet und die Kanonen abgefeuert.

Dies alles brachte den größten Theil der Einwohner eher gegen die neue Verfassung auf, als daß es dieselbe dafür eingenommen hätte; denn während dem man beständig Feste hielt und von Glück sprach, hörte das strengere Militär-Gouvernement nicht auf, und der Bürger wurde weder von der so lästigen Einquartirung, noch von den noch lästigern Abgaben befreit. Auch war es ganz natürlich, daß das Volk eine so schnelle Veränderung seiner Gewohnheiten haßte, und es mit Widerwillen ansah, wenn man seine Kirchen bestürmte, seine Gebräuche verhöhnte und seine Regierung an Fremde übergab.

Der edlere Theil der Republikaner fing nun selbst an mißvergnügt zu werden. Er sah sich vom Volke gehaßt und in seinen Hoffnungen getäuscht; fremde und des Landes unkundige Menschen wurden ihm vorgezogen, mit den Stellen willkürlich gewechselt und auf seine Vorstellungen nicht geachtet. Dies alles warf eine solche Bitter-

keit in die Gemüther der Menschen, daß man Niemanden zufrieden sah, und ein jeder nach seiner Art sich seinen Mißmuth entweder mit täuschenden Hoffnungen oder gar durch ausschweifende Lustbarkeiten zu verscheuchen suchte.

Während dem solche Auftritte sich in und um Mainz zutrugen, waren die Friedensverhandlungen zu Rastadt schon weit vorgedrungen. Am 17. Januar 1798 erklärten die französischen Gesandten sowohl dem Grafen von Metternich, als auch dem Herrn von Albini officiell, daß die Hauptfriedensbasis mit dem deutschen Reiche die gänzliche Abtretung des linken Rheinufers und dieser Fluß die künftige Gränze zwischen Frankreich und Deutschland sein müsse. Mit dieser Erklärung schien das Schicksal von Mainz und aller jenseits gelegenen Länder entschieden. Die Friedensdeputation machte zwar dagegen die dringendsten Vorstellungen, und bezog sich auf die Verletzung des Westphälischen Friedens von französischer Seite durch die Organisirung des Elsasses auf das Manifest, worin die französische Nation erklärt habe, bei einem Kriege keine Eroberungen machen zu wollen, und auf den Frieden von Leoben, worin die Integrität des Reichs bestimmt zu sein schien. Allein die französischen Gesandten blieben auf ihrer Forderung und die Abtretung des linken Rheinufers mußte als der Hauptartikel angenommen werden. In einem Conclusum vom 11. März wurde daher von der Reichsfriedens-Deputation der französischen Republik ein Opfer zugestanden, wovon man in den Annalen der deutschen Geschichte kein Beispiel findet.

Die Folgen davon waren nicht minder wichtig. Durch die Abtretung des linken Rheinufers wurde nicht nur das Gebiet des deutschen Reichs um ein Sechstel geschmälert, sondern auch zu gleicher Zeit seine Vertheidigung ohnmächtig, und die Erhaltung seiner Verfassung unmöglich gemacht. Die Friedensdeputation sah das alles wohl voraus, und faßte deswegen den 28. Februar ein Conclusum ab, worin in achtzehn Artikeln für die Sicherheit, das Eigenthum, die Emolumente und Entschädigung der durch den Frieden gefährdeten Staaten, Fürsten, Beamten, Geistlichen und Bürger, und für die genaue Bestimmung der Gränze und der Rheinschiffahrt gesorgt werden sollte, welches auch der kaiserliche Gesandte Graf von Metternich der französischen Botschaft mittheilte. Man erkannte zwar von Seiten der Republik diese Vorstellungen für billig, ließ sich aber nicht viel ins Detail ein, sondern nahm in einer Note vom 16. März eine durch Säcularisation mögliche Entschädigung der auf dem linken Rheinufer entsetzten oder verlierenden weltlichen Fürsten als zweite

Friedensbasis an. So kam denn endlich nach vielen wechselseitigen Erklärungen das erste Projekt zu einem Friedensinstrument zu Stande, was hauptsächlich auf die Abtretung des linken Rheinufers, die Berichtigung der Rheingränzen und des Thalwegs, und dann auf allgemeine Grundsätze von Abtheilung der Länder, wechselseitige Verhältnisse der Regierungen, Ausgleichung des Schuldenwesens und dergleichen Bezug hatte.

Indessen waren noch eine Menge streitiger Punkte nicht berichtigt, und wenn man auch mit der französischen Republik über die wechselseitigen politischen Verhältnisse größtentheils einig zu werden schien, so war das Entschädigungs- und Säcularisationswesen unter den Reichsständen selbst noch ein schlüpfriger und wichtiger Punkt der Verhandlungen. Auch hatten sich bisher Vorfälle zugetragen, die von französischer Seite eben keine aufrichtigen Beweise friedlicher Gesinnungen waren. Während dem man zu Rastadt einen Congreß veranstaltet hatte, um die Ruhe von Europa wieder herzustellen, fielen die französischen Heere in die Schweiz und Italien ein und revolutionirten mehrere friedliche Staaten Noch mehr mußte es der Reichs- und Friedensdeputation auffallend sein, daß die französische Gesandschaft nebst dem linken Rheinufer auch noch die Festungen Kassel und Kehl forderte, und Ehrenbreitstein geschleift haben wollte. Diese bisher in der europäischen Geschichte unerhörten Auftritte und Anmuthungen machten nicht nur den größten Theil der Reichsstände, sondern selbst die größeren Mächte von Europa aufmerksam. England, welches noch mit der französischen Republik im Kriege verwickelt war, benutzte diese ihm so vortheilhafte Stimmung und brachte eine neue Coalition zwischen Oestreich und Rußland hervor. Die Folgen davon blieben auch bald der Friedensdeputation kein Geheimniß mehr. Die französischen Gesandten drangen mit Ungestüm und in der kürzesten Zeitfrist auf die Erfüllung ihrer Forderungen; Ehrenbreitstein wurde auf der Linie des Waffenstillstandes weggenommen, der Marsch russischer Truppen kam bei der Deputation zur Sprache, dem französischen Geschäftsträger bei der Reichsversammlung zu Regensburg, Bacher, wurde im Namen des Reichsfeldmarschalls, des Prinzen Karl, angedeutet, in Zeit von 24 Stunden die Stadt zu verlassen, und bald streiften östreichische Patrouillen um die Thore von Rastadt.

Den 20. April 1799 zeigte der kurmainzische Gesandte, Freiherr von Albini, der Reichsfriedens-Deputation in einer außer-

ordentlichen Conferenz an, daß den vorigen Tag Nachmittags um drei Uhr der französische Sekretair Rosenstiel zu ihm gekommen sei und sich bei ihm über das völkerrechtswidrige Betragen östreichischer Patrouillen gegen die sich in Rastadt aufhaltenden diplomatischen Personen beklagt habe. Man beschloß darüber Erkundigungen einzuholen und schrieb selbst an den k. k. Obersten von Barbascy, um Auskunft zu erhalten; nachdem aber dieser in einer Antwort erklärt hatte, daß er bei gegenwärtigen Umständen nicht für die Sicherheit des Congreßortes stehen könne, hielt man den 23. April die letzte Sitzung; worauf denn beschlossen wurde, daß das Friedensgeschäft für jetzt nicht mehr fortgesetzt werden könne, und ein jeder Gesandte auf seine eigene Sicherheit denken müsse.

Indessen sich auf diese Weise die Herren Reichsdeputirten zu einer Abreise bequemten, wurde das bereits schon abgegangene französische Gesandtschaftspersonal in der Nähe von Rastadt angefallen, einige davon verwundet und einige getödtet. Dieser tragische Vorfall war das Vorspiel eines neuen Krieges, der auch sogleich mit aller Wuth seinen Anfang nahm. Das französische Gouvernement beklagte sich in allen seinen Noten und Manifesten über eine unerhörte Verletzung des Völkerrechts; in allen Städten der Republik wurden Leichenreden auf die ermordeten Gesandten gehalten, und bei den Heeren mußte ein jeder ewigen Haß und Rache gegen Oestreich schwören. Unter solchen traurigen Umständen kehrte der Freiherr von Albini nach Aschaffenburg zu seinem Herrn zurück, um über das künftige Schicksal des Landes sich mit ihm zu berathschlagen.

Bisher hatten die mit den drei geistlichen Kurhöfen ziehenden Beamten und Bürger ihre schönen Residenzen auf dem linken Rheinufer bereits verloren gegeben, und suchten sich entweder in dem verschönerten Aschaffenburg, oder in dem mit Trier verbundenen Augsburg oder in dem Herzogthum Westphalen über ihren Verlust zu trösten. Obschon ihnen durch die französischen Forderungen auf dem Friedenscongresse alle Hoffnung abgeschnitten war, jemals Bonn, Coblenz oder Mainz in ihrer vorigen Lage wieder zu sehen, und durch den Vorschlag der Säcularisation der größte Theil der geistlichen Fürstenthümer aufgeopfert werden mußte, so konnte sich doch keiner derselben vorstellen, daß auch die diesseits des Rheins gelegenen Länder der geistlichen Kurthümer sollten verschlungen werden. Wenigstens war man zu Aschaffenburg der allgemeinen Meinung, daß das untere und obere Erzstift erhalten

würde. Auch ließen die damaligen Verhältnisse und der Friedensschluß von Campo Formio vermuthen, daß nicht nur Kurmainz, sondern auch die zwei andern geistlichen Kurfürsten im Reiche gesichert wären. *)

Diese Aussichten machten ihren Aufenthalt auf dem rechten Rheinufer angenehm. Man fing an sich in seine Lage zu schicken, man machte Vorschläge zur Vergrößerung der Städte; man dachte auf neue Hülfsquellen, und der Frohsinn der Rheinbewohner, welcher sich selbst in Nöthen nicht verläugnen kann, schien nach so langen Trübsalen die Gesichter heiterer zu machen. Geistreiche Gesellschaften und wissenschaftliche Uebungen begannen wieder, obwohl sie mit den ehemaligen in Mainz, Coblenz und Bonn nicht zu vergleichen waren. So stunden die Sachen, als der Krieg diese Ruhe verscheuchte.

Indessen waren gleich die ersten kriegerischen Vorfälle so günstig für die Deutschen, und die künftigen so glänzend, daß die geistlichen Kurhöfe und die mit ihnen geflüchteten Beamten nicht nur ihren bisherigen Frohsinn erhielten, sondern sich auch mit der Hoffnung schmeichelten, bald wieder nach ihren alten Residenzen zurückkehren zu dürfen. Der Erzherzog Karl schlug die Franzosen in Schwaben, Gray und der russische General Souwarow drängten sie in Italien bis auf ihre Gränzen zurück. Rom, Mailand und die Piemontesischen Festungen waren wieder erobert; man stand auf dem Punkt, den französischen General Massena in der Schweiz gänzlich abzuschneiden und Mainz zu belagern. Dieser wichtigen Fortschritte der vereinigten kaiserlichen Armeen ungeachtet, schienen die kurmainzischen Staaten auf dem rechten Rheinufer gegen die Anfälle der Feinde nicht gesichert zu sein. Die französische Besatzung von Mainz konnte immer den Main herauf eine gefährliche Diversion machen; der Kurfürst und die Regierung in Aschaffenburg waren einem Ueberfalle ausgesetzt, und die Kaiserlichen zu sehr in Schwaben beschäftigt, als daß sie den Main gehörig decken konnten. In dieser bedenklichen Lage faßte der Minister von Albini den schon im Jahre 1792 in Vorschlag gebrachten Entschluß, alle dienstfähige Einwohner des obern Erzstiftes, unter dem Vorwande, das Land gegen Räuber zu sichern, zu bewaffnen, und durch einen allgemeinen Landsturm dem Feind die

*) Ihre Hoffnung gründet sich hauptsächlich auf den zwölften, den 17. Oktober 1797 von Napoleon abgeschlossenen Zusatz-Artikel, worin die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten zugesichert war.

Spitze zu bieten. Es wurde sogleich an die verschiedenen Aemter und Ortschaften ausgeschrieben: in einem jeden Amte Centlegionen zu errichten und die streitbare Mannschaft zu Compagnien zu organisiren. Der gemeine Mann wurde zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Flugschriften und Liedern aufgerufen, die nöthigen Hauptleute und Offiziere angestellt, Waffen und Schießbedarf ausgetheilt, und wo ordentliche Gewehre fehlten, mußten Hirschfänger, Büchsen, Pistolen und Spieße Dienst thun. Ein jedes Städtchen oder eine jede Centlegion hatte ihre Feldmusik, ihre Fahnen und Befehlshaber; aus den Landjägern wurde ein eignes Jägercorps errichtet, die ordentlichen Regimenter wurden völlzählig gemacht und die Feldwebel und Corporäle waren angewiesen, die Landmiliz in Waffen zu üben. Der Minister stellte sich endlich selbst an die Spitze dieser sonderbaren Truppen und wollte das nun mit dem Degen in der Faust erzwingen, was er bisher zu Rastadt mit der Feder fruchtlos versucht hatte. In kurzer Zeit schien das ganze Obererzstift ein Waffenplatz zu sein. Wo man hinkam, sah man nichts als Compagnien, hörte man nichts als Trommeln und Kriegslieder, sprach man von nichts als von Vaterland und Krieg. An die zwanzigtausend Mann theils gebildete Truppen, theils Landmiliz und Landsturm versammelten sich in und um Aschaffenburg, um das Vaterland zu vertheidigen.

Der Coadjutor von Dahlberg war diese Zeit hindurch auch nicht unthätig geblieben und von gleichen Gesinnungen ergriffen. Schon am 22. März 1797 hatte er eine Note übergeben, worin er der Reichsversammlung zu Regensburg die Gefahren des Reichs schilderte, und die Ernennung des Erzherzogs Karl zu einem unumschränkten Feldherrn als einziges Rettungsmittel anrieth. Jetzt wandte er und der mainzische Capitular von Stadion *) ihren ganzen Einfluß an, um die angefangene Bewaffnung des Landsturms über ganz Süddeutschland zu verbreiten. Es war ein frohes muthiges Leben sowohl unter dem Volke als den Soldaten; und wäre damals der nordische Landsturm wie im Jahre 1813 aus seiner unpatriotischen Neutralitätslinie zu seinen südlichen Landsleuten getreten, man würde wohl einen andern Frieden erfochten haben, als den von Lüneville, welcher das deutsche Reich eben so zerrissen als geschändet hat.

Die Bewaffnung einer so großen Menge Volkes war leichter

*) Siehe was von seinem Großvater im vorigen Buche gesagt wurde.

zu Stande gebracht, als ihre Unterhaltung. Bisher hatte der Krieg schon alle öffentliche Fonds aufgezehrt, die Kriegssteuern reichten kaum zu, die regulirten Truppen zu erhalten, und viele Länder des Erzstiftes waren vom Feinde besetzt oder mit schweren Schulden belastet. In diesem Drange mußte eine außerordentliche Hülfsquelle aufgesucht werden, wenn das Unternehmen nicht gleich bei seiner Entstehung stocken sollte. Sie fand sich in den Subsidien, welche das englische Ministerium dem Mainzer Hofe versprach.

Gleich bei der allgemeinen Bewaffnung des Landes wurde der geheime Rath Graf von Spauer zum englischen Gesandten Windham abgeschickt, um Gelder für das kurmainzische Militair zu negotiren. Die kurmainzischen Vorschläge fanden bei dem englischen Gesandten um so mehr Gehör, weil er ausdrücklich nach dem festen Lande gegangen war, um die neue Coalition zu verstärken. Es wurde daher zwischen dem Könige von Großbritannien und dem Kurfürsten von Mainz eine Convention abgeschlossen, vermöge welcher der letztere sich anheischig machte, die unten angeführte Anzahl seiner Truppen den verbundenen Mächten bis zum Abschlusse des Friedens zur Verwendung herzugeben, dagegen zahlte England die zu ihrer Ausstattung und Verpflegung nöthigen Hülfsgelder.

Während man auf diese Weise das Mainzer Land bewaffnete, und für die Krieger durch Subsidien den nöthigen Unterhalt herbeischaffte, wäre schier Aschaffenburg von den Franzosen eingenommen worden, wenn sie nicht der wackere Rittmeister Schröder bei der sogenannten Tannenmühl mit wenig Husaren zurückgeworfen hätte. Dieser kühne Angreiff gab gleich dem Anfange der ganzen Unternehmung einen vortheilhaften Anstrich. Ein Theil des Landsturms, immer mit regulären Truppen vermischt, rückte in das Amt Dieburg bis gegen die Bergstraße vor, ein anderer besetzte die Höhen der Kahl, und der Haupttheil davon drang durch Frankfurt bis über die Nid vor. Durch die immer glücklich ausgefallenen kleinen Gefechte unter Anführung des listigen Majors Görgens und tapfern Rittmeisters Schröder gelang es den Mainzern über die Höhe ins Rheingau und an die Lahn zu kommen und mehrere Gefangene und Beute zu machen. Allein alle diese während mehreren Monaten zwischen der Nid und dem Rhein vorgefallenen Gefechte waren nicht entscheidend. Die Franzosen hatten sogar vor Hochheim Schanzen aufgeworfen, und die geringe Anzahl der Mainzer, nur durch einige hundert Mann Szekeler Husaren unterstützt, konnten keinen großen Schlag wagen. Das Glück oder Unglück

derselben hing größtentheils von den Fortschritten der großen Armeen in Schwaben und Italien ab. Um sich von dieser gefahrvollen Lage der Mainzer Truppen zu überzeugen, wird es nicht undienlich sein, die militärischen Verhältnisse der Verbundenen und französischen Armeen zu betrachten.

Wenn man sowohl die Leichtigkeit, womit die französische Republik eine große Anzahl von Kriegern auf die Beine bringen konnte, als auch die Stärke ihrer Vertheidigungspunkte erwägt, so wird es klar, daß alle Vortheile auf ihrer Seite sich vereinigten. Waren die Franzosen auch im Jahre 1799 sowohl in Italien als in Schwaben zurückgeschlagen und selbst auf ihren Gränzen bedroht, so konnten die verbundenen Armeen so lange sich keine großen Fortschritte versprechen, als sie nicht die Schweiz und die Appeninen eingenommen hatten. Wenn auch die Deutschen über die Alpen oder den Rhein oder über die Lahn vorgedrungen waren, so stunden sie immer noch in Gefahr, durch die Schweiz oder von Mainz aus auf der Flanke und im Rücken bedroht zu werden, und mußten sich bei einem unglücklichen Vorfalle in Eile zurückziehen, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden. Diese kritische Lage betraf die mainzer Truppen am meisten. Ihnen fehlte sowohl die gehörige Anzahl als Verbindung mit der Hauptarmee. Auf dem rechten östreichischen Flügel fast in die Luft gestellt, sollten sie, kaum 6000 Mann regulirter Truppen stark, eine Linie vom Neckar bis an die Königsteiner Gebirge gegen einen täglich anwachsenden Feind vertheidigen, ohne auch nur Unterstützung hoffen zu können. Sie konnten sowohl auf ihrem rechten als linken Flügel leicht umgangen werden. Der Hauptposten ihrer Truppenkette schien die Nid zwischen Höchst und der Höhe zu sein. Die französischen Generäle versuchten es auch am 5. October 1799 die Mainzer davon zu vertreiben. Schon vor diesem Tage griffen sie die deutschen Vorposten in Sindlingen, Niederliederbach und andern Ortschaften an. Mit Anbruch dieses Tages kamen sie mit Cavallerie und Artillerie verstärkt heran, und zwangen letztere nach einem hartnäckigen Gefechte über die Nid zu gehen und die Brücken abzuwerfen. Der linke Flügel der Mainzer, welcher größtentheils aus Fußvolk zusammengesetzt und von einer Batterie vom linken Mainufer her gedeckt war, hielt sich fest auf seinem Posten bei dem Dorfe Nid, allein der rechte bei Rödelheim wurde durch die überlegene feindliche Cavallerie zurückgeworfen, und zog sich, vom Feinde verfolgt, nach Frankfurt. Durch diese schnelle Veränderung der Dinge war die

Stellung an der Nid gefährlich geworden, und so mußte sich auch der linke Flügel über die dort geschlagene Brücke auf die linke Mainseite zurückziehen.

Da durch den Verlust des wichtigen Postens an der Nid die Franzosen Herren von dem rechten Mainufer wurden, so suchte man das unbeträchtliche Häuflein der mainzer Truppen bei Heusenstamm zu versammeln, und durch den Odenwald mit den Kaiserlichen, welche den Neckar vertheidigten, in Verbindung zu halten. Der Oberst von Zweier bekam daher den Auftrag, das Amt Dieburg bis gegen die Mainspitze zu besetzen, und der Rittmeister von Scheither übernahm die Behauptung der Bergstraße bis zum Neckar. Das ganze Glück der mainzer Truppen hing von den verbundenen kaiserlichen Armeen ab. Bisher hatte Souwarow die Franzosen aus Italien, der Erzherzog Karl dieselben in Deutschland über den Rhein getrieben. Beide wollten sich jetzt in der Schweiz vereinigen, um die dort unter Massena aufgestellte Armee entweder zum Rückzuge zu zwingen oder gar zu vernichten. Souwarow war mit seinen Russen bereits bis an die Limmat und den Zürcher See vorgedrungen und bedrohte die Franzosen in der Flanke und im Rücken. Der Erzherrog Karl wollte über die Aar setzen, um ein Gleiches auf der linken Flanke derselben zu bewirken. Ihre Fortschritte waren eben so klug ausgedacht, als einen gewissen Sieg versprechend; da aber des Erzherzogs Schiffbrücke über die Aar wegen Felsengrund nicht zu Stande kommen konnte, und die Russen auf ihre Stärke sich allein verlassend bei Zürch die Franzosen angriffen, wurden sie gänzlich geschlagen.*) Wichtig für die ganze Zukunft war dieses Unglück. Nicht nur, daß dadurch einer der besten Plane der Verbundenen fruchtlos war, sondern die Russen gegen Oestreich aufgebracht, verließen auch den Bund und die Schweiz. Dem Erzherzog Karl blieb für diesen so glücklich begonnenen Feldzug nichts zu thun weiter übrig, als die Einnahme von Mannheim und die Unterstützung der mainzer Truppen. Diese erhielten nämlich dadurch Erleichterung und Muth und nahmen im Jahre 1800 ihre vorige Stellung an der Nid und Rotha wieder ein.

---

*) Ich habe in meinen Staatsrelationen Band XIV, Seite 210 getadelt, daß er zu der Zeit nicht über den Rhein und die Aar gesetzt sei, um den Massena auf der linken Flanke zu packen, allein ich fand nachher in seinen Schriften, welche er mir zum Geschenk machte, daß er, wie man oben sieht, nur durch die ungeschickten Brückenschläger daran gehindert wurde.

Während dieser Annäherung des Erzherzogs Karl an den Neckar und Main hatte man durch sichere Kundschafter erfahren, daß die Garnison von Mainz sehr geschwächt, und folglich nicht im Stande sei, eine so weitläufige Reihe von Verschanzungen, welche täglich noch vermehrt wurden, nebst allen vorspringenden Punkten gegen einen Ueberfall entschlossener Truppen zu vertheidigen. Es wurde daher unter dem Vorsitze des Ministers von Albini im Hauptquartier zu Seligenstadt ein Plan entworfen, Mainz und Kassel durch drei Colonnen nächtlicher Weile zu überrumpeln. Die erstere derselben sollte unter Anführung des Obersten von Breidenbach sich heimlich in die Gegend von Mosbach schleichen, gegen halb drei Uhr Morgens auf das Wiesbaderthor vor Kassel marschieren, und wenn sie selbes eröffnet hätten, auch es ebenso am gegenseitigen versuchen. Die zweite Colonne sollte unter dem Befehle des Obersten von Zweier über Haßloch nach der Mainspitze ziehen; dort die Auen, französische Verschanzungen und Brücken einnehmen, dann durch Kostheim dringen und sich mit der erstern am Frankfurter Thor vor Kassel vereinigen. Beide würden sich wechselseitig in ihren Unternehmungen unterstützen, sich der Rheinbrücke bemeistern und durch selbe in Mainz eindringen. Auf alle Fälle würden sie durch vom Rhein herströmende Fahrzeuge unterstützt, um den Uebergang zu erleichtern.

Die dritte Colonne sollte größtentheils aus kaiserlicher Cavallerie bestehen, und sich bei Ginsheim über den Rhein jedoch an einem solchen Orte anfahren lassen, wo sie nicht entdeckt werden könnte. Dieser wurde aufgetragen durch Weissenau sich des Neuthors und durch Mombach der andern Thore zu bemächtigen. Alle drei Colonnen stießen in Mainz zusammen, bemächtigten sich des Commandanten, der Magazine und Waffen, und suchten sich auf alle Fälle gehörig zu sammeln. Da man nach einem unglücklichen Ausgange keine Verfolgung von einem so schwachen Feinde zu befürchten habe, könnte man den Rückzug durch behauptete Thore und Reserve immer decken. Dieser Plan wurde dem Erzherzog Karl mitgetheilt und um Unterstützung gebeten, aber nicht angenommen; und so blieben die Mainzer Truppen den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch in ihren alten Stellungen, und alle Vorfälle schränkten sich nur auf unbedeutende Vorpostengefechte und Plänkeleien ein.

Im Jahre 1800 fing ihre ohne dies schon kritische Lage an, erst recht gefährlich zu werden. Die Kaiserlichen waren durch den

Verlust der Schlacht bei Marengo aus allen bisher eroberten Länder in Italien und eben so bald aus Schwaben getrieben; die Verbindung mit derselben hörte beinahe auf. Die Franzosen in und um Mainz verstärkten sich täglich; ein beträchtlicher Heerhaufen von Holländern war im Begriffe vom untern Rhein herzurücken. Der ganze linke Flügel der französischen Armee von Manheim bis nach Holland drohte, sie vielmehr zu unterdrücken, als wegzudrücken. Der Mainzer und verbundene Heerhaufen bestand nach der Zerstreuung des Landsturms zu Anfang des Juli, wo die Angriffe ernsthafter wurden:

An Cavallerie.

Aus Szekeler Husaren	560	Mann
Mainzer Husaren	150	—

An Infanterie.

Aus einem k. k. Bataillon von Beaulieu . .	400	—
Aus einem kurmain. Grenadier-Bataillon .	500	—
Aus dem kurmain. Regiment von Gymnich .	800	—
Aus dem kurmain. Regiment von Faber .	800	—
Aus dem kurmain. Regiment von Rüdt . .	800	—
Aus einem kombinirten Bataillon	500	—
Aus einem leichten Jäger-Bataillon . . .	500	—
Aus einer Compagnie Spessater-Jäger . .	80	—
Zwei Divisionen vom 1. Bat. Landmiliz . .	400	—
Einer Division vom 2. Bat. Landmiliz . .	300	—
Einem Bataillon Landmiliz von Starkenburg	600	—
Einer Division Landmiliz von Amorbach . .	300	—
Würzburger Landmiliz	800	—
zusammen . .	7490	Mann

wovon die drei letzteren Abtheilungen in der Bergstraße lagen, die erstern die Nid und beide Mainufer vertheidigen sollten.

Schon im Junius merkte man, daß es bald zu blutigen Auftritten kommen sollte; daher besetzte man, um den Posten an der Nid zu behaupten, dieses Flüßchen und die vorliegenden Ortschaften Sindlingen, Niederliederbach und Eschborn mit ungefähr 3000 Mann. Am 4. Juli kamen die Franzosen unter Anführung des General Caulaud von Hattersheim her, und suchten die Mainzer Vorposten aus den gedachten Ortschaften zu vertreiben, sie wurden aber an diesem Tage wieder auf ihre alte Stellung zurückgeworfen. Am 5. bewegten sie sich bei Anbruch des Tags wieder vorwärts,

und schienen anfänglich den linken Flügel der Mainzer, welcher bei dem Dorfe Nid stand, angreifen zu wollen; da sie aber auch bei einem glücklichen Fortgange sowohl rechts durch die über dem Main errichteten Batterien, als links durch die Besatzung von Niederliederbach auf ihren Flanken bedroht waren, so suchten sie sich erst dieses letztern Ortes zu bemeistern, wurden aber mehreremale mit aller Tapferkeit zurückgeschlagen.

Der französische General sah nun, daß die Stellung des linken Flügels der Mainzer nicht der schwache Punkt sei, und wandte sich, den letztern bei Niederliederbach im Schach haltend, auf ihren rechten, welcher vor Rödelheim an der Nid stand und also leicht umgangen werden konnte. Das in dem vorwärtsliegenden Dorfe Eschborn versteckte leichte Jägerbataillon mußte den ersten Anfall ertragen, schlug aber, von dem hinter diesem Orte stehenden kombinirten Bataillon unterstützt, die Franzosen zurück, bis es durch die überlegene Anzahl derselben daraus vertrieben wurde.

In dem nämlichen Zeitpunkte ging auch der Angriff auf das Dorf Niederliederbach wieder an. Um keinen Punkt der ganzen Stellung hatte man sich mit größerer Wuth geschlagen, als um diesen. Mehrmale verdrängten sich beide Theile daraus mit dem Bajonette. Aus kleinem und großem Geschütz wurde aufeinander gefeuert; jedes Fenster schien eine Schießscharte, jeder Bauernhof eine Schanze zu sein, wo man sich mit allen Arten von Gewehren vertheidigen wollte; selbst dann noch, als die Mainzer schon herausgetrieben waren, rückte der kurmainzische tapfere Hauptmann von Wolfskehl, mit tödtlichen Wunden überdeckt, von seinen eignen Leuten zum Sturme geführt, noch einmal darauf zu, um es wegzunehmen, mußte aber, vom Feinde unterdrückt, sein Leben und das Dorf verlassen.

Die drückende Hitze des Mittags, die zweitägigen anhaltenden Gefechte, der Mangel an aller Erquickung hatte nun beide Theile zu einer Art von Ruhe gebracht. Während der Zeit hatten die Franzosen einen neuen Angriff hinter Eschborn gebildet, und stürmten gegen 3 Uhr Nachmittags mit Wuth aus dem Dorfe auf den rechten Flügel der Mainzer los. Letztere standen dicht vor Rödelheim unter Bäumen, indessen die Franzosen aus einer sanften Vertiefung her auf sie anrückten. Den französischen linken Flügel deckte eine Linie Tirailleurs, welche ein unaufhörliches Feuer machten, den rechten ein beträchtlicher Haufen Infanterie, in der Mitte kam die polnische Legion grade auf die Mainzer zu. Die

Kanonen hielten beide Theile noch auseinander, indessen die Husaren im Zwischenraume hin und her gallopirten, sich mit einander herumhieben und wechselseitig gefangen machten.

So dauerte das Gefecht eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke, bis die polnische Legion durch Wein und den Zuspruch der Franzosen en avant erhitzt, vordrang, und die Deutschen bis über die Nid verdrängte. Der Oberst von Zweier, welcher hier befehligte, wollte Rödelheim mit seinen abgematteten Truppen nicht länger vertheidigen, weil die Feinde jetzt schon über der Nid waren, und zog sich, von der Reserve unterstützt, bis hinter die bockenheimer Warte zurück, während der Obristwachtmeister von Scheither mit dem leichten Jägercorps und den Husaren die linke Flanke deckte.

Von diesem Vorfalle gab man gleich dem Obersten von Breidenbach auf dem linken Flügel Nachricht, und bat ihn, sich mit dem zurückziehenden rechten bei dem Rebstockhof zu vereinigen; allein während der Zeit war auch schon das Centrum der Franzosen über die Nid gesetzt und trennte beide Theile. Der Oberst war also gezwungen über den Main zu setzen, weil er sonst befürchten mußte, gänzlich abgeschnitten zu werden.

Der rechte Flügel der Mainzer hatte sich indessen schon bis an Frankfurt zwischen dem Kettenhof und malapertischen Garten zurückgezogen, das Frankfurter Bockenheimerthor besetzt und die Husaren aufgestellt, um seine Aufnahme zu decken; doch plötzlich ritten diese wieder rechts ab, kamen mit Kanonen und dem Scheitherschen Corps den Franzosen in die Flanke und den Rücken, und jagten sie in wenig Zeit mit dem Untergange der Sonne durch Rödelheim über die Nid zurück.

Noch spät in der Nacht wurde gefochten und schon weit hörte man den Donner der Kanonen; allein die ermüdeten Truppen konnten keinen neuen Angriff wagen, der linke Flügel war über den Main gesetzt. Man überließ also, obwohl siegend, den Franzosen das Schlachtfeld, zog sich in der Nacht durch Frankfurt zurück und setzte sich hinter die Rotha. An diesem Tage war der Verlust der Mainzer an Todten, Blessirten und Verwundeten 145 Mann und 37 Pferde. Die beiden Hauptleute von Wolfskehl und Linsingen blieben auf dem Platze.

Nachdem die Mainzer die Nid und Frankfurt geräumt hatten, zogen ihnen die Franzosen nach und nahmen eine sehr vortheilhafte Stellung, indem sie ihr Centrum durch die Frankfurter und eine Schiffbrücke bei Niederrad verbanden, und auf den Anhöhen von

Bergen und Neu-Isenburg ihren Flügel vorwärts stellten. Die Mainzer mußten daher ihre Truppen vertheilen und standen in Gefahr, entweder rechts oder links vom Main abgeschnitten zu werden. Der Minister von Albini faßte daher den Entschluß, den rechten Flügel der Franzosen bei Neu-Isenburg zu vertreiben, weil man von der Seite umgangen zu werden befürchtete. Um aber doch auch dem französischen linken Flügel eine solche Beschäftigung zu geben, daß er seinen rechten nicht unterstützen konnte, wurde der Oberst von Zweier beordert, über Wilhelmsbad und Hochstadt die Berger Anhöhen zu gewinnen und den Feind davon zu vertreiben. Am 12. Juli rückten die Mainzer in drei Colonnen auf Neu-Isenburg vor. Die erstere zog von Gygesheim über Neuhof und Sprendlingen, warf die Franzosen zurück und nahm den Ort nach einem hartnäckigen Gefechte mit Sturm ein, indem sich die letztere noch fest zwischen dem äußersten Haufen und der Waldspitze hielten. Während der Zeit war auch die zweite Colonne unter Anführung der Obersten von Jaster und Major Görgens von Heusenstamm über den Grafenbruch vorgerückt. Da sie sich aber, ohne erst den Angriff der erstern abzuwarten, zu frühe mit dem Feinde eingelassen hatten, konnten sie die Vortheile der erstern Colonne nicht gehörig unterstützen, und so blieb also diese allein im blutigen Gefechte mehrere Stunden auf der Chaussee gegen die Frankfurter Warte stehen. Die Soldaten schossen in dem Walde rechts und links zwischen den Bäumen hervor, fürchterlich donnerte der doppelte Wiederhall aller Schüsse. Der Oberst von Breidenbach stand in Gefahr gefangen zu werden, und nur das schwere Geschütz, was sie vor sich hatten, konnte ihren Rückzug decken, welcher denn auch durch den Kampf der andern Colonne auf dem Grafenbruch und bei Offenbach gedeckt, ohne großen Verlust in die vorige Stellung bewerkstelligt wurde.

Der Oberst von Zweyer hatte sich indessen schon der Anhöhen bei Bergen bemeistert und die Franzosen aus den vorliegenden Dörfern und Waldungen getrieben; aber da er überflügelt zu werden bedroht war, zog auch er sich allbereits wieder zu den übrigen. Bei diesem Gefechte blieben 2 Offiziere und 27 Mann todt, 10 Offiziere und 253 Mann wurden verwundet, 2 Offiziere und 29 Mann gefangen und in Allem 123 Mann vermißt.

Kurz nach diesen Tagen hörte man, daß ein Waffenstillstand zwischen beiden kriegführenden Theilen abgeschlossen seie, vermöge welchem sich die Mainzer gänzlich vom linken Mainufer hinweg auf

das rechte ziehen sollten; und am 28. Juli rückte schon der französische General Saulaud an der Rotha vor. Die mainzer Truppen gingen demnach über den Main und lagerten sich in und um Aschaffenburg. Der Waffenstillstand brachte noch keinen Frieden hervor, und nun schien die Lage der Mainzer verzweiflungsvoll zu werden. Der kaiserliche General Symshin nahm nebst seinen eignen Leuten noch eine ganze Brigade hinweg, um Franken zu decken. Der französische General Augereau kam mit 20,000 Holländern verstärkt den Main herauf, schnitt die in Aschaffenburg liegenden Truppen von den kaiserlichen gänzlich ab, und grade an dem Tage, wo der Minister von Albini bei einem großen Feste in Aschaffenburg mit dem St. Stephansorden beehrt wurde, erschien der französische Generaladjutant Trichet und kündigte den Waffenstillstand auf.

Jedermann glaubte die Mainzer Truppen schon gefangen, als sie am 24. November, wo die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang nehmen sollten, einen Ausfall gegen die jenseits stehenden Holländer machten. Der französische Trupp an der Brücke wurde zerstreut und größtentheils gefangen, und durch drei hervorrückende Colonnen der Feind aus Leider, dem schönen Busche und dem Nilkheimer Hofe getrieben. Dieses kühne Unternehmen, welches die vorrückenden Holländer vom Symshinischen Heere abhalten sollte,*) brachte den französischen General Augereau in Wuth. Er drohte Aschaffenburg und die ganze Gegend dafür zu züchtigen und die Mainzer Truppen gänzlich zu vernichten; allein die klugen Unterhandlungen des Obersten von Radenhausen besänftigten den General, und so konnten die Soldaten ohne viel belästigt zu werden, über Wiesen und Flieden sich in und um Fuld setzen.

Indessen wurden die Kaiserlichen immer mehr nach Baiern getrieben, und das kleine Häuflein stak nun zwischen der Demarcationslinie und einem weit überlegenen siegenden Feinde in einem Winkel, und mußte gewärtig sein, von den schon bis Neuhof vorrückenden Franzosen gefangen zu werden. In dieser verzweifelten Lage und um wenigstens einen Theil der Bagage zu retten, beschloß man noch einen und den letzten Angriff. Den 20. November mußten die Hauptleute Linsingen und Sommerlait von Kolhaus her, und der Rittmeister Schröder über Schmalau, Delbach, Buchenbach und Mittelkalbach die Franzosen angreifen, welche Neuhof besetzt hatten. Beide Haufen rückten anfänglich mit Glück vor.

*) Sic vos non vobis. Der jetzige k. baierische Kriegsminister von Weinrich war Albinis Adjutant.

Die erstern vertrieben in drei Abtheilungen den Feind aus Neuhof, die letztern aus Mittelkalbach. Allein da sich die Franzosen auf einer hinter Neuhof gelegenen Anhöhe wieder setzten, und durch ihre Artillerie und eine aus Flieden rückende Reserve unterstützt wurden, zogen sich die Mainzer wieder in ihre vorige Stellung, woraus sie bei all ihrer Tapferkeit nur der bald darauf erfolgte zweite Waffenstillstand retten konnte.

Es wurde in demselben ausgemacht, daß man den Franzosen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt bis zum Frieden übergeben sollte, dagegen mußten sie sich in Abtheilungen über den Rhein ziehen. So endigte sich der letzte Krieg, welcher mit eben so viel Tapferkeit als Unglück um die Erhaltung der Integrität des deutschen Reichs im Allgemeinen und des Mainzer Kurstaates im Besonderen geführt wurde. Die Mainzer Truppen kamen aus dem Fuldischen und Fränkischen wieder zurück nach Aschaffenburg, und wurden in die diesseits des Mains gelegenen Aemter verlegt. Der ihnen bald von Erfurt folgende Kurfürst beehrte und belohnte sie. Jedermann, Freund und Feind bewunderte ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe. Es fehlte ihren Thaten nichts, als Glück und ein besserer Erfolg.

Indessen kam der Congreß zu Lüneville zu Stande. Schon die üble Lage der Deutschen beim Abschlusse des Waffenstillstandes erfüllte alle kluge an dem alten Reiche theilnehmende Menschen mit Besorgnissen. Noch mehr aber stieg der Kummer, als vor den Friedensbedingnissen die gänzliche Abtretung des linken Rheinufers, die Entschädigung nicht nur der jenseits verlierenden deutschen Erbfürsten, sondern auch noch jene des Großherzogs von Toskana und des Statthalters von Holland bekannt wurden. Jeder Staatsmann, der nur ein wenig die Lage der Dinge, die Verhältnisse der Staaten und den Werth der abgetretenen Länder kannte, mußte alles für die geistlichen Staaten befürchten.

Der König von Preußen und mit ihm der größte Theil der protestantischen Fürsten hatten schon seit dem Baseler Frieden alle Gelegenheiten benutzt, um bei einer allenfallsigen Entschädigung mit Vortheil bedacht zu werden. Der kaiserliche Hof durfte für den Großherzog keine nachtheilige Bedingnisse eingehen, für die Entschädigung des Statthalters von Holland war schon im Baseler Frieden gesorgt, und das Haus Pfalzbaiern war von Frankreich selbst in Schutz genommen, um es gegen Oestreich und Preußen in der Mitte zu behaupten. Dazu kam noch die Verbindung des russischen Kaisers mit Frankreich, wodurch der Markgraf von Baden und der

Herzog von Würtemberg als Verwandte des erstern gewinnen mußten, und endlich erklärte die dem kaiserlichen Gesandten von Stadion vom Berliner Hofe mitgetheilte Note deutlich: daß nach einer gänzlichen Entschädigung aller der verlierenden Erbfürsten wenig oder nichts mehr von den geistlichen Staaten übrig bleiben würde. Die einzige vernünftige Hoffnung für eine wenigstens politische Erhaltung des Kurfürstenthums war auch bei einer veränderten Reichsverfassung die noch nöthige Erzkanzler- und Direktorialwürde und der noch nicht abgeschlossene Frieden mit England. Aber auch diese schien zu verschwinden, als beim Abschluß desselben mit keiner Sylbe der Reichsangelegenheiten gedacht wurde, und der Mainzer Hof keine bestimmte Beruhigung weder von Seiten des Kaisers, noch der französischen Republik erhielt.

Während dem also ein jeder große und kleine Fürst, ja jede Reichsstadt ihre Gesandten oder Geschäftsträger in Paris hatte, und schon öffentlich die Länder, Stifter und Abteien nannte, welche ihm als Entschädigung zufallen würden, lebte der erste Kurfürst des Reichs noch in Ungewißheit und Unruhe über sein und das künftige Schicksal seiner Staaten. Diese Lage der Dinge kennend und die schändlichen Unterhandlungen und Bestechungen beobachtend, ging ein eifriger deutscher Patriot zu dem Minister von Albini nach Aschaffenburg, und als dieser ihn fragte, was er Neues brächte, sagte er: „Ich bringe schlechte Neuigkeiten; Preußen erhält von unsern Ländern Erfurt und Thürigen, Hessen-Kassel die hessischen Aemter, Hessen-Darmstadt die Bergstraße und das Dieburger Amt, Nassau den Rheingau, Höchst und Königstein, das obere Erzstift wird auch noch seinen Herrn finden.“ „Ho, ho! rief hierauf lachend der Minister aus, Sie sind ein trauriger Prophet. Erfurt und die hessischen Aemter will ich zwar verloren geben, aber wegen den übrigen wollen wir auch noch ein Wort mitsprechen. Was haben Sie für Beweise für deren Verlust?“ Jener antwortete: „Für Nassau hat Pivolot schon früher Verbindungen angeknüpft, von Gagern setzt sie nur fort; Darmstadt unterhandelt durch den Minister von Barkhausen, Frankfurt durch den Doctor Oelsner und Preußen für sie alle. Uebergeben Sie jetzt die innere Staatsverwaltung dem Herrn von Wallmenich, und wie sie bisher mit Ruhm unsre Truppen geleitet haben, so leiten Sie jetzt auch unmittelbar die Friedensgeschäfte. Gehen Sie selbst nach Paris. Die Franzosen achten einen Mann, welcher wacker mit ihnen gefochten hat mehr, als einen schleichenden Unterhändler. Wir haben

jetzt noch Hülfsquellen genug, um damit sich Eingang zu verschaffen. Ich will Ihnen die Leute nennen, welche für uns wirksam sein können. Ja ich bin überzeugt, daß sogar die mainzischen Anhänger der Franzosen, welche so vielen Einfluß auf die Abtretung des linken Rheinufers hatten, jetzt, da sie gesichert in Mainz sind, für uns zu gewinnen seien.“ Albini bemerkte hierauf, daß man bereits dem Bruder des kurmainzischen Salinendirectors Grafen von Beust den Auftrag gegeben habe, in Paris für den Kurstaat Geschäfte einzuleiten.*) Jener aber wiederholte seinen Wunsch, daß er nach getroffener Einleitung selbst nach Paris gehen und die Geschäfte führen möge. „Suchen Sie, fuhr er weiter fort, Zutritt bei Napoleon zu erhalten. Es koste, was es wolle. Ich bin überzeugt, daß, wenn er Sie kennen lernt, und Sie, wie Sie gewöhnt sind, grade und offen mit ihm zu sprechen, unsre Angelegenheiten wenigstens einen bessern Fortgang erhalten werden.**) Ich weiß nicht, war es Widerwillen gegen die Franzosen, oder übertriebene Zuversicht des Ministers, daß er diesen gutgemeinten Rath nicht befolgte. So ging zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Projekten und Sorgen die schönste Zeit vorüber, bis man im Junius 1802 das Ungewitter ernsthafter ausbrechen sah, was bisher die geistlichen Staaten bedrohte. Der Oberconsul der französischen Republik und der König von Preußen drangen auf die Erfüllung des Lüneviller Friedens. Letzterer ließ Truppen vorrücken um die ihm zugefallenen Länder zu besetzen; ihm schienen der Kurfürst von Pfalzbaiern, Hessen und andere zu entschädigende Fürsten zu folgen.

Um diese Zeit fing der Kurfürst von Alter und Sorgen entkräftet an krank zu werden. Er schien die Zertrümmerung seiner Würde und seines Kurthums nicht überleben zu wollen. Den 23. Juli wurde seine Krankheit bedenklicher; kurz zuvor hatten die Preußen die kurmainzischen Länder in Erfurt und dem Eichsfelde besetzt; und Friedrich Karl starb den 25. gegen 5 Uhr Abends in dem 83.

*) Wie treu beide Brüder dem Kurstaate und später dem Fürsten Primas gedient haben, kann durch Actenstücke bewiesen werden.

**) Die Aeußerungen des künftigen Kaisers Napoleon über den Herrn von Albini bestätigten diese damals gefaßte Meinung von beiden. Ueberhaupt konnte bei diesem außerordentlichen Menschen ein Mann, der grade und mit Verstand mit ihm sprach, mehr seine Achtung und seine Zuneigung gewinnen, als ein kriechender Schmeichler. Nur mußte der Antrag nicht grade gegen sein Interesse laufen. Napoleon sagte damals selbst: wäre das deutsche Reich nicht schon da, man müßte eines zu unsrem Vortheil errichten. Corresp. inédite de Napoleon. T. III. p. 5.

Jahre seines Alters, fast um eben die Zeit, als das seit einem Jahrtausend bestehende Erzbisthum und Kurthum Mainz sich seinem Ende neigte.

Noch ehe der Kurfürst Friedrich Karl todt war, rückten schon die um Aschaffenburg liegenden Truppen still in die Stadt ein. Gleich nach seinem Tode wurden die Thore geschlossen, und der Minister von Albini nahm der Leibgarde und der ganzen Besatzung den Eid der Treue für den künftigen Fürsten ab. Die Leiche des Verstorbenen wurde auf gewöhnliche Art einbalsamirt, mit allen geistlichen und weltlichen Insignien, Wappen und Attributen auf ein prächtiges Paradebett gelegt, und endlich nach einiger Zeit auf einem wie das Paradebett gezierten Trauerwagen in der Stifts-kirche zu St. Peter und Alexander neben jene seines Vorfahren des Kurfürsten Anselm von Ingelheim beigesetzt. Ich aber entwarf in dem Gefühle meiner Traurigkeit die Skizze zu dem Grabmal, welches jetzt in dieser Kirche errichtet ist, und sein Bild unter den Trümmern des alten Reichs und Kurstaates zusammenfallend und in die Arme des Genius der Unsterblichkeit sinkend vorstellt. Zu den Füßen des Bildes sitzt der Genius der Geschichte und sollte auf eine Tafel folgende Grabschrift schreiben:

Aeternae memoriae
conditur hac tumba funus
emmi ac celsmi Principis
Friederici Caroli Josephi
S. S. mog. archiep. S. R. I. per germ. archicancellarii
et Principis Electoris
Episc. et Principis vormatiensis
ex lib. Baron. ab Erthal,
qui
natus 3. Januar 1719
intravit Metrop. mog. domicellaris 1731
Capitularis 1753
Eminuit dignitate Rectoris magnificentiae,
conc. aul. Praesidis. metrop. custodis
evectus
ad Archiep. et Elector. Moguntinum.
18. Juli 1779 die 24. ejusdem mensis et anni
postulatus et electus
In Episc. et princ. vormatiensem

Princeps doctrina, sapientia, eloquentia inclytus.
procuravit
Scolis et universitati fundum et doctores,
regimini et justitiae ordinem,
clero disciplinam. cultui div. splendorem,
pauperibus stipem et industriam,
terris mogonis decorem,
sibi ipsi
aemulum ac successorem dignissimum.
sagax
Imperatorum, regum, principum
socius. amicus. tutor.
Utrumquem Imp. Leopoldum parent. ac Franciscum fil. coronavit
Franciscum Lud. fratrem suum episc. herbipol. consecravit,
jura dioeces. et imperii sustentavit
foederibus, conciliis. armis.
tandem
conquassato intra et extra imperio
Germania bello decennali suppressa
ipse
aetate ac meritis gravis
solus fulciendo impar succubuit
XXV. Juli 1802
animam reddens Deo, corpus terrae,
quae ex mogonis provinciis funeri sola superstes mansit.
R. I. P.

Die Kurfürsten von Mainz, Berthold und Johann Philipp haben schon, wie ich bereits angeführt habe, zur Zeit der Errichtung des Kammergerichts und des westphälischen Friedens das verfassungswidrige Betragen der deutschen Fürsten gerügt, sie gewarnt und bedroht.*) Sie würden sich aber nicht haben denken können, daß durch einen künftigen Frieden und einen daraus entstandenen Reichsdeputationsschluß das ganze linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und die Majorität der deutschen Reichsstände durch die Minorität aller Rechte und Besitzthümer entsetzt, und ihre Länder ohne die verfassungsmäßige Einwilligung ihrer Landstände zerrissen, zertheilt und wie ein veralteter Hausrath versteigert werden sollte.

*) Siehe den dritten Theil meiner rheinischen Geschichten, Seite 269.

Doch wir wollen Franzosen darüber reden lassen, deren Urtheil wenigstens hierin unparteiisch ist.

„Das deutsche Reich, sagt Dumouriez,*) ist wie ein Gericht, das aufgetragen ist, um die Eßlust mehrerer Gäste zu stillen. Man wird es zerlegen und jedem nach Verhältniß seines Körpers und seines Appetits ein Stück davon zutheilen. Wir wollen nicht das Detail dieser Mahlzeit schon zum Voraus erörtern. Genug, man wird in Kurzem neue geographische Theilungen sehen, welche die Ausdehnungen, Vortheile, Gewalt und Ansprüche und die Ursachen der Verbindungen und Feindschaften der Souverainetäten ändern werden, welche am Ende dieses Jahrhunderts die europäische Republik bilden sollen. — Diese unrechtmäßige Unterdrückung von Staaten, so veraltet sie auch scheinen mögen, diese Ueberlassung von Völkern und freien Städten an andere, um diese zu vergrößern oder zu entschädigen; diese Verlassung der Nationalsache und des Interesses der Völker, dieses Endurtheil, was über ihr Schicksal ausgesprochen werden soll, ohne sie zu fragen, die Art, womit diese erniedrigenden Negotiationen geführt werden, diese Vereinigung von Unregelmäßigkeit, Schwäche und Egoismus kann nicht anders, als die neuen Unterthanen von jedem der Souveraine entfernen, die noch zur Zeit des Friedensschlusses das Phantom vorstellen sollen, welches sie selbst zerrissen haben."

„Man urtheile, sagt Fouché in seinen Memoiren, über die Geschäftigkeit der Intriguen, und welche schändliche Käufe während diesem langen Zwischenraume,*) besonders als die Entwickelung herannahete, statt hatten. Welche große Spitzbubereien wurden entdeckt, als Klagen darüber einliefen! Man wollte alle Schuld auf die Schleichgänge der Bureaus zurückwerfen, wo nur die Unterhändler sich befanden, während dem alles von gewissen Cabinetchen, von gewissen Budoirs ausgegangen war, wo man Entschädigungen und Fürstenthümer verkaufte."***)

*) Tableau speculatif.

**) Vom Baseler bis zum Lüneviller Frieden.

***) Qu'on juge de l'activité des intrigues; et que de marchés honteux eurent lieu dans le long intervalle. surtout à mesure qu'on approchait du dénouement! quand les plaintes arrivaient, que de grandes fripponeries etaient dévoilées! on rejettait tout sur les maneges des bureaux, ou il n'y avait que des entremetteurs, tandis que tout partait de certaines cabinets, de certaines boudoirs, ou l'on vendait les indemnités et les principautés.

„Wahrhaftig, sagt Taillerand, wir haben hier eine Versteigerung der deutschen Fürstenthümer.“*)

Bald nach dem Tode des Kurfürsten erschien der von Rußland und Frankreich der Reichsdeputation vorgelegte Entschädigungsplan. Darin erhielten von den Mainzer Staaten Preußen das Eichsfeld und Erfurt, Hessen-Kassel die hessischen Aemter, Hessen-Darmstadt die Bergstraße nebst Steinheim, Alzenau und Seligenstadt; Nassau Usingen, das Rheingau, das Höchster Amt und Königstein; Leiningen die jenseits des Mains liegenden Aemter Miltenberg, Bischofsheim und Krautheim; Löwenstein Trenfurt und Werth; Solms die noch übrigen Theile ꝛc. mit allen Stiftern, Abteien und sonstigen Gütern. Dem künftigen Kurfürsten Erzkanzler (so wurde der jetzige Kurfürst genannt) blieb von allen den schönen und reichen Ländern des ehemaligen Kurthums von Mainz nichts übrig, als das kleine Fürstenthum Aschaffenburg. Die andern geistlichen Staaten sind als ein Opfer der Entschädigung weltlicher Fürsten gefallen.

Der Tod meines alten Kurfürsten, welcher mein Wohlthäter war, und der Untergang unsers alten Kurfürstenthums durch Verrath, Habsucht und einen einseitigen ungerechten Reichsdeputationsschluß setzten meine Seele in tiefe Traurigkeit.

In der Abtretung des linken Rheinufers und Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer sah ich auch schon den Untergang des ganzen deutschen Reichs voraus.**) Ich warf also meine Augen auf jenen Helden, der nach gebändigter Anarchie bei dem Anfange seiner glänzenden Regierung einen zweiten Karl den Großen, einen Wiederhersteller eines neuen heiligen römischen Reichs versprach.

Meine Geschichte der alten rheinischen Staaten hört nun auf. Was dieser Held gethan und ob er meinen Hoffnungen entsprochen habe, habe ich bereits schon in den vierzehn Bänden meiner Staatsrelationen beschrieben, welches nun verbessert und mit vielen That-

*) Par dieu, nous avons ici un encan des principautés allemands. Diesen Stellen will ich noch eine aus den vor kurzem erschienenen memoires de Bourienne tom. I. cap. XV. beifügen. J'avais sagt dort Montgaillard, en ayant une communication avec le ministre de Danemark; il me demandait ce que je pensais de la coalition. Je ne disais, que des choses générales, quant il ajouta: je vais vous parler franchement: je regarde les rois coalisés comme de filous, qui se volent dans les poches tandis qu'on les mêne à la potence.

**) Siehe meine Staatsrelationen I. Band. Die deutsche Reichsverfassung nach Maßgabe des Lüneviller Friedens und Reichsdeputationsschlusses rechtlich und politisch betrachtet.

sachen und Urkunden vermehrt als zweiter Theil meiner historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes erscheinen kann. *)

*) Die in meinen Staatsrelationen dahin sich beziehenden Aufsätze und Geschichtsstücke sind folgende: Nach einer im I. Bande vorausgeschickten Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse.

II. Band. Die französische Reichsverfassung nach Einführung der erblichen Kaiserwürde in der Familie der Napoleon Bounaparte. — Das Reich Karls des Großen. — Das alt und neu fränkische Kaiserthum. — Politisch-philosophisches Gespräch zwischen Karl XII und Leibnitz, zur Warnung für Napoleon. — Die Sagen von Pera. — Napoleon in Mainz.

III. Band. Vergleichung der östreichischen und französischen Staatsverbesserung. — Die Reisen der Päpste. — Wahl- und Krönungsacte Napoleons, als Nachtrag zum ersten Stücke. Diesem geht jetzt eine kurze Erzählung über Napoleons Charakter und seine vorigen Thaten voraus. — Ueber die politische Lage des französischen Reichs. — Der rheinische Bund.

IV. Band. Das italienische Königreich und die batavische Republik. — Paris und London. — Von den Ursachen der jetzigen Veränderung des politischen Systems von Europa.

V. Band. Die Operationen im Jahr 1799. — Ueber die Veränderungen der Nationalkräfte seit der ersten Theilung Polens. — Der Feldzug Napoleons gegen Oestreich. Schlacht bei Ulm. — Ueber die äußerliche Lage der minder mächtigen deutschen Reichsstände in diesem Kriege. — Schlacht bei Austerlitz.

VI. Band. Der Seekrieg. — Schlacht bei Trafalgar. — Der Friede von Preßburg und seine politischen Folgen. — Ueber die deutsche Verfassung nach diesem Frieden. — Ueber das Rheinschiffahrtsoctroi. — Blicke in die Zukunft, vielleicht auf ein halbtausend Jahre. — Der Ministerwechsel. — Die Coadjutorie zum Reichserzkanzleriate.

VII. Band. Das Föderativreich. — Napoleons Feldzug gegen Preußen und Rußland. — Die Schlacht bei Auerstädt. — Ueber das Unglück der preußischen Monarchie. — Polens Wiedergeburt. — Die Blokade von England. Warum ist der Frieden so schwer zu finden? — Napoleons höchstes Interesse.

VIII. Band. Napoleons Feldzug gegen Preußen und Rußland vom Jahre 1807. — Schlacht bei Eilau. — Ueber die politischen Verhältnisse zwischen Frankreich und England. — Von der Stärke und Schwäche der Coalitionen. — Schlacht bei Friedland. — Der Friede von Tilsit. — Die Constitutionen von Polen mit Bemerkungen.

IX. Band. Dieser ganze Band enthält den ersten Theil der historischen Darstellung des europäischen Völkerbundes.

X. Band. Der Seekrieg. Fortsetzung. — Ueber die gegenwärtige Lage von Europa im Jahre 1807. — Napoleon und noch Einer. — Der allgemeine und vollständige code Napoleon. — Die Constitution des Königreichs Westphalen, mit Bemerkungen. — Vorschläge über den rheinischen Bund. — Revolution in der Türkei.

XI. Band. Der Seekrieg, Fortsetzung. — Ueber den Geist des brittischen Parlaments und Großbritanniens. — Napoleon und das gesellschaftliche Ideal. — Die kritischen Punkte. — Die Auswanderung des Hauses Braganza nach

Durch den Wiener Congreß und Ludwigs XVIII Constitution sind die neuern Grundsätze sanctionirt geworden; was bisher von Fürsten und Völkern geschah, ist nur eine Folge davon. Also das Alte ist erst verfallen, dann untergegangen.

Requiescat in Pace.

Nachwort.

Ich habe nun schon über fünfzig Jahre hindurch fast in allen meinen historisch-politischen Schriften den großen Geist des christlich-germanischen Kirchen- und Staatsgebäudes aus Quellen und Urkunden dargestellt: aber auch zugleich die Ursachen angegeben, warum seine Gesetze und Institutionen zwar immer in der Idee und Theorie anerkannt und ausgesprochen, aber unter den schwachen und verdorbenen Adamskindern in Praxi fast immer verläugnet wurden. Eine Hauptursache davon scheint mir zu sein, daß, als im siebenten Jahrhundert der Papst Hadrian und Karl der Große dieses zum Theil schon bestehende große Gebäude vollenden wollen, sie im Gefühle ihres wechselseitigen Wohlwollens vergessen haben,

---

Brasilien. — Die französisch-kaiserliche Universität. — Spanien und das königliche Haus. — Frankreich und Spanien.

XII. Band. Schwedens Krieg mit Rußland. — Die Constitution von Baiern, mit Bemerkungen. — Wie kann sich Europa die Colonialprodukte ersetzen? — Was wird aus dem Papste werden? — Ueber die Lage Europens im Juli 1808. — Die spanische Reichsverfassung, mit Bemerkungen. — Napoleon und Alexander von Rußland. — In wie weit können öffentliche Schüler auf die Nationalbildung wirken?

XIII. Band. Der europäische Staatenbund. — Frankreich. — Spanien. — Italien. — Deutschland. — Rußland, Schweden, Dänemark und Preußen. — Ungarn und Oestreich. — Griechenland und die europäische Türkei. — Das Handelssystem des europäischen Völkerbundes in Beziehung auf Großbritannien. — Der zweite Krieg des Kaisers Napoleon mit Oestreich.

XIV. Band. Die Entthronung des Papstes und des Königs von Schweden. - Was ist geistliche Gewalt? — Der spanische Krieg. — Der östreichische Krieg. — Schlacht bei Wagram. — Die beiden Friedensschlüsse von Oestreich und Schweden, oder das neue politische Gleichgewicht. — Die schwedische Reichsverfassung, mit Bemerkungen. — Ueber die bisherigen Kriegsplane der Coalitionen. — Ueber das neue politische System des europäischen Völkerbundes. Hierauf folgt noch Napoleons letzter Krieg gegen Rußland. — Napoleons Projekte und Sturz.

die Gränzen der geistlichen und weltlichen Gewalt genauer zu bestimmen. Ich glaube daher in folgenden kurzen Sätzen einige Winke und Andeutungen darüber geben zu können.

I. Rom, durch seine alte Größe schon lange an Weltregierung gewöhnt und fast im Mittelpunkte der Erde gegründet, bleibt auch die Hauptstadt der Christenheit. Als solche ist sie die Niederlage der geistlichen und weltlichen Obergewalt, eine heilige Stadt und das Asyl aller unschuldig leidenden Menschen.

II. Der römische Bischof als Papst ruft also im Namen Gottes Karl den König der Franken als römischen Kaiser aus, und dieser gestattet dem Papste die Souverainetät im Kirchenstaate zu, jedoch unter folgenden wechselseitigen Bedingnissen: Der Papst hat zwar als Souverain auch die weltliche Regierung über den Kirchenstaat, aber nur in so weit, als solche seiner heiligen Würde angemessen ist und er sie als hoher Priester schicklich ausüben kann. Er muß daher dem Kaiser als oberstem Kirchenvogte (advocatus ecclesiae) die Ausübung der Kriegs- und weltlichen Criminalgewalt überlassen, und sich nur die Gewalt der Legationen und in Criminalsachen das Begnadigungsrecht vorbehalten. Dagegen kann Karl zwar als König der Franken seine Völker unmittelbar beherrschen, aber als römischer Kaiser wird er nur als weltliches Oberhaupt der Christenheit angesehen. Diesem gemäß leiten und vermitteln beide, der Rechte der Nationalkirchen und Nationalregierungen unbeschadet, die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit.

III. Sowohl der Papst als der Kaiser werden im Namen der christlichen Nationen gewählt; da aber die Berufung und Zusammenkunft der Repräsentanten derselben bei dem öftern Hinscheiden beider hohen Häupter zu beschwerlich würde, so übertragen die Väter eines allgemeinen Kirchenraths ihr Wahlrecht des Papstes an die Cardinäle, die Fürsten und Könige ihr Wahlrecht des Kaisers an sieben Fürsten des deutschen Reichs ab, welche sonach auch Kurfürsten genannt werden. Damit aber wahrhaft geistliche Männer zu diesen hohen Kirchenwürden auch geistlich gebildet werden, wird in Rom auf Kosten der christlichen Nationen ein Cardinalseminarium errichtet, und jede hat das Recht, eine verhältnißmäßige Anzahl junger zum geistlichen Stande berufener Leute aus ihrem Lande zu diesem Seminarium nach Rom zu schicken, aus welchen der Papst in einem Turnus nationenweis die Cardinäle auswählt. Auf jeden Fall muß der Papst Cardinäle aus allen christlichen Nationen wählen.

IV. Kein Geistlicher kann vor dem fünfzigsten Jahre zum Papst, vor dem vierzigsten zum Bischof oder Kirchenprälaten, vor dem dreißigsten zu einem Pfarrer gewählt werden. Sowohl die Päpste als Bischöfe und Kirchenprälaten müssen unverheirathet sein. Die Pfarrer erhalten von dem Papste wegen der Beichte und den priesterlichen Verrichtungen das Cölibatgebot von drei zu drei Jahren, bis zu ihrem fünfzigsten Jahre; eben so die Mönche und Nonnen. Finden sie sich für ihren Stand nicht stark genug, so mögen sie denselben verlassen. Bei außerordentlichen Fällen hat der Papst das Recht in diesem delikaten Punkte zu dispensiren. Da die Mönche und Nonnen durch Gott gethane Gelübde gebunden sind, so werden diese mit Ausnahme des Noviziats auch nur auf drei Jahre angenommen.

V. Jede christliche Nation bleibt, des Vorrangs des Kaisers ungeachtet, souverain. Da sie aber, wie Plato beweist, schon durch die Natur und nach der Hand durch die Vertheilung der bürgerlichen Gewalt, Arbeiten und Geschäfte aus drei nicht zu verkennenden Geschlechtern besteht, ist sie auch aus drei besondern Ständen zusammengesetzt, nämlich, wie die Deutschen sagen, durch den Lehr-, Wehr- und Nährstand, bei welchen das Verdienst nicht ausgeschlossen sein darf; wie ich das alles in meiner oben angeführten Schrift: Grund- und Aufriß des christlich-germanischen Kirchen- und Staatsgebäudes umständlich und urkundlich, und in der Schrift: die europäischen Kirchen- und Staatsgrundsätze im Geiste unserer Zeit vorgetragen, dargethan habe.

Wir kennen die Geschichte der Menschen auf der Erde nur seit sechstausend Jahren her, und theilen sie in die Geschichte der alten und neuen Welt. Schon in der Geschichte der ersten und ältesten Völker finden wir bei Juden und Heiden die Theokratie mehr oder weniger vorherrschend. Die räsonnirenden Griechen wollten durch ihre Philosophie die Sophokratie oder Logokratie über jene erheben, und zerstörten allmählig alle die heiligen und bürgerlichen Institute der Theokratie in den Gesinnungen der Menschen: die völlige Zerstörung überließen sie den Barbaren. Diese aber erhöhten die Theokratie wieder durch die Annahme des Christenthums. Was die neuesten Philosophen gethan haben, sehen wir vor unsern Augen.



